B. Kehse & Sohn in Magdbg.

CARL V.

Der Niederländische
Freiheitskrieg

nach

den besten Quellen bearbeitet

von

Otto von Corvin-Wiersbitzky.

Wahrlich, dieser Kampf ist einzig
in der Weltgeschichte.

v. Rotteck.

Erster Band.

Mit den Portraits Carl V. und Philipp. II.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1841.

146. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

„Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ring, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel enlschlossener Verzweiflung öber die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Weltkampfe siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstaud auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann."

Schiller.

Zu einer Zeit, wie die jetzige, wo man für die Freiheit so zartfühlend besorgt und stets bereit ist, für dieselbe Ströme, — wenn auch nicht Blut, doch — Tinte zu vergießen; wo die Fürsten es immer mehr aufgeben, „irdische Götter" spielen, sondern sich ernstlich bestreben, Menschen sein zu wollen; wo sie eben so leicht zu dem Titel „Tyrann" gelangen können, wie Andere zu dem „Märtyrer der Freiheit"; wo das Aussprechen

einer in einen Complimentenballen gewickelten Wahrheit, das Aufopfern einer unbedeutenden Stelle mit erbärmlichem Gehalt, Heldenthaten erster Größe genannt werden und die Bewunderung der ganzen Welt erregen; wo man mehr als jemals Werth auf Güter und Leben legt; in einer solchen verfeinerten Zeit scheint mir die Schilderung eines glorreichen und gerechten Aufstandes aus einer kräftigern, derberen, besonderes Interesse erregen zu müssen; aus einer Zeit, in welcher es noch einen wirklichen Tyrannen und ein Volk gab, welches, von demselben in seinen heiligsten Rechten gekränkt, auf die unerhörteste Weise mißhandelt, wirkliche Märtyrer der Freiheit hervorbrachte und nicht allein Heldenthaten auf dem Papier verrichtete, sondern im blutigen Kampfe für sein gutes Recht Güter und Leben opferte; welches nicht bei den ersten Unglücksfällen verzweifelnd die Hände in den Schoos legte, sondern durch dieselben auf's Neue erbittert und erfrischt, den Muth und die Kraft hatte, den ungleichsten Kampf nicht allein ein halbes Jahrhundert lang fortzusetzen, sondern auch glorreich zu endigen.

Die Deutschen, welche immer so glücklich waren, vortreffliche Fürsten zu besitzen, was schon dadurch bewiesen wird, daß sie denselben stets wie gute, folgsame Kinder gehorchten, zeigten von jeher die lebhafteste Sympathie für Völker, die nicht so glücklich waren, die unter unerträglichem Joche schmachteten und dieses abzuschütteln versuchten; die Griechen- und Polenvereine geben von dieser Theilnahme Zeugniß. Dieses edle Gefühl bürgt mir dafür, daß sie auch an dem Schicksal der von König Philipp II. von Spanien in den Staub getretenen Niederländer Antheil nehmen und den Schritten, welche dieses wackere Volk zur Erlangung seiner Freiheit that, mit Theilnahme folgen werden.

Diese Theilnahme muß aber nothwendig durch die Betrachtung gesteigert werden, daß der Zustand des niederländischen

Volkes, trotz des verschiedenen Charakters beider Zeiten, vor dem Ausbruche ihrer Revolution, große Aehnlichkeit mit unserm jetzigen Zustande hat. Die Verschiedenheit beider Zeiten wird durch das Verhältniß bedingt, in welchem die Kräfte zu einander stehen, die sie bewegen, nämlich Religion und Politik; dieses muß man bei der Parallele stets zum Grunde legen, welche ich wenigstens andeuten will, um das Interesse für die Geschichte des niederländischen Aufstandes mehr zu erregen, da eine sorgfältige Ausführung der Raum nicht erlaubt und auch aus andern Gründen, die der Leser leicht erkennen wird, nicht statthaft ist. —

Das Gebäude des Aberglaubens, welches die römisch-catholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte erbaut hatte, erreichte am Anfang des sechszehnten seine größte Höhe und man zimmerte daran oben noch immer lustig fort, ohne einzusehn, daß die unterdessen morsch und wurmstichig gewordenen Grundpfeiler desselben keine größere Last tragen konnten, sondern eher ein Abbrechen des schon Gebauten erfordert hätten.

Ein ähnliches Gebäude hatte die Politik aufgethürmt und dieses gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine ebenso gefährliche Höhe erreicht. Die Gewalt der Monarchie stand auf ebenso schwachen Füßen, wie im sechszehnten Jahrhundert die der Päpste; Beide führten durch eigene Schuld die großen Ereignisse herbei, die ihr einen für sie höchst gefährlichen und für die Welt höchst erfreulichen Stoß beibrachten. Im sechszehnten Jahrhundert war es Deutschland, der sonst so geduldige Elephant, welches die Fesseln der Hierarchie zerbrach; im achtzehnten das leicht erregbare Frankreich, welches den Despotismus der Könige stürzte. Beide gewaltige Ereignisse, Reformation und Revolution, äußerten den bedeutendsten Einfluß auf alle civilisirte Völker und der religiöse Fanatismus fand im sechszehnten Jahrhundert in den Niederlanden einen ebenso wohl

zubereiteten Boden, wie der politische im achtzehnten in Deutschland. Die Fürsten, welche die Grundsätze, nach denen sie herrschten, ebenso bequem fanden, wie die catholische Kirche die ihrigen, und ebenso wenig, wie die Päpste, einsehen wollten, daß dieselben nicht mehr für das Zeitalter paßten, leisteten der politischen und religiösen Aufklärung gleichen Widerstand. Die Resultate dieses eigensinnigen Beharrens waren dieselben, — langwierige, blutige Kriege.

Hätte sich Carl V. an die Spitze der Reformation gestellt und unter dem Schein, die Glaubensfreiheit befördern zu wollen, die andern europäischen, catholischen Fürsten vom Throne gestoßen und sich, oder seine Verwandten darauf gesetzt, so hätten wir in jener Zeit auch ein Pendant zu Napoleon. Da nun der Napoleon der Reformation fehlt, obgleich allenfalls sämmtliche deutsche protestantische Fürsten der Reformationszeit als ein Stückchen Bonaparte gelten können, so will ich in jener Zeit gleich bis zum Tode Carls V. und in unserer bis zum Sturze Napoleons fortschreiten. — Unsere Regierungen hatten die Macht der politischen Aufklärung kennen und ebenso sehr fürchten gelernt, wie die catholische Kirche und die mit ihnen, aus hier nicht hergehörigen Gründen, engverbündeten Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts, die der religiösen, und bestrebten sich auf gleiche Weise, sie zu unterdrücken. Hier habe ich nur die Niederlande und Deutschland zu berücksichtigen.

Philipp der Zweite vermehrte in den Niederlanden die Zahl der Bischöfe und führte hier die Inquisition ein, um den geheimen Ketzerverbindungen nachzuspüren und die Mitglieder derselben zu verbrennen, lebendig zu begraben, oder auf andere Weise am körperlichen Leben zu strafen; in Deutschland vermehrte man — die geheime Polizei und führte Commissionen ein, um den politischen Ketzer=, oder wie es hieß, Demagogenverbindungen nachzuspüren und die Mitglieder derselben zu ver=

bannen, einzusperren, ihrer Aemter zu entsetzen, oder auf andere Weise am bürgerlichen Leben zu strafen. Das Gerichtsverfahren der Inquisitionen war ebenso in Dunkel gehüllt, wie das dieser Commissionen; man lernte beider Wirksamkeit nur aus den Schlägen kennen, welche sie austheilten. — — — Um die religiösen Verhältnisse zu ordnen, um eine Richtschnur für den Glauben aufzustellen, hielt man die tridentinische Kirchenversammlung; in Deutschland bestand ebenfalls ein Concil von Diplomaten, welches einen politischen Catechismus redigirte; wer diesen übertrat, war ein Demagoge, wie der Uebertreter der Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung ein Ketzer. Lansac, ein geistreicher Franzose, sagte in jener Zeit, die heilige Versammlung zu Trident erhalte den sie belebenden heiligen Geist im Felleisen des Courriers vom römischen Hofe zugeschickt; woher unser politisches Concil seinen Geist erhielt, überlasse ich dem Scharfsinn der Leser. Die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung wurden für ebenso zeitgemäß gehalten, wie der politische Catechismus unseres Diplomatenvereines und man nahm letzteren eben so bereitwillig in Deutschland auf, wie erstere in den Niederlanden. — —

Sowohl die catholische Kirche im sechszehnten Jahrhundert, wie die Fürsten unserer Zeit, glaubten, daß ihre Mittel geholfen hätten, es täuschte sie die momentan eingetretene Ruhe und schärfer griffen sie in die Zügel. Da erhoben sich in Frankreich die Anführer der Protestanten und schlugen an ihren Schild, daß es weit hin durch Europa und vor Allem stark in den benachbarten Niederlanden wiederhallte. Bei dem bekannten, ersehnten Ton lebte der Muth der Unterdrückten auf. Der niederländische Adel schloß ein Bündniß, dessen Zweck es war, eine größere Freiheit in Bezug auf die Religion zu erzwingen. Die hierdurch ermuthigte, unterdrückte Partei nahm nun mit Gewalt, was man ihren Bitten bisher verweigerte und vernichtete

in ihrer Wuth die Zeichen, welche sie an ihre Knechtschaft erinnerten; Heiligenbilder, Cruzifixe, Altäre und Bilder stürzte sie über den Haufen; die Regierung mußte diese Greuel geschehen lassen, da sie zu schwach war, sie zu hindern.

In unserer Zeit war es ebenfalls Frankreich, welches die Fürsten aus ihrem Sicherheitstraume erweckte. Unzufrieden mit den Resultaten, welche die so viel Blut kostende Revolution gehabt hatte, standen die Franzosen abermals auf, verjagten ihren König und schufen sich eine Regierung, die mehr nach ihrem Sinne war. Die benachbarten Völker und auch die Deutschen wurden, wie in jener Zeit die Niederländer, von dem Taumel ergriffen. Laut und drohend verlangten sie eine zeitgemäßere Regierung und erreichten hie und da ihren Zweck; ein deutsches Völkchen vertrieb gar seinen Fürsten und führte ein Stückchen Bildersturm auf, indem es dessen Palast plünderte und verbrannte. Wie in den Niederlanden die Bilderstürmer gemeines, verworfenes Gesindel waren, das Niemand kannte, so auch die Zerstörer jenes herzoglichen Schlosses; kein ordentlicher Bürger nahm daran Theil; wie dort einige Edelleute aus selbstsüchtigen und niedrigen Absichten dazu anfeuerten, ja sogar den Pöbel für das Zerstörungswerk bezahlten, so auch hier. Wie in den Niederlanden Obrigkeiten und Militair, „weil es ihnen nicht geboten,“ zögerten, dieses Raubgesindel mit den Waffen in der Hand zu verjagen, so geschah es auch bei dieser Gelegenheit.

Sowohl in den Niederlanden wie bei uns, bildeten sich Verbindungen, deren ursprünglicher Zweck wohl ein lobenswerther sein mochte; allein gar bald gewann die Zahl derjenigen Mitglieder die Oberhand, welche einen gänzlichen Umsturz der Dinge wünschten, gleichviel ob zum Nachtheil ihres Vaterlandes oder nicht; sie hatten die meiste Hoffnung, dabei zu gewinnen, da sie nichts zu verlieren hatten. In den Nieder-

landen bestanden diese Verbindungen hauptsächlich aus Adligen; dies war — dem Geist der Zeit gemäß — bei uns nicht der Fall, denn was oben erwähnt wurde, war nur eine, durch besondere Umstände hervorgerufene Ausnahme, sondern im Gegentheil nimmt bei uns der Adel diejenige Stellung zum Throne ein, welche die der catholischen Geistlichkeit jener Zeit zum römischen Stuhle war. — Das Hambacher Fest bildet ein Pendant zur Versammlung des Adels zu St. Truyen; auf beiden Congressen, die gleich unordentlich und stürmisch waren, gewannen die Exaltirten die Oberhand und Vorschläge kamen zum Vorschein, welche die wahren Freunde des Vaterlandes nicht billigen konnten; diese wünschten Regen, aber keinen Wolkenbruch. Als nun gar nach der Versammlung zu St. Truyen der Bildersturm ausbrach und nach dem Hambacher Fest überall so unüberlegte Knabenstreiche ausgeführt wurden, schämten sich diese wahren Liberalen der Gemeinschaft mit Bilderstürmern und Hambachern und eilten, sich von einer so wenig Ehre bringenden Verbindung loszumachen. Selbst die geheimen Lenker der Bewegungen in beiden Ländern gaben diese Tollköpfe auf und der Bestrafung der Obrigkeiten preis, welche, diese Uneinigkeit benutzend, bald Mittel fanden, die Ruhe wieder herzustellen.

Diese Ruhe gleicht aber bei uns der in den Niederlanden, denn die Hauptursachen der Unruhen sind bei uns ebenso wenig entfernt, wie sie es dort waren. Bei den Niederländern dauerte sie nicht lange; König Philipp sandte ihnen, anstatt eines vernünftigen Vermittlers, der ihm die Provinzen erhalten hätte, die er verlor, den Herzog Alba, dessen unerhörte Grausamkeit den unter der Asche glühenden Funken zu hellen Flammen der Empörung anbließ. Wir haben unter unsern Fürsten keinen Philipp, deshalb auch keinen Alba zu fürchten, sondern gegründete Hoffnung, daß Fürsten und Volk sich zu beiderseitiger Zufriedenheit allmälig verständigen werden; allein sollte dennoch

unsre Zeit einen Philipp hervorbringen, so mögen er und sein Volk auf die schönen Worte Schillers blicken, die ich dieser Vorrede voransetzte. — —

Die Leser werden sich wundern, daß dieser interessante, historische Stoff in neuerer Zeit so wenig bearbeitet worden ist, während man doch weit uninteressantere Perioden der Geschichte bis zum Ueberdruß ausbeutete; allein der Grund hiervon liegt wohl zum Theil in dem Umfang und der Schwierigkeit der Arbeit, die nicht, wie es so häufig der Fall, durch den Mangel an guten Quellen, sondern im Gegentheil, durch die zu große Menge derselben entsteht. Geistreiche Schriftsteller des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, aus allen Nationen, haben den Aufstand der Niederländer beschrieben, und da man, will man etwas Gutes leisten, alle, oder doch wenigstens die meisten dieser sehr umfangreichen Werke gelesen und durchstudirt haben muß, so gehört große Ausdauer zu diesem Unternehmen, welche nicht die Haupttugend unserer Schriftsteller zu sein scheint. Ein anderer Grund, der Manche von der Bearbeitung dieser großartigen Begebenheit abgehalten haben mag, ist der, daß Schiller dieselbe in seinem „Abfall der Niederlande" begonnen hat, wodurch der neue Bearbeiter sich für einen nicht unbedeutenden Theil seines Werkes einer Vergleichung mit unserm großen Dichter aussetzt, die nicht sehr angenehm ist, da derselbe einen herrlichen Styl und außerdem, seiner Arbeit ein Lüstre zu geben, allerlei Mittel angewandt hat, welche der gewissenhafte Geschichtsschreiber als unstatthaft verwirft; so läßt er die handelnden Personen, nach dem Muster des Strada, oft sehr schöne Reden halten, die zwar die Schönheit und Lebendigkeit der Darstellung erhöhen, allein weder im Character jener Zeit, noch historisch sind; gegen dieselben muß natürlich die bloße Inhaltsangabe der in den verschiedenen Rathversammlungen stattgefundenen Erörterungen, welche uns nur die authentischen

Quellen angeben, höchst unvortheilhaft abstechen. Einige Bearbeiter umgingen diese unangenehme Vergleichung und fuhren da fort, wo Schiller aufhörte; allein dadurch entstanden Werke, bei denen Kopf und Körper nicht paßten.

Wage ich es nun, die Geschichte des niederländischen Aufstandes von Anbeginn zu schreiben, so liegt diesem Unternehmen nicht etwa der anmaßende Glaube zu Grunde, als könne ich es wagen, mich in Bezug auf die Schönheit der Darstellung mit Schiller zu messen, sondern einzig und allein der Wunsch, ein vollständiges, zusammenpassendes Werk zu liefern. Um aber auch den Anschein zu vermeiden, habe ich mich bemüht, mein ganzes erstes Buch, welchen Abschnitt Schiller grade behandelte, so einfach wie möglich zu halten und was demselben, in Vergleich mit unserm Dichter, an Schmuck der Rede abgeht, durch größere historische Treue zu ersetzen. Ich konnte dies um so eher thun, ohne die Einheit des Ganzen zu stören, da dieses erste Buch eigentlich nur die Einleitung zu dem bildet, was ich schildern will, zum niederländischen Freiheitskriege.

Was nun die Eintheilung betrifft, die ich in meinem Werke machte, so hielt ich sie für die natürlichste und zweckmäßigste, und daß ich gleich mit dem Regierungsantritt Philipps begann, geschah aus dem Grunde, weil Alles, was der Leser, um die Geschichte des niederländischen Krieges zu verstehen, zu wissen braucht, in dem Werkchen enthalten ist, welches ich eigens zu diesem Zwecke geschrieben habe. Der Titel desselben ist: „Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II. nebst einer Beschreibung des Landes im Jahre 1560." Aus Gründen, die in der Vorrede desselben angegeben sind, wurde es in der Art vom Hauptwerke getrennt, daß die Abnehmer des Letztern nicht gezwungen sind, es ebenfalls zu kaufen, obgleich es eigentlich dazu gehört.

Mir bleibt jetzt nur noch übrig, Rechenschaft darüber zu geben, welche Quellen ich benutzte, und wie ich sie benutzte. Wie ich schon oben sagte, ist die Zahl derselben außerordentlich groß. Bei ihrer Benutzung ist sehr viel Vorsicht nöthig, da die Verfasser meistens im Geiste der Partei schrieben, welcher sie angehörten und manche wichtige Begebenheiten von verschiedenen Schriftstellern auf die verschiedenste Weise erzählt sind. Die beachtenswerthesten, mir zugänglichen Werke über den Aufstand der Niederländer, oder einige Jahre desselben, sind folgende: Die Memoiren des Staatsrathes Hopperus, das Leben und die Briefe des Präsidenten Viglius, de Thou, Strada, Burgundius, Meursius, Reydanus, Bentivoglio, de Grote, Bor, Hooft, Meteeren; die Prozeßacten der Grafen Egmont und Hoorne, die Apologie des Prinzen von Oranien; G. Brandts Geschichte der Reformation in den Niederlanden; neuere beachtenswerthe Werke über diesen Gegenstand sind Wagenaars allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, Van der Vynkts Unruhen in den Niederlanden, Watsons Geschichte Philipp des Zweiten u. s. w. u. s. w.

Wagenaars Vorrede und Van der Vynkt geben über die näheren Verhältnisse der Verfasser dieser Werke und über die Art, wie man sie benutzen soll, sehr viel Belehrendes. Ich will die Leser durch Weitläuftigkeit nicht ermüden und mir nur über einige dieser Quellenwerke Bemerkungen erlauben. Stradas Werk: Historia de bello Belgico wird als eines der vorzüglichsten betrachtet und verdient dies auch in vieler Beziehung; allein man muß es mit großer Vorsicht benutzen, wie der Leser aus den folgenden Notizen sehen wird. Pater Fabian Strada, ein aus Rom gebürtiger Jesuit, schrieb dieses Werk auf Befehl des Herzogs Alexander von Parma, zu welchem Zweck er Zutritt zum Archiv hatte und die geheimsten Briefe benutzen konnte, die während der Statthalterschaft der Herzogin von Parma und

ihres Sohnes einliefen. Er wußte dieselben sehr gut zu gebrauchen, nur verfuhr er zu pedantisch dabei, indem durch die Genauigkeit in solchen Stellen die Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit in andern, wo er nicht solche Hülfsquellen hatte, zu deutlich hervortritt. Sein Werk, welches er, wie Van der Vynkt sagt, füglicher Historia gentis Farnesiae hätte nennen können, (denn es ist im Grund nichts anderes, als eine Lobrede der Margarethe von Parma und ihres Sohnes), ist nach dem Muster der alten Griechen und Römer, besonders des Titus Livius, geschrieben und mit allem rednerischen Schmucke ausgestattet. — Ueber Hoppers Werk und die Briefe des Viglius, welche in Hoynk von Papendrechts Analecta Belgica enthalten sind, habe ich im Werke selbst das Nähere gesagt. Die wichtigsten Dienste bei meiner Arbeit leistete mir Wagenaars vortreffliche allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande; derselbe hat Werke und Dokumente benutzt, die ich theils niemals in Händen bekommen, theils nicht verstehen konnte, weil ich der holländischen Sprache, in der sie geschrieben sind, nicht hinreichend mächtig bin, und selbst Wagenaar würde ich unbenutzt haben lassen müssen, wenn wir nicht eine vortreffliche Uebersetzung seines Werkes besäßen; derselbe Fall ist es mit Meteeren; Brandt benutzte ich vermittelst eines französischen Auszuges. Sehr wichtig und nützlich war mir das Werk Van der Vynkts, von welchem Toze in der Vorrede zu seinem Auszuge aus dem Wagenaar spricht, das er aber nicht kennen konnte, da es damals noch keine Uebersetzung gab und das französisch geschriebene Original nur in einer Auflage von sechs Exemplaren existirte. Schiller kannte dieses Werk ebenfalls nicht, da er 1788 schrieb und die Uebersetzung erst 1793 erschien. Van der Vynkt war Mitglied des Staatsrathes von Flandern und vollendete sein Werk den 16. März 1765, von dem der bevollmächtigte Minister Maria Theresias in den Niederlanden, Graf von Coblenzl, die ge-

nannte kleine Auflage machen ließ. Van der Vynkt benutzte viele Tagebücher aus der Zeit des niederländischen Aufstandes, Archivurkunden und außerdem die oben angeführten ältern Werke; ich verdanke ihm viele neue, interessante und wichtige Nachrichten, doch muß ich gestehen, daß die Erwartungen, welche ich von diesem Werke hatte, nicht so befriedigt worden sind, wie ich nach den mancherlei Anpreisungen, die vor der Uebersetzung geschrieben wurden, gehofft hatte. Von den übrigen genannten Werken und von den neuern, besonders französischen, die ich benutzte, und andern, welche ich zu einzelnen Theilen meiner Arbeit brauchte, halte ich es für überflüssig, etwas zu sagen, und bemerke nur, daß der Reichthum der hiesigen Bibliotheken und die wahrhaft seltene Gefälligkeit, mit der mir die Benutzung derselben erlaubt wurde, mich auf sehr erfreuliche Weise unterstützte.

Der Herr Verleger hat, wie man es von allen seinen Verlagswerken gewohnt ist, auch bei der äußern Ausstattung dieses, keine Kosten gescheut; die Portraits sind meistens nach den in der Ausgabe des Meteeren von 1629 enthaltenen Kupfern gezeichnet worden. So mag denn dies Werk in die Welt gehen, recht viel Theilnahme im Publikum und billige Richter unter den Kritikern finden.

Leipzig, im Frühjahr 1841.

Inhalt.

Einleitung.

König Philipp II. in den Niederlanden.

Seite

Erstes Kapitel: Philipps Macht. — Sein Character. — Seine ersten Schritte in den Niederlanden. 3

Zweites Kapitel: Krieg in Italien. — Krieg in Frankreich. — Schlacht bei St. Quentin. 19

Drittes Kapitel: Fortgang des Krieges. — Eroberung von Calais. — Schlacht bei Gravelingen. — Friede zu Chateau=en=Cambresis. 35

Viertes Kapitel: Wahl eines Oberstatthalters der Niederlande. — Prinz Wilhelm von Oranien. — Graf Egmont. — Christine von Lothringen. — Margarethe von Parma. 50

Fünftes Kapitel: Philipps Pläne. — Ständeversammlung zu Gent. — Abreise Philipps. 63

Sechstes Kapitel: Die Regierungsform der Niederlande. 74

Erstes Buch.

Margarethe von Parma.

Erstes Kapitel: Stimmung des Volkes. — Die spanischen Truppen verlassen die Niederlande. 89

Zweites Kapitel: Cardinal Granvella. — Barlaimont. — Viglius von Zuichem. — Hopper. 98

Seite

Dritteſ Kapitel: Die Errichtung neuer Bisthümer in den Niederlanden. 126
Viertes Kapitel: Die ſpaniſche Inquiſition. 135
Fünftes Kapitel: Religionsunruhen in Frankreich und in Savoyen. — Kirchenverſammlung zu Trident. — Reformirte in den Niederlanden. 147
Sechstes Kapitel: Zuſtand der Regierung nach Granvella's Abreiſe. — Egmonts Geſandtſchaft nach Spanien. — Geſchärftere Religionsedikte. — Einführung der Beſchlüſſe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung. — Allgemeine Aufregung in den Niederlanden. . . . 163
Siebentes Kapitel: Verſchwörung des Adels. — Das Compromiß. — Die Geuſen. 187
Achtes Kapitel: Die Moderation. — Geſandtſchaft des Barons von Montigni und des Markgrafen von Bergen nach Spanien. — Oeffentliche Predigten. — Verſammlungen der Conföderirten zu St. Truyen. . . 217
Neuntes Kapitel: Der Bilderſturm und ſeine nächſten Folgen. 248

Einleitung.

König Philipp II. in den Niederlanden.

Seite

Drittes Kapitel: Die Errichtung neuer Bisthümer in den Niederlanden. . . . . [illegible]
Viertes Kapitel: Die spanische Inquisition. . . . . [illegible]
Fünftes Kapitel: Religionsunruhen in Frankreich und in Ungarn. — Kirchenversammlung zu Trident. — Religionsedikte in den Niederlanden. . . . . [illegible]
Sechstes Kapitel: Zustand der Regierung nach Granvella's Abreise. — Egmont's Gesandtschaft nach Spanien. — Geschärftes Religionsedikt. — Einführung der Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung. — Allgemeine Aufregung in den Niederlanden. . . . [illegible]
Siebentes Kapitel: [illegible] — Das Compromiß. — Die Geusen. . . . . [illegible]
Achtes Kapitel: Die Moderation. — Gesandtschaft des Barons von Montigny und des Marquis von Bergen [illegible] — Versammlungen der Confoederirten zu St. Truyen. . . . [illegible]
Neuntes Kapitel: Der Bildersturm und seine nächsten Folgen. . . . . [illegible]

B. Kehse & Sohn in Magdbg.

PHILIPP II.

Erstes Kapitel.

Philipps Macht. — Sein Character. — Seine ersten Schritte in den Niederlanden.

Niedergedrückt durch Krankheit und den Wechsel des Glücks, vielleicht dazu veranlaßt durch den gefährlichen Ehrgeiz seines Sohnes, stieg Kaiser Carl V. vom Thron und übergab alle Kronen, die er zu vergeben hatte, seinem Sohne, dem Könige Philipp II. Gern hätte er auch die deutsche Kaiserkrone auf dieses Haupt gesetzt, allein Deutschlands guter Genius verhinderte seinen Plan; mit Entrüstung verwarfen die Kurfürsten dieses Ansinnen, denn ihnen mißfiel Philipp ebensosehr, wie er den Franzosen, Engländern und Niederländern mißfallen hatte. Doch auch ohne diese Kaiserkrone, die mehr Ehre als Gewalt gab, war Philipp der mächtigste Monarch Europas; das Land, welches er das seinige nannte, war unermeßlich und die Hülfsquellen, über welche er zu gebieten hatte, schienen unerschöpflich. In Europa gehörten ihm die Königreiche Arragonien und Castilien, Navarra, Neapel und Sicilien; das Herzogthum Mailand, die Grafschaft Burgund und die Niederlande, deren siebenzehn Provinzen Carl V. erst vollständig unter seiner Herrschaft

vereinigt hatte. In Asien besaß Philipp die Sund=Inseln, die Philippinen und einen Theil der Molukken; in Afrika Tunis, Oran, das grüne Vorgebirge und die canarischen Inseln; in Amerika die großen Reiche Peru, Mexiko, Neuspanien und Chili; die Inseln Hispaniola, Cuba und noch eine Menge kleinerer. Seine Flotte war der jeder andern Macht überlegen und seine zahlreichen Heere bestanden aus den geübtesten, besten Kriegern, welche von ihren Feldherrn, den berühmtesten der damaligen Zeit, schon oftmals zum Siege geführt worden waren. Seine Einkünfte überstiegen die aller andern europäischen Fürsten zusammen; allein die neue Welt sandte ihm jährlich an fünfundzwanzig Millionen Gulden.

Betrachten wir die Lage Europas zur Zeit als König Philipp II. den Thron bestieg, so wird es uns klar werden, welches Uebergewicht er behauptete und wie wenige Fürsten geneigt, oder im Stande waren, den Plänen, welche sein Ehrgeiz ersinnen konnte, Hindernisse in den Weg zu legen.

Portugal hatte unter der Regierung seines Königes Johann III., den höchsten Gipfel seines Ruhms erstiegen; Portugiesen fanden den Seeweg nach Ostindien und dieses Land, wie die dasselbe umspülenden Meere waren der Schauplatz ihrer glänzenden Heldenthaten. König Johann war nun alt; geachtet von seinen Nachbarn, geliebt von seinen Unterthanen, war es einzig sein Bestreben, dieselben glücklich zu machen und ihnen einen Reichthum und Segen bringenden Frieden, besonders mit seinen nächsten Nachbarn den Spaniern, zu erhalten.

Italien hing mehr als jedes andre Land von König Philipp ab. Der Kirchenstaat, den Papst Paul der Dritte durch die Schenkung der Herzogthümer Parma und Piacenza an seinen Neffen Octavio Farnese, bedeutend verkleinert hatte, war von dem Königreich Neapel und dem Herzogthum Mailand eingeschlossen, konnte also bei der leisesten feindlichen Bewegung des

Papstes, leicht von Philipps Truppen besetzt werden und wenn derselbe auch ein eifriger Katholik und treuer Beschützer der Kirche war, so konnten ihn politische Umstände vielleicht dennoch veranlassen, die Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhl ebenso aus den Augen zu setzen, wie es sein Vater, der Kaiser, gethan hatte. Es war also anzunehmen, daß sich der Papst eher um die Freundschaft Philipps bewerben, als ihm feindlich entgegen treten werde.

Cosmus von Medici hatte das Herzogthum Toscana von Carl V. erhalten; Dankbarkeit und Klugheit mußten ihn zum Freunde von dessen Sohne machen. —

Octavio Farnese war durch den Kaiser seiner Herzogthümer beraubt worden und nur allein durch die Gnade Philipps konnte er dieselben wieder zu erhalten hoffen. — In ähnlichem Fall befand sich der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, dessen Land die Franzosen erobert hatten und besetzt hielten. Er selbst war zu schwach, es ihnen zu entreißen und seine ganze Hoffnung beruhte ebenfalls auf König Philipp. Venedig hatte seit der Ligue von Cambrai eingesehn, daß sein ungemessener Ehrgeiz unklug und es ihm erspießlicher sei, in allen Kriegen wo möglich neutral zu bleiben und sich das allgemeine Wohlwollen, und vorzüglich des Königes Philipp zu erhalten, der am geeignetsten war, den Hauptfeinden der Republik, den Türken, Abbruch zu thun.

Der deutsche Kaiser war Philipps Oheim und hätte derselbe wegen der frühern Bemühungen um die Kaiserkrone auch Ursache gehabt, die Macht seines Neffen mit mißtrauischem Auge zu betrachten und ihrem ferneren Anwachsen Hindernisse in den Weg zu legen, so hatte er doch genug damit zu thun, die Ruhe in Deutschland zu erhalten und seine Grenzen gegen die immer wachsende Macht der Türken zu schützen.

War auch die Stimmung des englischen Volkes wenig günstig für Philipp, so war es doch seiner Königin, Maria, knechtisch unterthan und diese Philipps Gemalin; er selbst führte den Titel eines Königs von England. Im Heirathsvertrage war zwar festgesetzt worden, daß Philipps Kriege England nichts angehen sollten; allein wie leicht ließ sich, wie es auch später wirklich geschah, ein Grund zur Theilnahme an einem solchen Kriege hervorsuchen, wenn die Königin einen Grund finden wollte.

Dänemark und Schweden waren nach langen Kriegen endlich zur Ruhe gekommen; beide Reiche konnten nicht daran denken, sich in auswärtige politische Händel zu mischen, und ihre verständigen Könige waren eifrig bemüht, die Wunden, welche die Kriege geschlagen hatten, zu heilen und ihren Ländern den so nothwendigen Frieden zu erhalten.

Es bleibt uns jetzt nur noch Frankreich übrig. Sein König war der einzige Fürst, der Philipp allenfalls das Gegengewicht halten konnte. War sein Reich auch nicht so groß, als das des spanischen Königs, so bildete es doch eine ansehnliche, zusammenhängende Ländermasse, die sich von Calais bis zum mittelländischen Meere und Italien, von den Pyrenäen bis nach Deutschland und den Niederlanden erstreckte und den Zusammenhang von Philipps Besitzungen trennte, was bei einem Kriege von Wichtigkeit war. Heinrich II. stand an der Spitze dieses mächtigen Reiches, und besaß er auch nicht die kriegerischen Talente seines Vaters, des Königs Franz I., so ersetzten diesen Mangel geschickte Feldherrn, unter denen sich der Marschall von Brissac, der Eroberer von Savoyen, der durch seine übermenschliche Tapferkeit berühmte Connetable von Montmorenci und der Vertheidiger von Metz gegen Alba und den Kaiser, der Herzog von Guise, Franz von Lothringen, auszeichneten. Seit Jahrhunderten war das französische Volk an den Krieg gewöhnt;

unter dem zahlreichen Adel hatte sich noch ganz und ungeschwächt der ritterliche Geist des Mittelalters erhalten; die Künste des Friedens waren ihm fremd, Tapferkeit galt als die einzige Tugend und mit Begeisterung kämpfte er für den Ruhm der Nation und der Krone. — Heinrich II. hatte den Ehrgeiz und die Feindschaft gegen den Kaiser Carl V. von seinem Vater geerbt; er nahm sich des vertriebenen Octavio Farnese an und verband sich sogar mit den protestantischen Fürsten, obgleich er in seinem Lande die neue Lehre auf das Heftigste verfolgte; ja selbst mit den Türken hatte er ein Bündniß geschlossen. Der Krieg gegen den Kaiser endete durch den Waffenstillstand von Vaucelles auf eine für denselben sehr wenig ehrenvolle Weise; Heinrich blieb im Besitz von Savoyen und Piemont und der Städte Metz, Toul und Verdun, welche Frankreichs Grenze gegen Deutschland zu schützten. Carl würde diesen Waffenstillstand niemals eingegangen sein, wenn er nicht schon die Absicht gehabt hätte, seine Kronen niederzulegen und er einige Jahre Ruhe seinem Sohne für nöthig hielt.

Bildeten nun auch die Niederlande nur einen kleinen Theil der unermeßlichen Besitzungen Philipps, betrug ihr Flächeninhalt auch kaum so viel als der dritte Theil Italiens, so war doch auf diesem kleinen Stücke Land eine Masse von Reichthum zusammengedrängt, wie ihn bedeutend große Königreiche nicht aufweisen konnten. Es war dicht besät mit schönen Städten, stattlichen Dörfern, Klöstern, Abteien, unzähligen Schlössern und Adelssitzen; alle diese Orte waren fast überfüllt von fleißigen, gutartigen Menschen. Die Hülfsquellen dieses Landes waren unerschöpflich, wenn eine vernünftige Regierung den Handel begünstigte, der Reichthum über alle Einwohner verbreitete. Ganz Europa mußte dazu beitragen, denselben zu vermehren, denn in den Händen der reichen Kaufherren zu Antwerpen und der andern großen, niederländischen Städte befand sich der Welt-

handel. Schiffe, beladen mit den Producten aller Länder liefen in den niederländischen Häfen ein, von wo aus der größte Theil des übrigen Europa damit versehen wurde.*) Niederländische Kaufleute übertrafen Fürsten an Pracht und Reichthum. Die Einkünfte, welche der Landesherr aus den Niederlanden bezog, kamen denen der Könige von England gleich, ehe hier die geistlichen Güter eingezogen wurden. Die vierzig Millionen Gold, welche das Land, außer den gewöhnlichen Abgaben, dem Kaiser Carl V. zu seinen Kriegen beigesteuert hatte, sind ein Beweis von den außerordentlichen Hülfsquellen desselben. Diese offen zu erhalten, war das beständige Bestreben des Kaisers; unterdrückte er auch die Freiheit, kehrte sich seine Wille auch an keine Privilegien, so beobachtete er doch immer eine kluge Mäßigung, indem er wohl einsah, daß man den Acker nicht verderben darf, von welchem man erndten will. Er verfolgte mit großer Strenge die Anhänger der reformirten Lehre, allein er wußte diese Härte auch zu mildern, wenn er sah, daß dieselbe die Quellen des Reichthums für das Land zu verstopfen drohte, die indirect auch für ihn flossen.

Der erste Thron, von welchem Carl V. herabstieg, war der niederländische; in einer feierlichen Versammlung zu Brüssel übergab er am 15. October 1555 seinem Sohne Philipp die Regierung dieses Landes.

Philipp II. wurde am 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren. Seine Erziehung vertraute man spanischen Geistlichen an, die sich durch ihre strenge Frömmigkeit auszeichneten, und schon frühzeitig zeigten sich an ihm alle übeln Folgen einer Pfaffenerziehung. Knechtische Furcht vor Gott, eine unbegrenzte Ehr-

---

*) Näheres über den Handel der Niederländer enthält das 18. Kapitel meines Werkchens: Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II. ꝛc.

furcht gegen die Kirche und ihre Diener und Haß gegen die Ketzer wurden Philipps Religion. Bußübungen und Gebete waren die Freuden seiner Kinderjahre, keine fröhlichen Spiele erheiterten dieselben; Frohsinn wurde weltliche Lust, Lachen eine Sünde genannt und es war daher kein Wunder, wenn seine Züge schon in der Jugend einen Ausdruck von Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit annahmen, der schlecht zu seinen Jahren paßte. Das ceremoniöse spanische Wesen, mit welchem man ihn von der Kindheit an behandelte, gab ihm schon frühe eine hohe Meinung von seiner Wichtigkeit und der Würde eines Königs; stets war sein Wesen gespannt, stets war er mißtrauisch und argwöhnisch, ob man ihm auch die ihm zukommende Ehre erweise. Tief durchdrungen von seiner hohen Würde, glaubte er alle Menschen tief unter sich und ein grader Blick, ein aufrecht vor ihm stehender Mann konnten ihn in Verlegenheit bringen. Wie er knechtisch vor Gott zitterte, so sollten auch alle Menschen vor ihm im Staube kriechen; in seiner Aufgeblasenheit hielt er sie kaum der Worte werth. und mußte er reden, so waren seine Worte kurz und abgebrochen; auch wollte er keine Sprache als die spanische ordentlich erlernen. Die Erzählungen seiner Erzieher von den Unruhen in Spanien während der Minderjährigkeit seines Vaters flößten ihm frühzeitig einen Haß gegen die Niederländer ein, der nur von dem gegen die Ketzer übertroffen wurde. Man kann sich denken, mit welchen schwarzen Farben diese ihm geschildert wurden. Alle Feinde des Kaisers wurden Ketzer genannt und alle Nachrichten, welche er aus Deutschland und den Niederlanden von den Fortschritten der neuen Lehre erhielt, dienten nur dazu, seinen Haß gegen die Anhänger derselben zu verstärken. —

Schon in sehr jungen Jahren wurde Philipp von seinem Vater die Regierung von Spanien anvertraut, und er führte dieselbe zur allgemeinen Zufriedenheit, denn ein Fürst, der so

sehr zu ihrem Character paßte, der so durch und durch Spanier war, mußte den Spaniern gefallen, wie diese ihm. In früher Jugend ließ ihn sein Vater nach den Niederlanden kommen, um dem Volke seinen künftigen Herren zu zeigen und diesem Gelegenheit zu geben, sich die Liebe desselben zu erwerben. Wie wenig entsprach Philipp dieser Absicht. Das freie, ungezwungene Wesen des niederländischen Volkes verletzte ihn und setzte ihn in Verlegenheit, er fühlte sich in seiner Mitte unbehaglich; Alles, was nicht nach spanischem Zuschnitt war, mißfiel ihm. Deshalb umgab er sich auch hier mit spanischen Edelleuten und hielt jeden Niederländer möglichst fern von sich; er trug spanische Kleidung und lebte in den Niederländen, als sei er mitten in Spanien. Dieses Betragen mußte den Niederländern um so unangenehmer auffallen, da das Benehmen des Kaisers so verschieden von dem seines Sohnes war. Carl sprach fünf Sprachen geläufig und wo er sich aufhielt, fügte er sich den Sitten des Landes. Besonders gefielen ihm die der Niederländer, da er in ihrem Lande geboren und erzogen war; seine Landsleute umgaben ihn und Jeder, der ein Anliegen an ihn hatte, fand leicht Zutritt und mit Jedem unterhielt er sich herablassend und freundlich. Wie wenig kostete ihn diese Freundlichkeit und wie groß war der Nutzen, den sie ihm brachte. Doch nicht allein den Niederländern mißfiel Philipp; den Franzosen wurde er lächerlich, die Engländer, deren Königin er geheirathet, begegneten ihm verächtlich, den Deutschen war er verhaßt. Mit trüben Ahnungen sahen die Niederländer in die Zukunft; auf Philipps frostigem Gesichte, dem keine Freudenbezeigungen des Volkes ein Lächeln abgewinnen konnten, das sich bei seinen feierlichen Einzügen in die Hauptstädte des Landes vor den freudigen und neugierigen Blicken des dicht am Wege geschaarten Volkes, scheu und mürrisch in die Ecke seiner Kutsche versteckte, las der Menschenkenner das künftige Schicksal des Landes. Diesem

dummstolzen Benehmen und unfreundlichem Gesicht verdankte Philipp den Verlust der besten niederländischen Provinzen, denn es entfremdete ihm die Herzen seiner Unterthanen. Er mag späterhin diesen Fehler eingesehen haben, oder vielleicht thaten es seine Rathgeber für ihn, denn bei einer andern Gelegenheit versuchte er seinen in spanische Stiefeln geschnürten Geist in eine andre Form zu zwingen. Als er nämlich im Jahr 1581, nach dem Tode Cardinal Heinrichs, des letzten Königs von Portugal, dieses Reich eroberte, auf welches er die nächsten Ansprüche hatte, erschien er bei seinem Einzuge überall in portugiesischer Kleidung und zwang sich zu einer Herablassung und Freundlichkeit, die ihm so wenig natürlich war und die zu manchen lächerlichen Scenen Veranlassung gab. Als er von Elvas nach Campo Major ritt, trat ihm ein Weib aus der niedrigsten Volksklasse in den Weg, stellte sich dicht vor sein Pferd hin und schrie ihm zu: „Olhay Senhor que vos queremos verceme os ontros!“ („Haltet Sire! wir haben so gut Lust euch zu sehn, wie die andern“). Ein anderes Weib zu Santarem stellte sich vor ihn, sah ihm starr ins Gesicht und schrie: „Ei, es ist doch schade, daß so ein Herr, wie Ihr seid, unter den verfluchten Castilianern regiert.“ — Wie das Lächeln ausfiel, mit welchem Philipp diese Vertraulichkeiten aufnahm, kann man sich denken; in Spanien würde er diese Weiber haben hängen lassen, allein er hatte beschlossen, in Portugal guter Laune zu sein.

Als Philipp die Regierung antrat, war er nicht mehr jung; durch die Regentschaft in Spanien, während der Abwesenheit seines Vaters, war er das Regieren schon gewohnt, mit Ungeduld erwartete er, daß ihm alle Macht zufiel, und er empfand vielleicht eher Mißvergnügen darüber, daß es so spät geschah, als Freude über den Empfang so vieler Kronen. Er gerieth also nicht in den freudigen Taumel, der wohl junge Fürsten

ergreift, wenn sie zur Regierung gelangen, und der sie zur Milde und Freundlichkeit gegen ihre Unterthanen stimmt; er hatte die Regierung schon zu lange erwartet und trat sie mit vollkommen kühlem Blute an.

Können wir auch Carl V. weder ein Genie, noch einen großen Mann nennen, so müssen wir doch zugestehen, daß er ein kluger Mann war, der den verschiedenen Character der ihm untergebenen Völker erkannte und sie demgemäß regierte, der sein Reich mit klugem Auge übersah; allein Philipp fehlte dieser Ueberblick gänzlich, für seinen beschränkten Geist war das Reich zu groß, die verschiedene Beschaffenheit seiner Unterthanen verwirrte ihn, und gleich allen beschränkten Fürsten behandelte und regierte er sie nach allgemeinen Gesetzen und Regeln, die ihm geeignet schienen, sein Ansehn als Fürst und Herr zu erhalten und die Natur dieser Gesetze wurde durch die Ansicht motivirt, welche er von der Würde und der Gewalt eines Königes hatte, die wieder aus seinem Egoismus hervorging. Er schien fest an den Grundsatz zu glauben, daß alle seine Unterthanen nur seinetwegen geschaffen und dazu da wären, ihm blindlings zu gehorchen; jedes Abweichen von seinem absoluten Willen, ja von seiner Meinung galt für Hochverrath. Seine Unterthanen sollten in ihm ihren idrischen Gott anbeten, aus seinen Händen allein sollten sie ihr Schicksal empfangen; ein gnädiger Blick von ihm sollte ihre höchste Belohnung sein. Wie fast alle beschränkten Köpfe, die der Zufall an einen Platz gestellt hat, dem sie nicht gewachsen sind, war er außerordentlich thätig, — in Kleinigkeiten und Nebensachen. Philipp arbeitete viel selbst, aber seine Thätigkeit trug nur schlechte oder gar keine Frucht, da sie eine ganz unnütze war. Seine Briefe zeichneten sich, wenn auch nicht durch ihren Gehalt, so doch durch ihre übermäßige Länge aus. Seine Bescheide unter Bittschriften, die durch seine Hände gingen, waren meistens länger als diese.

Von seinen Untergebenen verlangte er die penibleste Accuratesse und so erschwerte und verlängerte er jedes Geschäft; seine Geheimschreiber mußten genau und sorgfältig schriftlich berichten, was den Tag über auf ihren Schreibstuben vorgegangen war. War irgend etwas zu beschließen, so hielt er täglich Junten und Rathsversammlungen, in denen es niemals zu einem Entschlusse kam, da er sich stets die Entscheidung vorbehielt. Kam diese nach langer Zeit endlich zum Vorschein, so zeigte sie sich gewöhnlich als die Bestätigung eines Vorschlages, der schon in der ersten Versammlung gemacht war, was aber Philipp nie anerkannte, sondern stets die Ehre der Erfindung selbst in Anspruch nahm. Hatte er aber auch wirklich einen Entschluß gefaßt, so war er seiner Sache doch immer noch nicht sicher, er verzögerte den Bescheid möglichst lange, und gab er denselben, so war er oft in so zweideutigen und unklaren Worten abgefaßt, daß er die Bittsteller in die größte Verlegenheit setzte.

Sein Lieblingswunsch war es, überall in seinen Staaten die katholische Religion aufrecht erhalten und die Ketzerei ausgerottet zu sehn; denselben zu erreichen setzte er alle Kräfte in Bewegung und galt es ihn zu befördern, konnte er selbst uneigennützig sein. Ob diesem Wunsche eine aufrichtige Frömmigkeit, oder Herrschsucht allein zum Grunde lag, darüber ist man sehr verschiedener Meinung. Einige Historiker nennen Philipp geradezu einen Heuchler, andre erheben seine Frömmigkeit bis in den Himmel. Es ist schwierig, hierüber richtig zu entscheiden, jedoch kann man annehmen, daß beide Behauptungen nicht ganz wahr sind. Der Glaube Philipps an die Lehren der katholischen Kirche war gewiß ebenso wenig geheuchelt, wie sein Haß gegen die Ketzer und die Aeußerung in seinen Briefen an die Statthalterin der Niederlande und den Staatsrath, „daß er lieber alle seine Königreiche verlieren, ja eher sterben, als im katholischen Glauben, oder in der Kirchenzucht auch nur die

geringste Veränderung dulden wolle," kam gewiß aus seinem Herzen. Der Umstand, daß er durch die Beschützung der katholischen Kirche zugleich seine Herrschaft zu befestigen glaubte, mag viel dazu beigetragen haben, seinen Eifer zu vermehren; aber deshalb kann man ihn in dieser Beziehung noch immer keinen Heuchler nennen. Zu den harten Maasregeln gegen die Ketzer und zu dem Eifer, mit welchem er die Ausrottung derselben betrieb, veranlaßte ihn vielleicht auch der Ehrgeiz, etwas durchzusetzen, woran sein so hoch über ihm stehender Vater gescheitert war; daß dieser aber manchmal aus politischen Gründen nicht die äußerste Strenge gebrauchen wollte, hielt Philipp für fehlerhaft; von der Verfolgung der Ketzer konnten ihn keine Rücksichten abhalten, ja er äußerte sogar einmal: „daß er lieber gar nicht, als über Ketzer herrschen wolle." — Wir wollen diese Notizen über den Character Philipps durch einige Worte Schillers beschließen; kürzer und treffender kann er nicht bezeichnet werden: „Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine finsteren Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem gemeinen Mann erscheint sie als Trösterin, als Erretterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte, demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere

Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. Carl V. eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirlich an sie glaubte u. s. w."

Das Mißtrauen, welches der unliebenswürdige Character Philipps bei den Niederländern erweckte, konnte sich nicht deutlicher aussprechen, als in der Abfassung des Eides, den er den verschiedenen Provinzen leistete;*) Philipp mußte dieses Mißtrauen fühlen, und dies trug gewiß nicht dazu bei, sein Wohlwollen gegen die Niederländer zu vermehren.

Der erste Schritt, den Philipp in den Niederlanden that, war die Ernennung eines neuen Oberstatthalters, da diese Stelle durch die Abreise der Königin Maria von Ungarn mit Carl V. nach Spanien, erledigt worden war. Seine Wahl fiel auf den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen.

Der Vater desselben, Herzog Carl III., hatte sein Land an die Franzosen verloren, weil er Kaiser Carl V. anhing, und Philipp hielt sich verbunden, ihn wenigstens einigermaßen zu entschädigen, um so mehr, da er nahe mit ihm verwandt, indem des Herzogs und des Königs Mütter Schwestern waren. Bald darauf ernannte er bei der ersten jährlichen Feier seiner Erhebung zum Großmeister des Ordens vom goldenen Vließe neunzehn neue Ritter, unter ihnen den Prinzen Wilhelm von Oranien, Philipp von Montmorenci Graf von Hoorne, Philipp von Croi Herzog von Arschot, Carl Baron von Barlaimont, Carl von Brimeu Graf von Megen, Johann von Glimes Markgraf von Bergen, Philipp von Stavele Baron von Chaumont und Glaion, Johann von Montmorenci Herr von Cour-

---

*) Kurzer Abriß d. G. d. N. bis auf Philipp II. Kap. XVIII.

rieres und Johann Graf von Ostfriesland. Die übrigen waren Deutsche und Spanier.

So lange Philipp in den Niederlanden war, hatte die Stelle des Oberstatthalters wenig zu bedeuten, indem er selbst die Regierung führte; die Einzigen, welche er dabei um Rath fragte, waren der Bischof von Arras, Jean Perrenot von Granvella, Herr von Barlaimont und Viglius. In Allem, was die Religion betraf, folgte Philipp dem Bischof von Arras am Meisten, und wahrscheinlich war dieser die Veranlassung dazu, daß der König noch vor Ablauf des Jahres **1555** den Befehl erließ, daß die, von Carl V. gegebenen, harten Edikte gegen die Ketzer, und besonders das von **1550**, strenge befolgt und in Ausübung gebracht werden sollten. Antwerpen hatte sich schon unter der Regierung des Kaisers diesen strengen Edikten mit Erfolg widerdersetzt und auch jetzt sprach es so kräftig dagegen, daß diese Verordnungen nicht nur für diese Stadt, sondern auch auf Befehl des Königs in ganz Brabant zurückgenommen wurde.

Diese Nachgiebigkeit und Gelindigkeit würde sehr auffallend erscheinen, wenn man nicht den Schlüssel zur Auflösung dieses Räthsels hätte. Brabant war diejenige Provinz, welche auf die Niederlande den größten Einfluß ausübte; was die Stände derselben beschlossen, diente sehr häufig denen der andern zur Richtschnur, und deshalb wünschte der König Brabant für sich zu gewinnen, da er im Begriff war, eine große Steuer von den Niederlanden zu verlangen. Der Waffenstillstand mit Frankreich war noch lange nicht abgelaufen; allein sowohl Philipp, als Heinrich II. schienen nicht geneigt, denselben zu halten und der König wünschte sehr, alle in den Niederlanden befindlichen Truppen unvermindert zu erhalten, was aber durchaus nicht die Ansicht der Staaten war. Diese Truppen bestanden aus drei Regimentern zu Fuß und mehren Geschwadern Reitern, deren

Erhaltung bedeutende Summen kostete und denen man überdies noch zwei Millionen und siebentausend Gulden schuldig war. Außerdem mußten auch die, seit Carl V. beständig unterhaltenen dreitausend niederländischen Reiter bezahlt, mehre angefangene Befestigungsbauten vollendet und die Besatzungen auf den Grenzen verstärkt werden. Zu all diesem brauchte Philipp eine Summe von achtzehnhundert Tonnen Goldes. Die gesammten Schulden der Niederlande, deren Liste Philipp im Oktober 1555 den Ständen hatte vorlegen lassen, belief sich auf drei Millionen und dreimal hundert und einige tausend Gulden, und er empfahl ihnen sehr, dies vor den Franzosen geheim zu halten, damit diese die Schwäche des Landes nicht kennen lernten. Nachdem er nun Alles gehörig vorbereitet glaubte, verlangte er im März in Brüssel eine Steuer, die aus dem hundertsten Pfennig von allen unbeweglichen und dem funfzigsten von allen Kaufmannsgütern bestehen sollte. Diese Art der Steuern war aber den Niederländern verhaßt, da durch dieselbe das Vermögen jedes Einzelnen entdeckt wurde, was Kaufleuten selten angenehm ist, und überdies der Kaufmann nicht immer gewiß angeben kann, was er besitzt, indem sein Vermögen in Handelsunternehmungen steckt, die auch unglücklich ausfallen können, und es deshalb sehr leicht vorkommt, daß er bei dieser Steuer zu hoch tarirt wird. Brabant und Flandern erklärten sich daher gegen diese Steuer und gewährten nur eine mäßige, runde Summe; Holland und die übrigen Provinzen wollten nicht eher eine Erklärung abgeben, als bis sie die Brabants wußten, und kaum erfuhren sie dieselbe, als sie Philipp ähnliche Anerbietungen machten. Trotz aller Mühe, die sich der Statthalter Beveren und auch der Herr von Brederode gaben, der, wie hieraus hervorzugehn scheint, damals strebte, sich bei dem Könige in Gunst zu setzen, bewilligte Holland nur dreihundert und dreißigtausend Gulden und machten diese mit dem Steuerantheil des

Prinzen von Oranien*) und der Grafen Egmont und Hoorne, welche der König vor Kurzem steuerfrei erklärt hatte, ungefähr die Summe von viermalhunderttausend Gulden aus, mit denen Philipp sich begnügen wollte.

*) Dieser erhielt die Steuerfreiheit für seine Gemalin, die Gräfin von Büren, durch welche dem Prinzen sehr große Besitzungen in den Niederlanden zufielen.

Zweites Kapitel.

Krieg in Italien. — Krieg in Frankreich. — Schlacht bei St. Quentin.

Die Besorgnisse Philipps, daß König Heinrich II. von Frankreich den Waffenstillstand nicht halten werde, waren nicht ungegründet, wie es die That bewies. Die Veranlassung zu diesem Friedensbruche gab Papst Paul IV., der seit 1555 den päpstlichen Stuhl in einem Alter von 79 Jahren bestiegen hatte. Dieser Papst war einer der seltsamsten Menschen; sein Alter hatte ihm weder Menschenkenntniß gegeben, noch ruhig und besonnen gemacht; er war heftig und unüberlegt wie ein unverständiger Jüngling. Ehe er Papst wurde, hieß er Johann Peter Caraffa; seine Familie stammte aus dem Königreich Neapel. Er stiftete den Mönchsorden der Theatiner und lebte seinen scholastischen Studien in einem Kloster. Nur mit Mühe bewog ihn Papst Paul III. den Cardinalshut anzunehmen, und er verließ nur sein Kloster deshalb, weil er in einer so hohen Stellung wirksamer an der Unterdrückung der Lehre Luthers arbeiten konnte, den er leidenschaftlich haßte. Als Cardinal zeichnete er sich durch sein sittenreines Leben und seinen uneigennützigen Eifer für die Ehre des päpstlichen Stuhles aus. Bei dem Tode

Marcell des Dritten war er der älteste Cardinal, und man erwählte ihn zum Papst, weil man bei seinem hohen Alter auf eine baldige Erledigung des päpstlichen Stuhles hoffen konnte. Kaiser Carl V. widersetzte sich heimlich seiner Wahl, und dies vermehrte noch den Haß gegen denselben, welchen er schon von lange her gegen den Kaiser hegte. Dieser hatte ihn mehrmals sowohl in seiner eigenen, als in der Person eines seiner Neffen gekränkt, und beide sannen auf Rache. Oftmals rieth der Cardinal den vorhergehenden Päpsten, dem Kaiser das Königreich Neapel zu entreißen; nun wollte er selbst den Versuch machen. Die Aendrung, welche mit Paul IV. seit seiner Erhebung vorgegangen, war außerordentlich; er blieb sich in nichts gleich, als in seinem Haß gegen die Lehre Luthers und den Kaiser, welchen letzteren er auf dessen Sohn Philipp übertrug. Johann Peter Caraffa war ein Freund des Erasmus und seiner Schriften; Papst Paul IV. der ärgste Feind beider. Johann Peter Caraffa war ein Feind der Jesuiten, der Papst Paul IV. der eifrigste Beschützer derselben. — Nun hatte er die höchste Stufe erreicht und hielt es nicht mehr für nöthig, seine Gefühle und Absichten zu verbergen. Befriedigung seiner Rachsucht und der Gierigkeit seiner Neffen waren sein Hauptstreben. Letztere hofften durch die Macht ihres Oheims irgend ein unabhängiges Fürstenthum zu erhalten, wie es frühere Päpste ihren Verwandten verschafft hatten. Leider hatte Paul IV. keines zu vergeben, und ihre einzige Hoffnung beruhte auf Mailand und Neapel, welche aber im Besitz der Spanier waren, die erst daraus vertrieben werden mußten. Dies zu bewerkstelligen war der Zweck aller Kabalen, welche besonders der jüngste dieser Neffen, der Cardinal Caraffa, ersann und ausführte. Vor allen Dingen mußte der Zorn des Papstes gegen den Kaiser und dessen Sohn erregt werden, und durch Betrügereien und Lügen jeder Art erreichten sie bald ihren Zweck. Sie gaben dem Papst Nachricht

von einer Verschwörung der Anhänger des Kaisers gegen sein Leben und das seiner ganzen Familie; sie zeigten ihm in Chiffern geschriebene Briefe, die sie aufgefangen haben wollten und die der Cardinal auf seine Weise übersetzte und durch welche ihre Befürchtungen bestätigt wurden und dergleichen.

Ihre Künste hatten die gehoffte Wirkung und Paul IV. folgte ganz dem Rathe des Cardinals über die Art seiner Rache.

Man beschloß ein Bündniß mit Frankreich, welches den Krieg gegen den Kaiser fortsetzen sollte, und trat deshalb sogleich in Unterhandlungen mit dem französischen Gesandten, der sich den Vorschlägen des Cardinals und des Papstes sehr geneigt zeigte und sogleich einen Vertrag folgenden Inhalts abfaßte: Der König von Frankreich sollte den Papst und die Familie Caraffa unter seinen Schutz nehmen. Der Papst sollte zehntausend Mann stellen, eben so viel der König, und wenn es nöthig sein sollte, eine noch größere Zahl, um Toskana frei zu machen und die Kaiserlichen und Spanier aus den Königreichen Neapel und Sicilien zu jagen. Wenn das Unternehmen gelänge, so sollte der Papst das jüngste Kind des Königs von Frankreich mit diesen Königreichen belehnen und für den Kirchenstaat die Stadt Benevent mit ihrem Gebiet, nebst einem jährlichen Tribut von 20,000 Thalern erhalten; ferner sollte dem Grafen Montorio im Königreich Neapel ein unabhängiges Besitzthum von 25,000 Thalern jährlicher Einkünfte und ein anderes von 15,000 Thalern Antonio Caraffa gegeben werden.

Dieser Vertrag wurde von Heinrich II. sehr wohl aufgenommen; er sah sich im Geist schon im Besitz der Länder, für deren Erlangung und Erhaltung seine Vorgänger so blutige Kriege geführt hatten. Seine vernünftigeren Rathgeber waren gegen dieses Bündniß mit dem Papst, und besonders sprachen sich der Connetable von Montmorenci und der Cardinal von Tournon dagegen aus. Sie stellten dem Könige vor, daß

Italien den Franzosen stets gefährlich gewesen, und daß jetzt durchaus kein günstiger Zeitpunkt zum Angriff auf dieses Land sei; daß der Kaiser im Begriff stehe, die Regierung niederzulegen und mit Bestimmtheit Vorschläge zum Frieden, oder Waffenstillstand erwartet werden dürften, der Frankreich sehr nöthig, da das Land durch so lange Kriege erschöpft sei. Sie stellten dem Könige ferner vor, wie wenig es klug sei, den Krieg gegen einen Fürsten in die Länge zu ziehn, der so viele Hülfsquellen als der Kaiser habe, ohne anderen Beistand als den eines achtzigjährigen Papstes, dessen Tod man täglich erwarten könne. — So sehr Heinrich II. auch sonst dem Rath des Connetable folgte, diesmal gab er seinen Vorstellungen nicht Gehör, sondern ließ sich von denen des Herzogs von Guise und dessen Bruder, des Cardinals von Lothringen, verführen, die ihm schmeichelten und seinen Ehrgeiz anregten. Ob es gegründet ist, daß sich einer der Brüder auf die Krone von Neapel und der andre auf den Stuhl S. Peters Hoffnung machte, kann man nicht mit Gewißheit entscheiden, obwohl so hochfliegende Pläne dem Character dieser Männer durchaus nicht fremd sind. —

Der Cardinal von Lothringen ging also nach Italien ab, um die Angelegenheit dort in Ordnung zu bringen und eifrig zu betreiben. Dort kaum angekommen, mitten in seiner Thätigkeit, erfuhr er, daß Heinrich II. mit dem Kaiser den Waffenstillstand zu Vaucelles geschlossen habe. Weder er, noch der Papst, wollten daran glauben, bis die Nachricht endlich als richtig bestätigt wurde. Dieser Wankelmuth Heinrichs setzte den Papst und die Caraffas in große Verlegenheit, denn es war fast unmöglich, daß nicht dem Kaiser Gerüchte über ihre Schritte zugekommen sein sollten; sie sahen sich schutzlos der Rache desselben preisgegeben. Alle Künste der Verstellung und der Diplomatie wurden nun in Anwendung gebracht, diesen Argwohn des Kaisers zu entfernen und Heinrich zum Bruch des

Waffenstillstandes zu veranlassen. Es würde uns hier zu weit von unserm Gegenstande abführen, wenn wir diese Künste aufdecken wollten, und wir begnügen uns damit zu sagen, daß die Bemühungen der Caraffas den besten Erfolg hatten. Der Cardinal Caraffa wußte Heinrich über alle seine Zweifel und Skrupel zu beruhigen. Im Namen des Papstes entband er den König von seinem Schwur, ja gab ihm das Recht, den Krieg gegen den Kaiser und König Philipp ohne besondere Kriegserklärung zu beginnen.

Während die Verbündeten in Frankreich Alles thaten, ihre Schritte zu verbergen, verrieth Paul IV. in Rom viel durch seine Unbesonnenheit und Unklugheit. Er beging Ungerechtigkeiten gegen Unterthanen des Königs Philipp und ließ sogar den Gesandten desselben, de la Vega, ins Gefängniß werfen; ja er erklärte, den König des Königreiches Neapel verlustig, weil derselbe nicht die 700 Ducaten gezahlt habe, welche dieses Königreich, wie er behauptete, als einen jährlichen Tribut, dem heiligen Stuhle schuldig sei.

Vicekönig von Neapel, Gouverneur von Mailand und Befehlshaber sämmtlicher spanischen Truppen in Italien war der Herzog von Alba, ein Mann von Eisen und erbarmunglos wie das Schicksal, der Gott im Himmel angegriffen haben würde, wenn sein Herr es befohlen hätte. Durfte er seinem Willen folgen, dann wäre der Papst bald zur Ruhe gebracht und dadurch der Krieg mit Frankreich verhindert worden; allein Philipp ertheilte ihm ausdrücklichen Befehl, alle Wege der Güte zu versuchen, den Papst zu versöhnen. Alba befolgte denselben und that wirklich mehr, als man bei solchem Auftrage von ihm hoffen konnte; er schickte Courriere auf Courriere nach Rom, machte Vorstellungen über Vorstellungen, ließ sich zu Bitten und Schmeicheleien gegen den Papst und die Caraffas herab, allein Alles vergebens. Er erhielt hochmüthige Antworten und

die angefangenen Rüstungen wurden fortgesetzt. Endlich schickte Herzog Alba Pirro de Loffredo nach Rom mit Briefen an Papst Paul IV. und an das Collegium der Cardinäle, in welchen er alle Beleidigungen aufzählte, die sein Herr vom Papst erduldet hatte und in welchen er aufs Neue um Wiederherstellung der freundschaftlichen Gesinnungen bat. Doch hatte der Papst erst kurz vor der Ankunft Loffredos Nachrichten von dem günstigen Erfolge der Unterhandlungen seines Neffen erhalten und war übermüthiger als jemals. Albas Brief wurde verächtlich aufgenommen und Loffredo in's Gefängniß geworfen; ja Paul IV. würde ihn haben unbedingt hinrichten lassen, wenn sich das Collegium der Cardinäle nicht widersetzt hätte. Den Proceß gegen Philipp von Spanien wegen Neapel ließ er öffentlich vor Gericht führen, und dieses sprach das Urtheil, daß Philipp des Königreichs Neapel verlustig sei.

Herzog Alba verfehlte nicht, über alle diese Schritte des Papstes sehr eindringliche Berichte an den König zu machen, allein dieser konnte sich durchaus nicht entschließen, Gewalt der Waffen gegen den Stellvertreter Christi zu gebrauchen, den er von Jugend auf zu verehren gewohnt war, und den er immer noch auf andere Weise zu beruhigen hoffte, denn an ein Bündniß des Papstes mit Frankreich konnte er jetzt nicht wohl glauben, da ihm der Bruch eines so vortheilhaften Waffenstillstandes von Seiten Heinrichs II. als eine zu große Unklugheit erscheinen mußte. Je heftiger und häufiger die Beleidigungen des Papstes wurden, desto größer wurde die Verlegenheit des Königs. Endlich beschloß er die geachtetsten und angesehensten Geistlichen bei dieser Angelegenheit um Rath zu fragen: ob es wohl eine Sünde sei, wenn er unter diesen Umständen den heiligen Vater mit weltlichen Waffen bekämpfe? Die Entscheidung fiel dahin aus: daß man Sr. Heiligkeit natürlich zuerst um Gerechtigkeit bitten müsse, allein daß man

befugt sei, sein Recht und seine Grenzen zu schützen, wenn diese Bitten nichts helfen sollten.

Dieser Beschluß beruhigte wohl in etwas den König, allein erst nach vielen Unterhandlungen und mit Bedauern, daß er seine Regierung gleich mit Feindseligkeiten gegen den heiligen Stuhl beginnen müsse, den er doch eifrig zu beschützen strebe, ertheilte er endlich dem Herzog Alba den Befehl, ins Feld zu rücken. Dieser, der denselben schon lange erwartete, hatte sich von Neapel nach Mailand begeben und lagerte an den Grenzen des Kirchenstaates. Im September 1556 rückte er in denselben ein und eroberte sehr schnell mehre Städte und bald streiften seine Truppen bis vor die Thore Roms, so daß die Bewohner dieser Stadt ein großer Schrecken ergriff und viele Familien, eine Belagerung fürchtend, dieselbe verließen. Der Papst stimmte seinen Ton aber durchaus nicht herab; er schleuderte Bannfluch auf Bannfluch gegen Alba, allein schade, daß diese Art Geschoß im Laufe der Zeit unwirksam geworden war.

So standen die Sachen in Italien, als der Cardinal Caraffa aus Frankreich ankam. Der Herzog von Guise war mit 12,000 Mann schon in Savoyen, allein der strenge Winter verhinderte ihn seinen Marsch fortzusetzen; ehe er anlangte, konnte Rom erobert sein. Papst Paul IV. wollte in seiner Aufgeblasenheit durchaus nichts von einem Waffenstillstande wissen und am allerwenigsten darum bitten; allein sein Neffe, der Cardinal, wußte doch endlich, nach vieler Mühe, seine Einwilligung, mit Herzog Alba unterhandeln zu dürfen, zu erhalten. Dieser wußte sehr wohl, daß der listige Italiäner ihn nur mit leeren Versprechungen so lange hinhalten wollte, bis Herzog Guise in Italien sein könne; aber er willigte dennoch in einen vierzigtägigen Waffenstillstand, da er selbst der Ruhe bedurfte. Durch die Besatzungen, welche er in den eroberten Städten hatte zurücklassen müssen, war sein, ohne dies nicht zahlreiches, wenn

auch sehr tüchtiges Heer, bedeutend verringert worden, auch war Neapel noch nicht völlig gerüstet. Kaum war der Waffenstillstand geschlossen, als Alba sogleich nach Neapel abreiste, wo er die Aushebungen der Soldaten u. s. w. mit großem Eifer betrieb.

Der Herzog von Guise kam mit 12,000 Mann zu Fuß und 2000 Pferden nach Italien (1557) und traf bei Reggio mit dem Herzog von Ferrara zusammen, der ihn durch 7000 Mann verstärkte.

Gegen den Rath des Marschall von Brissac beschloß der Herzog von Guise die vom Feinde besetzten Städte Oberitaliens im Rücken zu lassen und direct nach Neapel zu gehen und dieses Königreich anzugreifen; er folgte aber hierbei nicht seinem eigenen Willen, sondern dem des Papstes Paul IV., wie dies ihm von seinem Könige befohlen war. In Rom wurde er mit einem Jubel empfangen, als komme er als Sieger aus Neapel zurück; er aber empfand durchaus keine Freude, als er sah, wie abscheulich man ihn hintergangen hatte, und daß hier anstatt Ehre nur Schimpf zu holen sei. Man hatte hier weder Anstalten getroffen, die Truppen auszuheben, welche dem Herzog im Namen des Papstes versprochen worden waren, noch irgend Vorbereitungen zum Unterhalt der vorhandenen gemacht.

Obgleich sehr mißvergnügt, that er doch so viel er konnte. Er belagerte Civitella und beschloß nach drei Wochen, und nachdem die Bresche practicabel war, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Der Angriff geschah mit großer Heftigkeit, allein die Vertheidigung war noch muthvoller und der Sturm wurde abgeschlagen. Die Grausamkeiten, welche die Franzosen bei der ersten Eroberung Italiens begangen, hatten solchen Abscheu gegen sie zurückgelassen, daß selbst Weiber auf den Wällen gegen sie kämpften.

Herzog Alba, der aus der mißlungenen Unternehmung auf Civitella sah, daß man ihm übertriebene Berichte von der Stärke des Feindes gemacht hatte, beschloß die Defensive, die er anfänglich zu beobachten gedachte, aufzugeben und die Offensive zu ergreifen. Er ging über den Fluß Piscarra, durch welche Bewegung der Herzog von Guise sich veranlaßt sah, die Belagerung von Civitella aufzugeben und sich auf den Rath des Marschall Strozzi in den Kirchenstaat zurückzuziehn. Alba folgte ihm. Beide Feldherrn schienen keine Schlacht zu wünschen; Guise fühlte sich zu schwach, und Alba hielt es für unklug, Alles auf das Glück einer unnöthigen Schlacht zu setzen.

Während diese beiden Armeen sich auf diese Weise in den Abruzzen so beobachtend verhielten, streifte Marc Anton Colonna in der Umgegend von Rom umher, nahm Städte und Festungen ein und schlug die päpstlichen Truppen unter Julius Orsini und dem Marquis von Montebello.

Jetzt verlor Paul IV. plötzlich den Muth; er sah Colonna schon in Rom, und eilig rief er den Herzog von Guise zum Schutz der heiligen Stadt herbei. Dieser kam und that Alles, den Cardinal zur Erfüllung seiner Versprechungen zu bewegen, und wandte alle ihm zu Gebote stehende Macht an, von Frankreich schleunige Hülfe zu erhalten; allein die Hüfsquellen des Papstes waren erschöpft und Heinrich brauchte seine Kräfte in Frankreich, wo der Krieg mit Philipp II. 1557 begann. Guise wurde abberufen und Paul IV. mußte den ihm gebotenen Frieden annehmen. Die von Philipp gestellten Bedingungen waren so ehrenvoll als möglich für den Besiegten und demüthigend für den Sieger. Das Einzige, was Philipp verlangte, war, daß der Papst in dem Kriege mit Frankreich neutral bleiben solle; dafür wurden ihm alle im Kirchenstaat eroberten Städte wieder herausgegeben und Herzog Alba erhielt Befehl, nach

Rom zu gehen, dem Papst den Pantoffel küssen und ihn um Vergebung der Sünde zu bitten, daß er die Länder der Kirche verwüstet habe *). Paul IV. schmeichelte diese Ehrfurcht, und er belohnte sie dadurch, daß er Albas Sohne, Don Ferdinand, das große Priorat in Spanien erheilte.

Der Krieg in den Niederlanden wurde von den Franzosen unter dem Admiral von Coligni begonnen, der es versuchte, die Stadt Douai durch einen Ueberfall bei der Nacht wegzunehmen. Ein altes Weib, welches durch das von dem Ansetzen der Sturmleitern verursachte Geräusch aufmerksam gemacht worden war, erhob ein großes Geschrei und rettete durch dasselbe Douai, wie einst die Gänse das Capitol. Coligni begab sich nach diesem mißlungenen Anschlaje nach Lens in Artois, welches er einnahm und verbrannte.

Diese Feindseligkeiten trafen Philipp nicht unvorbereitet. Schon im März untersagte er den Handel mit Frankreich, und erklärte die französichen Güter in den Niederlanden für verwirkt.

---

*) Als ein Beweis dafür, welche Ehrfurcht König Philipp gegen den Papst und seinen Stellvertreter zeigte, diene Folgendes: Paul IV. sandte seinen Neffen, den Cardinal Carl Caraffa, als seinen Legaten nach Brüssel. Derselbe bezog das Haus des Herrn von Hoogstraaten, welches nahe an der Wohnung des Königs lag. Dieser erwies ihm alle mögliche Ehrenbezeigungen, und ließ unter Anderm die Wohnung des Cardinals mit der seinigen durch eine Gallerie verbinden, damit dieser sehr heilige Cardinal, wenn er ihn besuchen wollte, nicht über die Straße zu gehen brauche. Diese Ehrfurcht war um so lächerlicher, als der Legat ein durchaus nicht ehrwürdiger Mann war. Ein Geschichtsschreiber jener Zeit sagt in Bezug auf ihn: „Le Cardinal apportait force pardons, lesquels il savait fort bien jouer à beaux dez, perdant dans un soir, jusqu'a vingt mille écus contre le Comte d'Egmont. Il savait aussi bien aller au bordel avec quelques jeunes Seigneurs de la cour, lesquels, en se gossant, disaient: Poussons hardiment, nous avons ici notre Sauveur, qui lavera tout, hormis la vérole.“

So muß immer das Volk den Ehrgeiz seiner Fürsten büßen. Er sammelte eine bedeutende Armee an den Grenzen der Picardie, deren Oberbefehl er dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen übergab, welcher denselben um so lieber übernahm, da er durch seine eigne Geschicklichkeit hoffen konnte, den Franzosen sein Herzogthum abzujagen. Im Mai reiste Philipp nach England, um dasselbe zur Theilnahme an seinem Kriege zu bewegen, indem er dem schwierigen Parlamente versicherte, daß die Absicht der Franzosen auf Calais gehe. So groß jedoch die Feindschaft der Engländer gegen die Franzosen war, so war ihr Mißtrauen gegen den Spanier noch größer, und selbst die Königin fand sich wenig geneigt, die Absichten ihres Gemals zu unterstützen, der sie auffallend vernachläßigte, seit er die Gewißheit hatte, von ihr keine Kinder zu erhalten. Trotz dem war sie in Philipp verliebt, und als dieser drohte, England für immer zu verlassen und niemals dahin zurückzukehren, beschloß sie auf eigene Kosten eine Hülfsarmee auszurüsten. Dies geschah auch; das heißt, sie lieh das Geld halb mit Gewalt von reichen Privatleuten und gebrauchte andre Mittel ähnlicher Art, Geld zu erhalten. Mit demselben rüstete sie eine beträchtliche Flotte aus und brachte achttausend Mann auf die Beine, deren Oberbefehl sie dem Grafen Pembroke anvertraute. Mit dieser Verstärkung bildete das Heer des Herzogs von Savoyen eine Macht von zwölftausend Mann Cavallerie und ungefähr funfzigtausend Mann Fußvolk; damit konnte man schon hoffen, den Franzosen glücklich Widerstand zu leisten. Bei der Armee befanden sich viele angesehene niederländische Herren; unter andern der Prinz Wilhelm von Oranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, Megen und Mansfeld, der Herr von Barlaimont u. s. w.

Den Oberbefehl über die französische Armee erhielt der Connetable von Montmorenci, denn obgleich derselbe gegen

diesen Krieg gesprochen hatte, so vertraute ihm doch Heinrich II. am meisten. Der Herzog von Savoyen machte eine Diversion gegen die Champagne, griff die Stadt Guise an und blieb drei Tage vor derselben liegen. Als er seinen Zweck erreicht und die französische Armee hierher gelockt hatte, brach er plötzlich auf und marschirte nach St. Quentin, welches nicht besonders stark besetzt war. Der Gouverneur der Picardie, der Admiral von Coligni, sah ein, daß die Stadt sich nicht würde halten können und hielt es für seine Pflicht, daß Aeußerste zu versuchen, ihr zur Hülfe zu kommen. Mit einer kleinen beherzten Schaar gelang es ihm bei Nacht durch die Belagerer und in die Stadt zu kommen. Alsbald trieb er die Spanier aus den Vorstädten und verbrannte dieselben. Die schlechte Beschaffenheit der Befestigungen flößte ihm die ernstlichsten Besorgnisse ein; er theilte dieselben seinem Oheim, dem Connetable von Montmorenci mit und gab ihm zugleich die Wege an, auf welchen am leichtesten Hülfe in die Stadt gesandt werden konnte. Dieser, der es sehr wünschte, den Herzog von Savoyen vor St. Quentin aufzuhalten, schickte Andelot, den Bruder des Admirals, mit einer auserwählten Mannschaft von zweitausend Mann Fußvolk ab, mit der Weisung, Alles zu versuchen, in die Stadt zu gelangen. Dieses Truppencorps wurde von einem gewissen Valpergue geführt, welcher der Gegend ganz kundig zu sein behauptete. Vielleicht irrte sich derselbe, vielleicht hatte auch der Herzog Nachricht von diesem heimlichen Marsche, und Andelot fand ihn auf seiner Hut. Er wurde angegriffen und der größte Theil seiner Mannschaft getödtet. Von einem Thurm herab sah Coligni diesen unglücklichen Vorfall; er mußte alle Beredsamkeit aufbieten, die dadurch entmuthigten Herzen der Belagerten wieder aufzurichten. Von allen Seiten sah er die Stadt eingeschlossen, nur auf einem einzigen Wege war Hülfe möglich. Es lag nämlich vor der Stadt ein See, der aber zum Durchwaten

zu tief und für Fahrzeuge zu seicht war; der Versuch mußte auf diesem Wege dennoch gemacht werden, da sich keine andere Möglichkeit zeigte, der Stadt Hülfe zu bringen.

Der Admiral verständigte sich mit dem Connetable und war bemüht, eine Straße im See, wenigstens für kleine Fahrzeuge, fahrbar zu machen, auf denen vier- bis fünftausend Mann unter Andelot in die Stadt gebracht werden sollten. Dieses schwierige Unternehmen wollte der Connetable mit seinen Truppen decken und versuchte man die Ausführung desselben am Morgen des **10.** August. Die Passage über den Sumpf oder See zeigte sich indessen sehr schwierig und ein großer Theil der Fahrzeuge blieb festsitzen, so daß es nur dem Herrn von Andelot mit vier- bis fünfhundert Mann gelang, die Stadt zu erreichen. Um dieses Manöver zu decken, hatte der Connetable einen Hohlweg passirt, durch welchen er wieder zurück mußte, wenn er seine Armee in Sicherheit bringen wollte, und konnte dieser Rückzug nicht anders, als im Angesicht der so sehr überlegenen feindlichen Armee geschehen.

Der Herzog von Savoyen bemerkte diese Verlegenheit des Connetable sogleich und versammelte im Zelte des Grafen von Egmont den Kriegsrath, um zu berathschlagen, wie man dieselbe benutzen könne. Der größere Theil des Kriegsrathes war der Meinung, daß man den Connetable ungehindert seinen Rückzug bewerkstelligen lassen solle; allein gegen diese Meinung sprach Graf Egmont mit großer Heftigkeit und suchte zu beweisen, daß der Connetable hier verloren sei. Der Herzog von Savoyen stimmte dem Grafen Egmont bei und beauftragte ihn mit der Ausführung des Unternehmens. Dieser setzte sich an die Spitze der Cavallerie und begann den Angriff, trefflich unterstützt durch das Fußvolk, welches der Herzog von Savoyen führte. Dieser Angriff geschah mit so außerordentlicher Heftigkeit und kam den Franzosen so unerwartet, daß sie vollständig

geschlagen wurden und eine bedeutende Niederlage erlitten. Als der Connetable sah, welches Unglück sein Fehler hervorgebracht hatte, stürzte er sich in den Feind, wahrscheinlich um den Tod zu suchen. Er wurde verwundet und würde sicher getödtet worden sein, wenn ihn nicht einige Herren erkannt und ihn Herzog Erich von Braunschweig zum Gefangenen gemacht hätte; demselben fiel auch der Marschall von St. André in die Hände *). Außerdem wurden noch an dreitausend Gefangene gemacht und ließen die Franzosen dreitausend Mann (nach Andern viertausend) auf dem Schlachtfelde **). Der Verlust der Sieger belief sich nur auf achtzig (nach Andern auf funfzig) Mann. Diesen rühmlichen Sieg verdankte Philipp einzig dem Rathe und der Tapferkeit Egmonts.

Während der Schlacht soll der König mit zwei Geistlichen in seinem Zelte gekniet und um Sieg gebetet haben; auch that er das Gelübde, wenn er denselben erhielte, dem heiligen Laurentius, dessen Festtag der 10. August ist, eine Kirche, ein Kloster und ein Schloß zu bauen. Diesem Gelübde verdankt das Escurial seine Entstehung, welches deshalb in Form eines Rostes gebaut ist, weil der Heilige auf einem solchen den Märtyrertod erlitt. Nach andern Angaben befand sich Philipp während der Schlacht in Cambrai und eilte erst auf die Nachricht des erhaltenen Sieges in das Lager vor St. Quentin, wo er mit außer-

---

*) Herzog Erich führte diese beiden vornehmen Gefangenen in sein Land, allein König Philipp wünschte sie sehr in seiner Gewalt zu haben, und deshalb überließ sie ihm der Herzog für 112,000 Pfund zu 40 Groschen; für einen Theil dieser Summe versetzte ihm Philipp wieder die Privilegien, das Schloß und die Herrschaft Woerden.

**) Die Franzosen selbst gaben ihren Verlust an Todten und Gefangenen auf 10,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter an; doch ist dies jedenfalls übertrieben.

ordentlichem Pompe erschien. Er war so sehr erfreut über diesen wichtigen Sieg, daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, seinen Dank gegen den Grafen Egmont und den Herzog von Savoyen mit den wärmsten Worten aussprach.

Ganz Frankreich lag jetzt vor ihm offen; es war keine Armee da, die ihm den Weg nach Paris hätte versperren können und seine besten Generäle riethen ihm, diesen Weg einzuschlagen. Was aber irgend den Anschein eines Wagnisses hatte, war nicht nach Philipps Geschmack; es dünkte ihm sehr gefährlich, eine vom Feinde besetzte, starke Festung im Rücken zu lassen; erst wollte er diese erobern, um für den Fall des Mißlingens einen sichern Rückzug zu haben. Seine Feldherrn fügten sich dieser Ansicht, da sie der Meinung waren, daß sich St. Quentin nur noch wenige Tage halten könne. Als Kaiser Carl V. in seinem Kloster die Nachricht von dem Siege und dieser Verzögerung erhielt, wandte er dem Berichterstatter unwillig den Rücken und wollte weiter nichts hören.

Die Hoffnung Philipps und seiner Feldherrn wäre vielleicht in Erfüllung gegangen, wenn nicht Coligni in St. Quentin befehligt hätte. Durch einige Trümmer des geschlagenen Heeres war die Besatzung bis auf etwas mehr als 800 Mann zu Fuß und zu Pferde verstärkt worden, und der Admiral beschloß, sich so lange, wie irgend möglich, zu halten, um den französischen Feldherrn Zeit zur Sammlung neuer Kräfte zu lassen.

Die Stadt hielt sich bis zum 27. August. Elf Breschen waren offen und der Sturm begann an diesem Tage von vier Seiten zugleich. Der Admiral, der sich fast ohne Begleitung auf eine der schon verlassenen Breschen begab, wurde gefangen und St. Quentin erobert. Andelot fiel ebenfalls den Siegern in die Hände, aber es gelang ihm später zu entfliehen. Philipp erschien während des Sturmes in vollständiger Rüstung; es ist dies das einzige Mal in seinem Leben, daß man ihn so

bewaffnet sah. Er erlaubte den Soldaten die Plünderung, empfahl ihnen aber auf das Strengste Schonung der Kirchen und, wie Einige melden, auch der Frauen und Kinder.

Des Admirals wackere Vertheidigung von St. Quentin hatte den Erfolg, welchen dieser davon gehofft hatte. Der Rest der geschlagenen französischen Armee wurde gesammelt, neue Truppen ausgehoben, der Marschall von Brissac aus Savoyen und der Herzog von Guise aus Italien abberufen. In wenigen Wochen war die ganze östliche Grenze Frankreichs in Vertheidigungszustand gesetzt und unter dem Befehl des Herzogs von Nevers eine Armee in der Picardie gesammelt worden, mit der man das Vordringen Philipps verhindern zu können hoffte. Dieser sah ein, daß der günstige Zeitpunkt hierzu versäumt war. Die einzigen Früchte des so glänzenden Sieges über die Franzosen war die Einnahme von St. Quentin, von Câtelet, Ham und Noyon. — Nach der Schlacht war es zu blutigen Streitigkeiten zwischen den englischen Hülfstruppen und den Spaniern gekommen, und dieses soll der Grund sein, weshalb Philipp, nach Einnahme der genannten Städte, die englischen Truppen nach Hause schickte und auch einen großen Theil der seinigen entließ; doch mochte ihn wohl hauptsächlich Geldmangel zu dieser Maasregel veranlassen. Er selbst begab sich nach Brüssel.

Drittes Kapitel.

Fortgang des Krieges. — Eroberung von Calais. — Schlacht bei Gravelingen. — Friede zu Chateau-en-Cambresis.

Die Niederlande befanden sich während dieses glücklichen Feldzuges in traurigen Umständen; es herrschte hier eine erschreckliche Hungersnoth, besonders in Holland. Eine Last Roggen kostete hundertundsechszehn Goldgulden und war das Getreide so selten, daß die Enkhuizer den Hoornern die Bitte um drei Last Waizen abschlugen. An dieser Hungersnoth waren die Holländer zum Theil wohl selbst schuld. Sie waren zu rechter Zeit darauf aufmerksam gemacht worden, daß Frankreich den Waffenstillstand zu brechen drohe und sie Vorkehrungen treffen möchten, ihre Schifffahrt und ihren Handel zu schützen. Ueber dem Hinundherhandeln, wer das Geld zur Ausrüstung der hierzu nöthigen Schiffe hergeben solle, brach der Krieg wirklich aus, die Kornschiffe konnten nicht nach Holland und es entstand Hungersnoth. Als ihnen nun das Feuer auf den Nägeln brannte, entschlossen sich endlich die holländischen Seestädte, sechs Schiffe mit ungefähr 500 Mann auszurüsten. Diese gingen auch wirklich in See, die aus der Ostsee erwarteten Getreideschiffe kamen glücklich an und die Hungersnoth hörte auf.

Die Schatzkammer war jetzt so erschöpft, daß Philipp durchaus keinen Rath mehr wußte, wie er die Truppen erhalten solle. Der an der Stelle des abwesenden Herzogs von Savoyen ernannte Oberstatthalter, Graf Carl von Lalaing, hatte im October die Staaten nach Brüssel zusammen berufen und ihnen ein Verzeichniß der Landesschulden vorgelegt. Die Zinsen der aufgenommenen Gelder beliefen sich, zu acht Procent gerechnet, jährlich auf ungefähr vier Tonnen Goldes.*) Außerdem war das Land mehr als zwei Millionen Gulden schuldig und die andern Ausgaben, ohne die Zinsen, überstiegen die jährlichen Einkünfte um ungefähr drei Tonnen Goldes. Der König ließ dieses Schuldenverzeichniß deshalb den Ständen vorlegen, weil er sie zu bewegen hoffte, zur Bezahlung derselben den hundertsten Pfennig von allen unbeweglichen Gütern, und den fünften und zehnten vom Salz, den Tüchern, den Gewürzen und dergleichen Kaufmannswaaren zu bewilligen. Allein die Stände betrachteten den größten Theil dieser Schulden als etwas, was ihr Land gar nichts angehe, indem dieselben durch Kriege veranlaßt worden seien, die sowohl für das deutsche Reich, als für Mailand, Neapel und Spanien geführt worden wären, und verlangten, daß diese ebenso gut wie die Niederlande ihren Antheil dazu zahlen sollten.

Als der König nun sah, daß die Stände den hundertsten und zehnten Pfennig nicht bewilligen wollten, verlangte er von ihnen im Februar 1558 eine neunjährige Steuer von jährlich acht Tonnen Goldes, die denn auch endlich bewilligt wurde, jedoch unter dem Vorbehalt, daß die Stände selbst die Verwaltung des Geldes behalten und das Kriegsvolk bezahlen sollten. Diese Vorsicht war sehr weise und nothwendig, denn es geschah häufig, daß von diesen Steuern bedeutende Summen unterschla-

*) Eine Tonne Goldes hat 100,000 Gulden.

gen, oder zu andern Zwecken, als zur Bezahlung des Kriegsvolkes verwendet wurden, welches dann die Einwohner belästigte. Diese Bedingung war Philipp außerordentlich lästig, allein er mußte sich darin fügen, da er auf andre Weise kein Geld zu erhalten hoffen konnte; doch soll dies seinen Haß gegen das niederländische Volk außerordentlich verstärkt haben. Außer dieser Steuer bewilligten einzelne Provinzen dem Könige noch unbedeutendere Summen, unter andern Holland 100,000 Gulden, wofür es sich jedoch einiger königlicher Güter versicherte.

Durch die Abberufung des Herzogs von Guise war, wie wir schon oben gesehn haben, der Pabst zum Frieden gezwungen worden. Die Ankuuft des Herzogs verursachte in Frankreich große Freude; sein unglücklicher Feldzug gegen Alba konnte die glorreiche Vertheidigung von Metz nicht vergessen machen, und wir werden bald sehen, wie Guise dieses Vertrauen des französischen Volkes rechtfertigte. König Heinrich II. fühlte sich den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen und ernannte ihn unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zum Regenten und Vicekönig desselben.

König Philipps Warnungen, Calais zu verstärken, waren von den Engländern nicht beachtet und sein Anerbieten, einiges Kriegsvolk hineinzulegen, aus Mißtrauen ausgeschlagen worden. Diese Stadt mit ihrem Gebiet war das Einzige, was den Engländern von ihren großen Besitzungen in Frankreich noch geblieben war. Die Eroberung dieser Festung war ein Wunsch, den die Franzosen sehnlichst hegten, dessen Erfüllung sie aber nicht zu hoffen wagten, denn Calais galt sowohl wegen seiner Lage in einer sumpfigen Gegend, wie wegen seiner starken Befestigungen für uneinnehmbar. Eine strenge Blokade war wegen ihrer Lage am Meer nicht möglich, da die Stadt auf diesem Wege stets verproviantirt werden konnte. Die englische Regierung, auf die Stärke von Calais vertrauend, verminderte bei

herannahendem Winter die Besatzung bedeutend, trotz der dringenden Vorstellungen des Gouverneurs Lord Wentworth.

Der Herzog von Guise beschloß, von dieser zu großen Sicherheit der Engländer Vortheil zu ziehn und durch die Eroberung dieser Stadt den gesunkenen Muth seiner Landsleute aufzurichten und ihnen Vertrauen zu sich einzuflößen. Er wußte wohl, daß er sich nur ein Gelingen seines Planes versprechen konnte, wenn er denselben mit der größten Eile betrieb. Er brach also mitten im Winter auf, und so ungewöhnlich ein solches Verfahren in damaliger Zeit war, so zeigte es sich doch als höchst zweckmäßig und weise. Der Feind war nicht gerüstet; es stand dem Herzoge keine Armee entgegen und ehe sich eine sammeln konnte, mußte er Calais erobert haben. Lord Wentworth erkannte bald seine Absicht, und seine Vorstellungen und Bitten um schleunige Verstärkung wurden immer dringender, je mehr sich dieser näherte; er stellte den englischen Ministern vor, daß er mit seiner geringen Mannschaft die weitläuftigen Festungswerke nicht vertheidigen könne und daß, erhielte er nicht Hülfe, die Festung in wenigen Tagen in den Händen des Feindes sein würden; allein vergebens, er erhielt anstatt Verstärkung höhnende und beleidigende Antworten.

Der Herzog von Guise begann am 1. Januar 1558 die Belagerung mit großem Eifer. Zuerst eroberte er das Schloß Nivambrügge, welches ein nicht weit von Calais an einem Morast gelegenes Fort war, wie auch das Fort Rysban. Von hier aus beschoß er am 4. Januar das Castell von Calais mit dreiunddreißig Geschützen auf eine erschreckliche Weise und verjagte die Engländer daraus. Man hörte die Kanonade dreiunddreißig Meilen davon, zu Antwerpen. Wentworth vertheidigte sich wie ein wackerer Kommandant, allein am achten Januar war er gezwungen, zu capituliren. Er erhielt nebst seiner Besatzung, die nur aus dreihundert Mann bestand, einen ehren-

vollen Abzug; Proviant und Geschütz blieben jedoch in der Gewalt der Sieger. Nach dieser glorreichen That marschierte der Herzog gegen Guines, welche Festung er am 20sten Januar eroberte, nachdem sie zehntausend Kanonenschüsse ausgehalten hatte. Ebenso erging es der wohlbefestigten Festung Ham, und somit verjagte der Herzog von Guise in vier Wochen die Engländer aus Frankreich, nachdem sie 211 Jahre in diesem Lande festen Fuß gehabt hatten. Die Beute der Franzosen war beträchtlich; allein an Geschütz eroberten sie dreihundert Stücke. Guines wurde, als den Franzosen unnütz, geschleift und das Gouvernement von Calais nebst dem übrigen eroberten Gebiete dem Marschall von Thermes, einem alten, verdienten General gegeben.

Den Rest des Winters benutzten die Franzosen dazu, sich für den nächsten Feldzug zu rüsten; sie erhoben nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland eine Armee von 4000 Reitern und 14000 Mann Fußvolk, die der Herzog von Guise in Lothringen versammelte und mit welcher er im Juni den Feldzug eröffnete. Er drang in Luxemburg ein und belagerte die starke Festung Thionville (Dietenhofen), welche durch einen Edelmann aus Löwen, Quarrebbe, mit 1800 Mann vertheidigt wurde. Vergebens waren die Bemühungen des Grafen von Hoorn, der Stadt zu Hülfe zu kommen, sie mußte sich am 22. Juni dem Feinde ergeben. Die Franzosen hatten viele Leute verloren; unter andern tüchtigen Männern den Marschall von Strozzi, den eine Musketenkugel in die Brust traf, als er sich eben mit dem Herzog von Guise unterredete, der eine Hand auf seine Schulter gelegt hatte.

Während der Herzog von Guise den Krieg in Luxemburg so rühmlich begann, war der Marschall von Thermes nicht weniger glücklich. Derselbe sammelte eine Armee von zehntausend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Reitern, mit welcher er

einen Einfall in Flandern machte. Er zog bei Gravelingen und Borbork vorbei nach Dünkirchen, welche Stadt er schnell eroberte und plünderte. Ebenso erging es Bergen St. Winoc und mehren andern Orten. Auf diese Weise plündernd und verheerend drang er bis Nieuport vor.

König Philipp, der sich so von den Franzosen überrascht sah, sammelte eiligst seine Armee und schickte den Herzog von Savoyen nach Namur, dem Herzog von Guise entgegen. Das Kommando eines Heeres von **10000** Mann Fußvolk und **2000** Reitern, welches den Fortschritten des Marschalls von Thermes in Flandern Einhalt thun sollte, vertraute er dem Grafen von Egmont, Fürsten zu Gavre.

Der Marschall von Thermes beschloß, sich längs der Meeresküste mit seiner ansehnlichen Beute nach Calais zurückzuziehen. Vorher verbrannte er jedoch die Städte Dünkirchen und Bergen St. Winoc. Egmont folgte ihm hart auf dem Fuß, und so sehr der Marschall auch eine Schlacht zu vermeiden wünschte, mußte er, nachdem er die Aa passirt hatte, dem scharf auf ihn eindringenden Grafen am **13.** Juli Stand halten. Er stellte sein Heer sehr vortheilhaft auf. Seinen rechten Flügel lehnte er an das Meer und seinen linken an eine Wagenburg, die er von seiner Bagage und der gemachten Beute bildete; seinen Rücken deckte die Aa und Egmont war gezwungen, ihn in der Front anzugreifen.

Dieser theilte seine Cavallerie in fünf Abtheilungen und eröffnete mit seinen leichten Reitern die Schlacht, welche unter dem Namen der Schlacht bei Gravelingen bekannt ist. Der Marschall empfing ihn mit einer wohlangebrachten und wirksamen Geschützsalve; selbst dem Grafen Egmont, der bei dieser Gelegenheit außerordentlichen Muth und persönliche Tapferkeit zeigte, wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Allein der

Angriff war zu heftig und die Erbitterung der Niederländer zu groß, als daß sie hätten weichen sollen. Von beiden Seiten zeigte man gleiche Tapferkeit und bald focht Haufen gegen Haufen und Mann gegen Mann. Hätten Egmonts deutsche Soldaten ihre Schuldigkeit gethan, so würde der Sieg wohl früher entschieden worden sein, so aber schwankte die Schlacht eine Weile unentschieden hin und her. Ein Zufall beschleunigte ihren Ausgang. Einige englische Schiffe, die an der Küste kreuzten, sahen den Pulverdampf, erriethen bald, was vorging, und erschienen auf der Höhe von Gravelingen. Eins der kleinern näherte sich so viel als möglich dem Strande und begann sein Feuer. Obgleich dasselbe wegen der großen Entfernung nicht von großer Wirksamkeit war und die englischen Kugeln oft in die Reihen der niederländischen Truppen schlugen, so entmuthigte der Anblick dieser unerwarteten Hülfe die Franzosen sehr, und als es gelang, den einen Flügel mit einer Cavallerieabtheilung zu umgehn und der französischen Reiterei in die Flanke zu fallen, ergriff dieselbe die Flucht und riß in derselben das Fußvolk mit sich fort. Auf diese Weise ward die Schlacht gewonnen. Gegen 2000 Franzosen blieben auf dem Schlachtfelde ohne die, welche in der Aa ertranken, oder auf der Flucht von den wüthenden Bauern erschlagen wurden. 3000 Gefangene und die ganze Bagage fiel in die Hände der Sieger; unter den ersteren befanden sich viele vom französischen Adel und auch der Marschall von Thermes, der schwer verwundet war. Der Verlust der niederländischen Truppen überstieg nicht vierhundert Mann. So verdankte denn König Philipp dem Grafen Egmont abermals einen glorreichen und wichtigen Sieg, welcher sich durch denselben einen großen Ruhm erwarb, um den ihn nur der Herzog Alba beneidete, der aus Italien nach den Niederlanden gekommen war. Bald nach der Schlacht wurden auch Dünkirchen und Wynoksbergen wieder erobert.

Der Verlust von Calais hatte die Engländer etwas aufgeweckt. Sie rüsteten eine Flotte von 120 Schiffen aus, die unter dem Befehl des Admiral Clinton stand. Mit derselben vereinigte Philipp dreissig, meist in Holland und Seeland ausgerüstete Schiffe unter Adolf von Burgund, Herr von Wakkene Capelle, dem Lieutenant des niederländischen Admirals, des Grafen von Hoorn. Man wollte mit dieser Flotte Brest oder Dieppe nehmen und im Juni landete man bei Conquet, welche Stadt erobert und verbrannt wurde. Der Baron van Quersimont brachte aber schnell 6000 Mann zusammen und trieb Engländer und Niederländer in ihre Schiffe. Diese kehrten unverrichteter Sache wieder nach Hause zurück und man sorgte in Holland und Seeland dafür, daß das Schiffsvolk sogleich bezahlt und abgedankt wurde.

Graf Egmont begab sich nach seinem glücklich vollendeten flandrischen Feldzug an die Grenzen der Picardie, um den Herzog von Savoyen zu verstärken, der sich bei Dourlens gelagert hatte. Das Heer desselben bestand nun aus 30000 Mann Fußvolk und 14000 Reiter. Ungefähr ebenso stark war der Herzog von Guise, welcher nicht weit davon, bei Pierre-Pont, stand. Sowohl König Philipp, als König Heinrich begaben sich zu ihren Heeren; beide zeigten wenig Lust, eine Schlacht zu wagen, deren Verlust einem jeden von ihnen außerordentlichen Nachtheil bringen mußte. Heinrich war durch die zwei verlorenen Schlachten etwas behutsamer geworden; hatte er auch alles Zutrauen zu seinen Feldherren und zu seinen Truppen, so waren diese doch schon zweimal von denselben Generälen und Soldaten geschlagen worden, die ihnen jetzt wieder gegenüber standen. Verlor er abermals eine Schlacht, so konnte er wohl mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß der Sieg besser benutzt werden würde, als der bei St. Quentin.

Philipp war bei allen militairischen Operationen außer-

ordentlich vorsichtig, fast furchtsam; er zog es vor, seine Zwecke auf diplomatischem Wege zu verfolgen, wobei er selbst urtheilen und sich nach Gefallen entscheiden konnte, als durch die Waffen, wobei seine Sache in die Hände von Andern gegeben war. Die Siege, welche Egmont für ihn erfochten, hatten ihn nur ängstlicher darüber gemacht, daß er durch eine unglückliche Schlacht die errungenen Vortheile wieder einbüßen könne, und wurde sein Heer vernichtet, woher sollte er ein anderes nehmen? Obgleich er während dieses Krieges an drei Millionen Gold aus Peru erhielt, so waren seine Kassen dennoch erschöpft und die längere Unterhaltung einer so zahlreichen Armee würde ihm unmöglich gewesen sein. Seine Truppen hatten bis jetzt gesiegt, allein sie waren dabei dem Feinde in der Zahl überlegen gewesen, sie hatten sich noch nicht in gleicher Stärke, und besonders noch nicht gegen den Herzog von Guise versucht, dem das Glück fast bei allen Unternehmungen folgte.

Die Armeen beider Könige bestanden zum großen Theil aus deutschen Truppen, und bei einer verlorenen Schlacht fürchteten beide von denselben nicht das Beste. Kurz, sowohl Heinrich, als König Philipp neigten sich zum Frieden und Letzterer um so mehr, da es ihn nach Spanien zog, welches Land er am meisten liebte und wo er seine Gegenwart dringend nöthig erachtete, da er vernahm, daß hier die Ketzerei Eingang gewonnen habe.

Die ersten Friedensunterhandlungen geschahen sehr heimlich und war bei denselben die Herzogin von Lothringen, eine Nichte Carl des Fünften, besonders thätig. Mit Erlaubniß Philipps reiste sie aus den Niederlanden nach Peronne, wie es hieß, um ihren Sohn, den Herzog Carl von Lothringen zu besuchen, der auf französischer Seite war. Sie wurde von dem Bischof von Arras begleitet und der Cardinal von Lothringen kam ebenfalls nach Peronne, um seinen Vetter, den Herzog Carl zu besuchen.

Diese beiden Geistlichen hatten in Frankreich und in den Niederlanden den größten Antheil an den Regierungsgeschäften. Der Bischof stellte dem Cardinal vor „wie leid es dem Könige „von Spanien thue, daß sich die beiden mächtigsten Könige von „Europa durch einen beständigen Krieg schwächten, da man mit „vereinigten Kräften den alten Feinden der Christenheit, den „Türken, zu Leibe gehen, oder, damit man in der Nachbar„schaft bliebe, die Ketzer ausrotten sollte, welche noch ärgere „Feinde der wahren Gläubigen als die Türken wären. Diese, „fuhr er fort, streueten ihren giftigen Saamen sowohl in den „Niederlanden, als in Frankreich aus, da indessen der Krieg „die Könige hinderte, gegen das einschleichende Verderben zu „wachen. Der Cardinal, beschloß er, würde also seinem Könige „einen besondern Dienst thun, und sich selbst einen ewigen Ruhm „erwerben, wenn er einen dauerhaften Frieden zwischen beiden „Königen bewirkte, damit man nachher, mit gemeinschaftlichem „Rathe, die Ketzerei sowohl in Frankreich, als in den Nieder„landen vertilgen könnte. Er, der Bischof, wollte ihm gern „zur Erreichung dieses Endzweckes die Hand bieten, unter der „Bedingung, daß man nur durch vertraute Personen wegen „einer so wichtigen Sache handelte, und Alles geheim hielte." Der Cardinal von Lothringen soll an diesen Vorschlägen Geschmack gefunden haben, und man glaubt, daß er mit dem Bischof von dieser Zeit an, sowohl wegen des Friedens, als wegen der Ausrottung der Ketzer zu unterhandeln angefangen habe. Ferner hatte auch der Prinz Wilhelm von Oranien auf Befehl Philipps heimlich mit dem bei St. Quentin gefangenen Connetable Annas von Montmorency und dem Marschall St. André Unterhandlungen wegen des Friedens angeknüpft. Ersterer war sehr zum Frieden geneigt, da er seine Gefangenschaft und die dadurch nothwendige Entfernung vom Hofe immer ungeduldiger trug, an welchem er seine Feinde, die beiden Guise, immer

größere Gewalt und Einfluß bekommen sah. Die Achtung und das Zutrauen, welches König Heinrich II. dem Connetable schenkte, machte es sehr nothwendig, ihn zu gewinnen. Er kehrte auf sein Ehrenwort nach Paris zurück; es gelang ihm bald, sein altes Ansehn bei Hofe zu gewinnen und den König für den Frieden geneigt zu machen. Die öffentlichen Friedensunterhandlungen begannen in der Abtei Cercamp, welche nicht weit von den Lagern beider Armeen entfernt war. König Philipp sandte hierher den Herzog von Alba, den Prinzen von Oranien, Ruy Gomez de Sylva, Granvella Bischof von Arras und Viglius von Zuichem von Aytta, den Präsidenten des geheimen Rathes zu Brüssel, der jedoch, weil er erkrankte, bald wieder nach Hause zurückkehren mußte. Von französischer Seite erschienen hier der Cardinal von Lothringen, der Connetable Annas von Montmorency, Jacob d'Albon de St. André, Marschall von Frankreich, Jean von Morvilliers Bischof von Orleans und der Staatssecretair Claude d'Aubespine. Die Königin von England schickte ebenfalls drei Bevollmächtigte, wie auch der Herzog von Savoyen. Die Herzogin von Lothringen war auch gegenwärtig und spielte die Vermittlerin. Fürs Erste machte man einen vierzehntägigen Waffenstillstand, der später zweimal verlängert wurde und entließ auf beiden Seiten einen großen Theil der Truppen. In den heimlichen Unterhandlungen waren die Bedingungen des Friedens zwischen Heinrich und Philipp schon abgeschlossen; in denselben waren unter andern die enthalten, daß Heinrichs älteste Tochter Elisabeth, Philipps Sohn, den Prinzen Don Carlos und der Herzog von Savoyen des Königs Schwester heirathen solle. Es stand dem Friedensschlusse nichts mehr im Wege und verzögerten denselben nur die Unterhandlungen wegen der Rückgabe des Herzogthums Savoyen an den Herzog Emanuel Philibert und der Stadt Calais an die Königin Maria, worauf dieselbe bestand. Noch war der

erste Punkt nicht erledigt, als die Königin Maria unerwartet starb und die Friedensunterhandlungen dadurch sehr aufgehalten wurden; erst im Februar 1559 wurden sie zu Chateau en Cambresis wieder aufgenommen.

Durch den Tod seiner Gemalin war nun jede Verbindung zwischen Philipp und dem Königreich England aufgelöst, die er aber gern wieder hergestellt gesehn hätte. Er ließ deshalb der Nachfolgerin Marias, ihrer Schwester Elisabeth, seine Hand antragen, und obgleich diese niemals daran dachte, ihm dieselbe zu geben, wozu sie viele wichtige Gründe hatte, so fand sie doch für gut, ihn anfangs nicht ohne Hoffnung zu lassen.

Mit um so größerem Eifer vertrat er ihre Sache auf dem Congreß zu Chateau en Cambresis und bestand auf die Wiederherausgabe von Calais. Allein auch ohne die Hoffnung auf die Hand der Königin von England würde Philipp sich für diese Sache verwendet haben, da er es für seine Pflicht hielt, zur Wiedererlangung einer Stadt behülflich zu sein, deren Verlust die Engländer einzig dem Bündniß mit ihm zu danken hatten und es ihm auch in andrer Beziehung wichtig blieb, daß die Engländer einen festen Punkt in Frankreich behielten. Durch den Besitz von Calais war es denselben stets möglich, in Frankreich zu landen, und Carl V. hatte durch seine Bündnisse mit England die Wichtigkeit dieser Stadt kennen gelernt. Philipp mußte Frankreich als seinen natürlichen Feind betrachten und bei einem Kriege mit diesem Lande konnte er mit ziemlicher Bestimmtheit auf Englands Hülfe rechnen. — Als Königin Elisabeth sich auf ihrem Throne sicher glaubte, warf sie die Maske ab und zeigte Philipp auf sehr unzweideutige Weise ihre wahren Gesinnungen. Da sie ihn überdies durch gänzliches Zurückweisen seiner für sie sehr vortheilhaften Vorschläge und besonders durch das Begünstigen der neuen Lehre, beleidigte, so überließ er es ihr allein, mit dem französische Hofe ihre Ange-

legenheit wegen Calais zu ordnen. Es kam auch bald ein Vertrag zwischen England und Frankreich zu Stande, in welchem in Bezug auf Calais Folgendes festgesetzt wurde: Die Stadt sollte unter der Bedingung im Besitze Heinrichs bleiben, daß dieser sich verpflichtete, sie nach acht Jahren den Engländern wieder zu überliefern; im Fall der Weigerung, oder daß er ungebürlich mit der Herausgabe zögere, solle er eine Strafe von 500,000 Kronen zahlen, für welche sich sechs bis sieben nicht französische Kaufleute verbürgen sollten; bis diese Bürgen aufgefunden wären, sollten fünf französische Edelleute als Geiseln am Hofe Elisabeths bleiben. Doch, hieß es ferner, sollte Heinrich, möchten nun diese 500,000 Kronen gezahlt, oder nicht gezahlt werden, dennoch verbunden sein, Calais an England herauszugeben.*)

Dem Abschluß des Friedens zwischen Heinrich und Philipp stand nun auch nichts mehr im Wege, besonders da der Connetable von Montmorency, der nur sein Privatinteresse im Auge hatte, alle Gewalt benutzte, die er über den schwachen Heinrich besaß, um ihn zur Annahme der von Philipp vorgeschlagenen Bedingungen zu bewegen. Frankreich hatte durchaus keine Ursache, mit dieser Eile zufrieden zu sein, denn der am 3. April 1559 abgeschlossene Frieden zu Chateau en Cambresis ist der unehrenvollste, den Frankreich jemals geschlossen. Es verlor durch denselben n cht weniger als 198 Städte und Festungen.

---

*) In Watsons Geschichte Philipp II. ist hier ein Irrthum, den übrigens fast alle Geschichtsschreiber mit ihm theilen. Es heißt hier, daß Heinrich Calais herausgeben, oder 500,000 Kronen bezahlen solle. Das ist falsch und schreibt sich dieser Irrthum davon her, daß der in einigen sonst zuverlässigen Werken abgedruckte Vertrag einen bedeutenden Schreib- oder Druckfehler enthält. In demselben steht: Qua quidem poena petita, sive non soluta anstatt: Qua quidem poena petita, sive soluta sit, sive non soluta. Allg. Gesch. d. v. N. Th. III. S. 17 die Note 3.

Der Friede war durchaus günstig für alle Verbündete Philipps und muß man seinen Eifer für ihr Interesse durchaus rühmlich anerkennen. Die Hauptbedingungen desselben waren folgende: Der Herzog von Savoyen erhielt seine Länder mit Ausnahme einiger Städte wieder, die noch so lange in Heinrichs Händen bleiben sollten, bis beide sich gütlich vereinigt hätten. Der Herzog sollte die Schwester des Königs, Margarethe, zur Ehe nehmen.

Heinrich erhielt St. Quentin, Ham und Câtelet wieder und gab alle eroberten Städte an Philipp heraus.

Philipp sollte die Grafschaft Charolois erhalten und der Streit wegen Burgund, Artois u. s. w. auf dem Wege des Rechts entschieden werden.

Philipp sollte die Tochter Heinrichs, Elisabeth, zur Frau nehmen, die vorher seinem Sohne Don Carlos bestimmt gewesen war.

Derjenige von beiden Fürsten, der zuerst die im Frieden ausbedungenen Orte überliefern würde, sollte vier Geiseln aus den vornehmsten Edelleuten des Andern wählen, die so lange in seiner Gewalt bleiben sollten, bis dieser seine Verbindlichkeiten ebenfalls erfüllt habe.

Die Lehngüter der beiderseitigen Unterthanen in den feindlichen Ländern sollten denselben wieder gegeben werden, unter Andern sollte der Prinz Wilhelm von Oranien das Fürstenthum Oranien wieder erhalten, wie auch seine andern Besitzungen, und wegen derjenigen, auf welche er Ansprüche machte, sollte ihm Recht wiederfahren; ebenso dem Herzog von Arschot und dem Grafen Egmont.

Ferner versprachen sich die Könige gegenseitig den „katholischen Gottesdienst zu erhalten," worunter nichts Anderes als die Verfolgung und Ausrottung der Ketzer verstanden werden

konnte, und ein Concilium zu Stande zu bringen, durch welches der Kirche die Ruhe wieder gegeben würde.

Als Geiseln erwählte König Heinrich den Herzog von Alba, den Herzog von Arcos, den Prinzen von Oranien und den Grafen Egmont, welche bald nach geschlossenem Frieden sich nach Frankreich begaben.

Die Ehe des Königs mit der Prinzessin Elisabeth wurde durch den Herzog von Alba vollzogen; allein die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden durch einen sehr unerwarteten Unglücksfall unterbrochen. König Heinrich II., der sich in dem bei dieser Gelegenheit gehaltenem Turnier sehr auszeichnete, forderte den Hauptmann seiner Leibwache, den Grafen Lorges von Montgommerie in die Schranken. Die Lanze des Grafen zerbrach auf dem Brustharnisch des Königs; ein Splitter derselben drang durch das schlechtgeschlossene Visier und verwundete denselben tödtlich. Die Kunst der Aerzte erhielt ihn noch zehn Tage, während welcher Zeit die Ehe des Herzogs von Savoyen mit der Schwester des Königs in der Stille vollzogen wurde. Heinrich II. starb am 10. August 1559 in seinem vierzigsten Jahre.

Viertes Kapitel.

Wahl eines Oberstatthalters der Niederlande. — Prinz Wilhelm von Oranien. — Graf Egmont. — Christine von Lothringen. — Margarethe von Parma.

Während des Krieges selbst war Philipp II. bemüht, sich eine vollständige Kenntniß der Niederlande zu erwerben. Er besuchte die Hauptstädte der Provinzen und empfing hier persönlich die Huldigung. Auf diesen Reisen begleitete ihn der ganze Hof und durch dieselben lernte er genau die Stärke und die Hülfsquellen der Provinzen kennen, was er zur Ausführung seiner Pläne in Bezug auf die Niederlande für durchaus nöthig hielt. — Noch ehe öffentlich wegen des Friedens unterhandelt wurde, hatte Philipp die sämmtlichen niederländischen Stände im August 1558 nach Arras zusammen berufen und von ihnen abermals den hundertsten und funfzigsten Pfennig, oder eine bedeutende runde Summe verlangt; auch trug er darauf an, daß die Salzsteuer erhöht und die Weinsteuer verdoppelt werden sollte. Die Stände zeigten sich aber durchaus nicht geneigt, diese Arten von Steuern zu bewilligen und noch weniger, als die Friedensunterhandlungen begannen; doch bewilligten sie ihm eine Steuer von 250,000 Gulden, schlugen es dagegen

späterhin wieder ab, ihm eine Rente von 15,000 Gulden jährlich zu verschreiben, die er verkaufen und womit er sein Kriegsvolk bezahlen wollte. Alle diese Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten mußten einem so despotischen Geist, wie der Philipps war, aufs Höchste zuwider sein und die übelwollende Gesinnung gegen die Niederländer vermehren, welche durch die Einflüsterungen seiner spanischen Günstlinge stets rege erhalten wurde. Diese konnten es den Ständen durchaus nicht vergessen, daß die bei Beginn des Krieges zur Bezahlung der Truppen bewilligten Gelder nicht ihnen übergeben, sondern von den Ständen selbst vertheilt worden waren; ihrer betrügerischen Habsucht entgingen dadurch bedeutende Summen. Diese Stimmung Philipps gegen die Niederländer befestigte in ihm den Plan zu ihrer Unterjochung und erregte den Wunsch, die dazu vorbereitenden Maasregeln noch vor seiner Abreise nach Spanien ins Leben treten zu sehen.

Zuerst beschäftigte ihn die Wahl eines neuen Statthalters, da diese bei seiner Abwesenheit so sehr wichtige Stelle, durch die Wiedereinsetzung des Herzogs Emanuel Philibert in seine Staaten, erledigt worden war. Es zeigten sich mehre Bewerber um dieselbe, nämlich Prinz Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und die Herzogin Christine von Lothringen.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem gräflichen Hause Nassau, welches eines der angesehensten im deutschen Reiche war und demselben selbst einen Kaiser gegeben hatte. Er wurde im Jahr 1533 zu Dillenburg in Nassau von einer Gräfin von Stollberg geboren und von Lutheranern erzogen, zu deren Partei sich sein Vater bekannte. Schon in früher Jugend gab ihn Carl V. seiner Schwester, der verwittweten Königin Maria von Ungarn, zum Pagen und nahm ihn in gleicher Eigenschaft späterhin selbst in seine Dienste. Er erkannte bald, welch ein Geist in diesem Knaben wohne, und da er ihn sehr lieb gewann, so gab er sich Mühe, denselben auszubilden.

Wilhelm war stets in seiner Nähe; der kluge und verständige Sinn des Jünglings gefiel dem Kaiser so sehr, daß er ihm vollkommen vertraute, ja seine geheimsten Maasregeln nicht vor ihm verbarg. Erhielten fremde Gesandte Audienz und mußte Alles sich entfernen, — Wilhelm durfte bleiben, und wie es scheint, unterhielt sich Carl gern mit ihm von Staatsangelegenheiten, denn er erkennt es rühmend an, daß ihm dieser Knabe oftmals Anschläge gebe, wie er sie nicht besser ersinnen könne. Neun Jahre blieb er bei dem Kaiser, der ihn in der katholischen Religion erziehen ließ. Das Vertrauen, welches sein gegen ihn so gütiger Herr ihm schenkte, mußte das Gemüth des Jünglings erheben und ihm ein mächtiger Sporn sein, sich desselben immer mehr werth zu machen, und daß er den practischen Unterricht des Kaisers wohl benutzte, beweisen die wichtigen Geschäfte, zu denen dieser ihn schon frühzeitig gebrauchte. Als Emanuel Philibert von Savoyen durch Regierungsgeschäfte in sein Herzogthum gerufen wurde, übertrug er ihm, dem 22jährigen Jünglinge, das Commando seiner Armee, hielt ihn also für fähig, erfahrenen Generalen, wie der Herzog von Nevers und der Admiral von Coligni, gegenüber zu stehn. Der Prinz täuschte dieses Vertrauen nicht; trotz der mancherlei Befürchtungen in der Umgebung des Kaisers, hielt er die französische Armee von den niederländischen Grenzen ab und befestigte sich in Charlemont und Philippeville. Wie sehr Carl V. ihn liebte und achtete, bewies er ihm noch in den letzten Tagen seiner Regierung. In der glänzenden Versammlung zu Brüssel, in welcher der Kaiser seinem Sohne den Thron der Niederlande abtrat, stützte sich, durch die Gicht am Stehen gehindert, während seiner ganzen langen Rede auf die Schulter des Prinzen von Oranien und zeichnete ihn so öffentlich vor den versammelten Ständen der Niederlande und vor den ihn umgebenden spanischen Großen aus, in deren Brust dieser Vorzug Haß

und Neid erregen mußte. Noch beim Abschiede gab ihm der Kaiser einen Beweis seiner Liebe, indem er ihm die Krone, von welcher er sich zuletzt und am schwersten trennte, die deutsche Kaiserkrone, zur Ueberbringung an die Kürfürsten, übergab.

Als der Kaiser abdankte, hatte Wilhelm das dreiundzwanzigste Jahr erreicht und wenig Männer in diesem Alter mag es gegeben haben, die so vollendete Staatsmänner gewesen wären, wie er. Carl hatte ihn mit den feinsten Fäden bekannt gemacht, an denen das Schicksal der Reiche hängt, er hatte ihn in die Geheimnisse und Grundsätze der Diplomatie von Kindheit auf eingeweiht und ihn die Hülfsquellen und Verhältnisse seines Reiches besser kennen gelehrt, als sie sein meistens von ihm entfernter Sohn kannte. Gewiß hat diesem der Kaiser den Prinzen empfohlen und schon die gewöhnliche Klugheit gebot Philipp, sich denselben zu verbinden. Wilhelm von Oranien war der angesehenste und reichste Edelmann in den Niederlanden. Er besaß schon von seinen Vorfahren her bedeutende Herrschaften in denselben, und noch mehr fielen ihm zu durch seine Heirath mit der einzigen Tochter und Erbin Maximilians von Egmont, Grafen zu Büren, Lerdam u. s. w. Außerdem hatte er auch durch Kauf viele Herrschaften an sich gebracht. In Deutschland hatte er sehr große Besitzungen, in Frankreich gehörte ihm das Fürstenthum Orange, welches ihm sein kinderlos verstorbener Vetter vermacht hatte, an dessen Vater es durch Heirath gefallen war, und außerdem noch viele Herrschaften und Baronien, deren Aufzählung überflüssig ist. Sein Hofstaat war außerordentlich glänzend und seine unbegrenzte Gastfreiheit erwarb ihm sehr viele Freunde. Bei dem Volke stand er in großem Ansehn. Seine Erziehung am Hofe hatte sehr vortheilhaft auf ihn gewirkt. Er hatte hier die Dinge von einer ganz andern Seite betrachten gelernt, als es bei einer andern Erziehung der Fall gewesen wäre. Frühzeitig eignete er sich ein

geschmeidiges Wesen an, welches sich in alle Formen zu fügen wußte, ohne daß darunter sein rechtlicher Character gelitten hätte; er gebrauchte List und Verstellung nur, wo ihm diese Waffen entgegengesetzt wurden; seinen Freunden gegenüber war er zutrauensvoll und wahr, wenn er auch seine Gedanken nicht Jedem mit geläufiger Zunge aufdrängte. In Carls Schule hatte er gelernt, wie nützlich, ja nothwendig einem Staatsmanne das Schweigen ist; es erwarb ihm den Namen des Schweigenden, oder des Verschwiegenen (**Le Taciturne**); aber dieses Schweigen war beredt, und wenn er redete, bezauberte er; bei ihm traf das italiänische Sprüchwort vollkommen ein: **Tacendo parla, parlando incanta.** *) Ebenso wie seine Zunge, hatte Wilhelm seine Mienen in der Gewalt; niemals durften sie verrathen, was in seinem Innern vorging, während er aus den Mienen Anderer die geheimsten Gedanken errieth. Sein mageres, blasses, ruhiges Gesicht war der Spiegel seines überlegenen Geistes, seines scharfen, nimmer ruhenden Verstandes. Seine Pläne kamen langsam zur Reife; allein hatte er sie einmal gut geheißen, dann waren sie auch vollkommen. Jede Möglichkeit des Erfolges war im Voraus überlegt, für jede schon die Handlungsweise bestimmt, deshalb wurde er auch niemals überrascht; selbst Ereignisse, die plötzlich hereinbrechen und die unmöglich vorherzusehen sind, die uns Menschen oft wie Narrenstreiche des Schicksals und ohne Sinn und Verstand erscheinen, vermochten ihn nicht außer Fassung zu bringen, wie er sich überhaupt immer als ein Held zeigte, wenn er sich in der Gefahr befand; nur vor derselben war er unruhig. Glückliche Erfolge konnten ihn ebenso wenig verblenden, wie Unglück niederdrücken; in seinem unerschöpflichen Geiste fand er immer neue Hülfsquellen; das Kleinste und Unbedeutendste wußte er

*) Van der Vynkt.

zu benutzen und deshalb verlor er auch in den schlimmsten Lagen niemals den Muth und die Hoffnung. Klar überschaute er die Vergangenheit; sie gab ihm die Mittel, die Gegenwart zu verstehen und die Lage der Dinge im richtigen Lichte zu betrachten; seine Schlüsse für die Zukunft waren untrüglich, wenn er sie auf die Gegenwart basiren konnte; wir finden kein Beispiel, daß er sich in seinen Folgerungen geirrt hätte. In jeder Stellung würde Wilhelm von Oranien sich Ruhm erworben haben; aber einzig und unerreicht steht er da, als Anführer eines Aufstandes; die ganze Geschichte, weder alte noch neue, hat keinen so vollkommenen Demagogen aufzuweisen. Es ist leichter ein Napoleon sein, als ein Wilhelm von Oranien.

Ein großer Theil des Adels beneidete ihn; der bessere Theil, der es aufrichtig mit dem Vaterlande meinte, war ihm treu ergeben und das Volk liebte ihn und den Grafen Egmont mehr, als jeden Andern. Zwei so verschiedene Charactere, wie Philipp II. und der Prinz von Oranien, mußten einen instinktartigen Widerwillen gegen einander haben. Wir sehen niemals, daß der Prinz sich um die Gunst des Königs bewirbt, sondern finden ihn sogleich als Widersacher desselben, sobald er etwas gegen die Freiheit der Niederlande unternimmt; der König hatte ihn zu fürchten und deshalb überhäufte er ihn anfangs mit Gnadenbezeugungen, in der Hoffnung, ihn für sich zu stimmen; wirkliches Vertrauen konnte er dem Sohn eines protestantischen Vaters, dem Bruder protestantischer Geschwister, dem Liebling und fähigeren Schüler seines Vaters, unmöglich schenken; das wäre gegen seine Natur gewesen. Oraniens Ansichten über Religion waren die eines aufgeklärten und seiner Zeit weit vorangeschrittenen Geistes; er gehörte keiner Secte an, und trat er späterhin zu der neuen Lehre über, so that er es nur, weil diese unterdrückt war und er es sich zum Berufe seines Lebens gemacht hatte, dem Unterdrückten beizustehen.

Voltaire sagt: „— les Princes qui ont ou établi ou protégé ou changé les Religions, en ont rarement eu;“ *) er hat Recht.

Mochte auch Philipp einiges Mißtrauen gegen den Prinzen haben, so that derselbe doch lange Zeit nichts, welches dasselbe rechtfertigen konnte, deshalb zeigte er ihm äußerlich Vertrauen. Folgender Vorfall steigerte dieses Mißtrauen außerordentlich und endlich so hoch, daß Philipp den Prinzen als Denjenigen ansah, dem er alle ihm in den Niederlanden entgegentretenden Hindernisse zu verdanken habe.

Der Prinz von Oranien war eine von den vier Geiseln, welche nach dem Frieden von Chateau en Cambresis, bis zur Vollziehung desselben, nach Paris geschickt wurden. Hier feierte man die Vermälung der Schwester und der Tochter des Königs, und der Prinz von Oranien nahm an allen Festlichkeiten des Hofes an der Seite des Königs Heinrich II. theil, dem er gefiel und der ihm viel Vertrauen schenkte. Als sie sich einst auf der Jagd befanden, nahm der König Veranlassung, von den neuen Verträgen zu sprechen, die er zur Vertheidigung des katholischen Glaubens mit König Philipp II. gemacht hätte. Der Prinz war um so aufmerksamer, da er von diesen Verträgen nur sehr Unbestimmtes wußte und begierig war, das Nähere derselben kennen zu lernen. Er antwortete in allgemeinen, bescheidenen Redensarten, doch immer, als sei er von der Sache vollkommen unterrichtet, woran der König durchaus nicht zweifelte, da er mit einem der vertrautesten Räthe Philipps zu sprechen glaubte, der an den geheimen Unterhandlungen selbst theilgenommen habe. So lockte der Prinz dem offen-

---

*) Essai sur l'Histoire universelle depuis Charlemagne. tom V. pag. 20.

herzigen Könige alle Einzelnheiten dieses großen Geheimnisses heraus, dessen Art wir aus den Unterhandlungen Granvella's mit dem Cardinal von Lothringen zu Cercamp kennen gelernt haben.

Der Prinz wußte die gemachte Entdeckung trefflich zu benutzen; er trat in geheime Verbindung mit dem Admiral Coligni und der Partei der Hugenotten und legte den Grund zu jenem geheimen Briefwechsel, der ihm in der Folge von so außerordentlicher Wichtigkeit wurde. Die Briefe, welche er an seine Freunde in den Niederlanden schrieb und in denen er sie warnte, auf ihrer Hut zu sein, wurden aufgefangen; von diesem Augenblicke an, hatte er es gänzlich mit Philipp verdorben und noch bei seiner Abreise gab dieser dem Prinzen davon die unzweideutigsten Merkmale. Als der König im Begriff war, sich an Bord des Schiffes zu begeben, welches ihn nach Spanien tragen sollte, traf er auf seinem Wege unter dem zahlreichen Gefolge, welches ihn nach Vlißingen begleitet hatte, auch den Prinzen. Er ergriff diese Gelegenheit, demselben noch beim Abschiede mit unwilliger Miene zu sagen, daß er ihn für denjenigen halte, durch dessen geheime Ränke der Ausführung seiner Pläne so viele Hindernisse in den Weg gelegt würden und daß er Alles zu verwirren suche. Der Prinz antwortete ehrfurchtsvoll, daß Alles aus eigenem Antriebe der Staaten geschehen sei. Diese Antwort brachte den König aus seiner gewöhnlichen Ruhe; er faßte den Prinzen heftig bei der Brust, schüttelte ihn und schrie: „No, no los Estados, ma vos, vos, vos!“ „Nein, nicht die Staaten, sondern Ihr, Ihr, Ihr!“ Das Beleidigende dieser Worte liegt in dem vos, welches einen verächtlichen Nebenbegriff hat und dem französischen toi gleichkommt. Der Prinz wünschte dem König am Bord des Schiffes eine glückliche Reise, fand es aber nicht räthlich, ihn in dasselbe zu begleiten; viele Andre folgten seinem Beispiel.

Lamoral (Amurath) Graf von Egmont, Prinz von Gaveren stand ebenso hoch in der Gunst des Volkes, als der Prinz von Oranien und zu dieser Zeit vielleicht noch höher. Seine Familie stammte ursprünglich aus Holland und hatte dieselbe der Provinz Geldern Herzöge gegeben. Des Grafen Mutter, die Erbin des Hauses Luxemburg Fiemes, brachte dessen unermeßliche Güter in das Haus Egmont. Der Glanz desselben wurde durch die Heirath des Grafen Lamoral mit der Pfalzgräfin Sabine, Schwester des Kurfürsten von Baiern, noch erhöht; sie wurde **1544** auf dem Reichstage zu Speier in Gegenwart Carls V. mit großem Glanze vollzogen. In den Kriegen des Kaisers bildete sich Graf Egmont zum Soldaten; die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen verschafften ihm einen großen Namen unter den Generälen seiner Zeit; obwohl man gestehen muß, daß Glück und Tapferkeit mehr Antheil an diesen Siegen hatte, als sein militairisches Genie. Egmonts Character ist mit wenigen Worten zu schildern. Er war edel, gut, großherzig, aufrichtig, wahr, tapfer, verschwenderisch, prachtliebend, eitel, sorglos und heiter, — kurz, er besaß alle Eigenschaften, die einen Menschen liebenswürdig und andern angenehm, nur die nicht, welche ihn allein fähig machen konnten, spanischen Künsten zu widerstehn. Er liebte die Freiheit, aber er hatte nicht den Muth, ihr Alles zu opfern; trat er auch den frechen Dienern des Königs entgegen, so war er doch weit entfernt, die Gunst desselben verscherzen zu wollen, in welcher er sich fest glaubte. Er ließ sich anfangs von dem höheren Verstande Oraniens leiten; hätte er es immer gethan, wäre es besser für ihn gewesen; als er seinem eigenen Kopfe folgte und Oranien verließ, war er verloren. — Vor dem Beginn der Unruhen standen Beide nicht im besten Vernehmen, ihr gemeinschaftlicher Haß gegen den Cardinal Granvella vereinigte sie, und bald wurden sie innige Freunde. Die spanische

Regierung war sorgfältig bemüht, dieses ihr so gefährliche Bündniß zu trennen. Man hat Briefe an die Statthalterin aufgefunden, in denen sie vom spanischen Hofe Verhaltungsregeln erhält, wie sie diese beiden Freunde entzweien solle; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich.

Diese beiden Männer waren es, welcher sich die Niederländer als Oberstatthalter wünschten, und man glaubte mit Bestimmtheit, diesen Wunsch erfüllt zu sehn, da Philipp dem Sieger von St. Quentin und Gravelingen noch den Dank schuldete; anders und passender konnte er nicht belohnt werden, als mit dieser Würde. Wurde Egmont übergangen, so konnte nur Oranien gewählt werden, dies war die allgemeine Meinung des Volkes und wohl auch die Egmonts. Oranien sah weiter; hatte er sich vielleicht anfänglich einige Hoffnung gemacht, so gab er sie doch bald auf, denn er gewann die Ueberzeugung, daß weder er noch Egmont, noch irgend ein Niederländer diese Stelle erhalten werde. Er suchte daher die Wahl des Königs auf die verwittwete Herzogin Christine von Lothringen zu lenken. Sie war eine Tochter Christians II. von Dänemark und der Isabelle, Schwester Kaiser Carl V., also eine leibliche Cousine Philipps. Ihr erster Gemal war Franz Sforza Visconti, Herzog von Mailand; als dieser starb, vermälte sie sich mit Franz, dem Herzoge von Lothringen, den sie 1545 ebenfalls verlor. Mit vielem Verstande führte sie die Regierung für ihren unmündigen Sohn und erwarb sich große Verdienste durch die Beschleunigung des Friedens, die ihr von den Niederländern um so höher angerechnet wurden, als diese sehnlich die Beendigung des Krieges mit Frankreich gewünscht hatten. Gelang es dem Prinzen, die Wahl der Herzogin durchzusetzen, so gedachte er ihre Tochter, Dorothea, zu heirathen, da er vor einem Jahre seine Gemalin verloren hatte. Hierdurch hoffte er sich dennoch bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung der Niederlande zu sichern.

Außer diesen Bewerbern um die Oberstatthalterschaft der Niederlande, suchte auch Kaiser Ferdinand sie für seinen Sohn Maximilian zu erhalten.

Philipp ließ, seiner Gewohnheit gemäß, die Bewerber in sehr langer Erwartung und um unterdessen heimliche Ränke und Eifersucht zu verhüten, ließ er verbreiten, daß er vielleicht seinen Sohn, Don Carlos, zum Oberstatthalter machen werde. Endlich wurde weder dieser, noch einer von den vorher genannten Personen von ihm erwählt. Oranien und Egmont überging er, eben weil ihm die lebhaften Wünsche des Volkes bekannt waren und er überhaupt keinem Niederländer traute. Der Prinz war ihm ohnehin verdächtig, und so anhänglich sich auch Egmont bisher bewiesen hatte, so stammte er doch aus der Familie, welcher Philipps Vorfahren das Herzogthum Geldern entrissen hatten; wie leicht konnte es ihm bei hinreichender Macht einfallen, das ihr zugefügte Unrecht an ihm, dem Könige, zu rächen! Die Herzogin von Lothringen überging man, wie es hieß, weil ihre Staaten zu nahe an Frankreich lagen und sie dadurch gewissermaßen von diesem Königreiche abhängig wäre. Der wahre Grund war aber der, daß man die beabsichtigte Verbindung des Prinzen von Oranien mit Dorothea von Lothringen ausgekundschaftet hatte. Endlich ernannte er seine Schwester, die Herzogin Margarethe von Parma, zur Oberstatthalterin, für welche sowohl der Cardinal Granvella, wie auch der Herzog von Alba stimmten, indem sie dem Könige vorstellten, daß diese am zuverlässigsten sei, da man sie völlig in der Gewalt habe.

Margarethe von Oestreich war eine natürliche Tochter Kaiser Carls V., die ihm vier Jahr vor seiner Verheirathung von Fräulein Margarethe van der Genst, aus Oudenarde, geboren wurde. Die Erziehung des Kindes übernahm des Kaisers Tante, die Statthalterin der Niederlande, Margarethe, und als diese starb,

seine Schwester, die verwittwete Königin von Ungarn, Maria, welche ebenfalls Statthalterin der Niederlande war. Margarethe war schon in frühster Kindheit mit einem Herzoge von Ferrara verlobt; diese Verbindung löste sich aber wieder auf und man verheirathete sie, als sie zehn Jahr alt war, mit dem siebenundzwanzigjährigen Herzog von Penna in Neapel, Alexander von Medicis. Dieser galt für einen Neffen des Papstes Clemens VII., war aber höchst wahrscheinlich der Sohn Sr. Heiligkeit. Die Ehe wurde 1531 vollzogen, als Alexander den neu errichteten Herzogstuhl zu Florenz bestieg. Er war ein ausschweifender, wüster Mensch, der den Florentinern sowohl seiner Abstammung, als seiner Persönlichkeit wegen, verhaßt war. Noch im Jahre seiner Verheirathung wurde er von einem seiner Vettern im Bette ermordet.

Sieben Jahr darauf wurde Margarethe, die nun zweiundzwanzig Jahr alt war, abermals an den Enkel des Papstes Paul III., den dreizehnjährigen Octavio Farnese, verkauft, der mit ihr die Herzogthümer Parma und Piacenza als Brautschatz erhielt.

Ihre beiden Erzieherinnen waren männlich in ihrem Wesen und große Liebhaberinnen der Jagd; dies Beispiel hatte auf Margarethe bedeutenden Einfluß; sie glich vollkommen ihrer Großtante und Tante, nur war sie eine noch eifrigere Katholikin, wodurch sie sich die besondere Gunst Philipps erwarb. Sie glaubte von der Religion das, was ihr Lehrer und Beichtvater, Ignatz von Loyola, sie gelehrt hatte, und kümmerte sich im Uebrigen mehr um ihre Jagdhunde, als um die Spitzfindigkeiten der Theologen. So männlich sie im Aeußern und in ihren Vergnügungen auch war, die ihr sogar eine Männerkrankheit, das Podagra, eintrugen, blieb sie in ihrem Character doch immer eine Frau; — schwach und eitel. Muß man das Lob, mit welchem sie manche Schriftsteller, z. B. der Jesuit Strada, überschütten,

auch übertrieben nennen, so ist die Erbitterung, mit welcher andere von ihr sprechen, ebenso ungerecht. Ihre Stellung wäre für einen tüchtigen Mann schwierig gewesen, und sie benahm sich in derselben, so gut man es von einer Frau verlangen konnte.

Gegen diese Statthalterin konnten weder ihre Mitbewerber, noch die Niederländer etwas einwenden. Sie war eine Prinzessin von Geblüt, eine geborne Niederländerin und in den Sitten und Gebräuchen ihres Geburtslandes auferzogen worden. Das Volk liebte sie, denn sie war menschenfreundlich, wohlthätig und lenksam. Durch ihre Erzieherinnen hatte sie frühzeitig die Maximen kennen gelernt, nach welchen das niederländische Volk regiert werden muß, und es mangelte ihr weder an Verstand, noch an Thätigkeit. Uebrigens kam es Philipp hierauf wenig an, da er sie mehr als Figurantin benutzen wollte; die Hauptsache war ihm, daß er sich der Treue der Herzogin gänzlich versichert hielt, deren Sohn, den nachher so berühmten Alexander von Parma, er unter dem Vorwand, für seine Erziehung zu sorgen, aber eigentlich als Geisel, mit sich nach Spanien nahm. *)

---

*) Schiller spricht von der Statthalterin mit einer Erbitterung, die mir ungerecht scheint. Er nennt ihren Glauben einen „derben Mönchsglauben,“ und führt es als etwas Besonderes an, daß sie alljährlich in der Charwoche einer gewissen Anzahl Armen die Füße eigenhändig gewaschen habe. Ihr Glaube war der einer guten Katholikin des 16. Jahrhunderts und was die Fußwaschung anbetrifft, mit der sie alljährlich, wie Schiller sagt, „ihre Eitelkeit kreuzigte,“ so sieht man dasselbe noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts von deutschen Monarchen verrichten, wie es alljährlich zur Erbauung der Welt in den Zeitungen zu lesen ist. — —

Fünftes Kapitel.

Philipps Pläne. — Ständeversammlung zu Gent. — Abreise Philipps.

Nach dem Frieden zu Chateau en Cambresis dankte Philipp die deutschen und andere fremde Truppen ab, schickte auch einige spanische Regimenter zu Hause und behielt nur ungefähr 3—4000 Mann von jenem alten spanischen Fußvolk, welches sich in den Kriegen einen außerordentlichen Ruf erworben hatte. Diese Soldaten lagen in den Orten an der französischen Grenze und brachten durch ihren Uebermuth und ihre Habsucht die Einwohnerschaft derselben zur Verzweiflung. Der Soldat, der täglich sein Leben preis gibt, der oft die härtesten Entbehrungen und Strapatzen erdulden muß, während der Bürger hinter seinem Ofen hockt, ist selten auf diesen gut zu sprechen und dieser ist meistens über die Gebühr empfindlich. Ist Friede, so vergißt der Bürger leicht, daß für die Erringung desselben, also auch zu seinem Vortheil, der Soldat gekämpft hat, und selbst die billigsten Anforderungen desselben erscheinen ihm anmaßend. Der Soldat dagegen, besonders wenn er aus einem siegreichen Feldzuge zurückkehrt, überschätzt seine Verdienste und hält es für recht und billig, sich an dem Hab und Gut der Bürger für

die Entbehrungen während des Feldzuges schadlos zu halten, wobei er meistens die Grenzen der Billigkeit überschreitet. Das war das Volk gewohnt und würde es allenfalls ertragen haben; allein die Zügellosigkeit der spanischen Soldaten übersteigt jede Beschreibung. Die Plünderung der ganzen Niederlande hielten sie für eine noch zu geringe Belohnung für ihre Verdienste. Jeder Soldat herrschte wie ein Despot in seinem Quartier und Gewaltthätigkeiten jeder Art gegen ihre Wirthe, waren an der Tagesordnung. Es liefen die dringendsten Vorstellungen an Philipp mit der Bitte ein, diese Truppen zu entfernen; täglich bestürmte man ihn mit Klagen und endlich nahmen sich die Stände der Noth des Volkes an. Erstlich war es wider die Privilegien des Landes, daß während des Friedens fremde Truppen in den Niederlanden gehalten wurden, und zweitens befürchtete man, daß Philipp dieselben nur versammelt halten wolle, um die Ausführung der Pläne zur Unterdrückung des Volkes zu sichern, von denen sich Gerüchte verbreitet hatten. Je dringender die Vorstellungen der Staaten wurden, desto mehr war Philipp entschlossen, die Truppen im Lande zu lassen, denn nun begann er zu argwohnen, daß man nur die Entfernung derselben abwarte, um sich gegen ihn zu empören. Er ließ sich hiervon jedoch nichts merken und äußerte nur, daß er das Land nicht gänzlich von Truppen entblößen könne; um aber dieselben dem Volke angenehmer zu machen, sie gleichsam zu naturalisiren, übertrug er dem Prinzen von Oranien und dem Grafen Egmont das Commando, jedoch so, daß zwei Spanier, Julian Romero und Johann de Mendoza unter ihnen den Befehl haben sollten. Beide hatten den Muth, zu erklären, daß sie den Aufenthalt dieser Truppen im Lande, während des Friedens, für eine Verletzung der Privilegien und der Verfassung ansähen und daß sie deshalb für die ihnen zugedachte Ehre danken müßten. Dies war die erste Veranlassung zum Mißtrauen

gegen Egmont und zur Verstärkung desselben gegen den Prinzen von Oranien.

Die Truppen blieben wo sie waren, denn Philipp glaubte ihrer zu bedürfen, da er Neuerungen in den Niederlanden vornehmen wollte, die leicht nur mit bewaffneter Hand auszuführen sein konnten. Seine Absicht war es, die Niederlande zu unterjochen und sich gehorsam zu machen, wie jedes andere seiner Königreiche. Das erste Mittel hierzu schien ihm die Unterdrückung und Ausrottung der Ketzer, die er nur durch Einführung der spanischen Inquisition bewerkstelligen zu können glaubte. Um diesen Eingang zu verschaffen, beschloß er die Zahl der Bischöfe in den Niederlanden von vier auf siebenzehn zu vermehren und denselben auch Theil an der Regierung und Sitz und Stimme in der Ständeversammlung zu geben. Diese Errichtung neuer Bisthümer hing vom Papst ab und die Einwilligung desselben zu erlangen, war schon seit längerer Zeit eine Creatur Granvellas, ein Geistlicher aus Löwen, Franziscus Sonnius, nach Rom abgeschickt worden. So langsam und schläfrig auch alle Geschäfte an Philipps Hofe betrieben wurden, so sehr erzürnte ihn der schleppende Gang desselben am päpstlichen Hofe, besonders da er möglichst bald nach Spanien abreisen wollte, allein vorher noch gern die neuen Bischöfe eingesetzt hätte. Alle diese Anstalten wurden sehr im Geheimen betrieben, nur unter der Hand ließ Philipp etwas von diesen Plänen unter das Volk kommen; aber zu seinem größten Verdruß mußte er hören, daß sich der Ausführung derselben ganz außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen würden, daß Geistlichkeit, Adel und der Bürgerstand durchaus dagegen sein und alle Kräfte aufbieten würden, die Errichtung neuer Bisthümer zu verhindern und sich vor Allem der Einführung der Inquisition zu widersetzen, deren Name schon allein hinreichte, Alles mit Entsetzen zu erfüllen und vor welcher das Volk lie-

der fliehen und das Land verlassen, als sich ihr unterwerfen würde. —

Der zur Abreise des Königs bestimmte Tag näherte sich immer mehr. Die Herzogin von Parma war unterdessen aus Italien angekommen; der König und der Herzog Octavio, ihr Gemal, der schon früher mit seinem Sohn Alexander eingetroffen war, kamen ihr mit dem ganzen Hofe entgegen und hielten ihr einen prachtvollen Einzug.

Der König berief in der Mitte des August (1559) die Stände nach Gent, wo er noch einige Zeit bleiben wollte, um von ihnen Abschied zu nehmen. Sein Gefolge war eben so zahlreich als glänzend. Dasselbe bestand aus dem Herzoge von Savoyen, dem Herzoge, der Herzogin und dem Prinzen Alexander von Parma, den fremden Gesandten, allen seinen Ministern und Staatsräthen und aus dem ganzen hohen Adel der sämmtlichen niederländischen Provinzen. Glänzende Feste gingen der Eröffnung der Ständeversammlung voran und darunter ein Ordensfest (das 23ste und letzte) des goldenen Vließes, welches drei Tage hindurch mit der größten Pracht gefeiert und bei welchem vierzehn neue Ritter ernannt wurden, darunter Herr von Assincourt und Herr Florenz von Montigni, beide aus dem Hause Montmorenci; der Marquis von Renti aus dem Hause Croy, der Grafen von Ligni und der Graf von Hoogstraaten aus dem Hause Lalaing.

Als die Stände am 17. August versammelt waren, eröffnete er die Sitzung damit, daß er die Herzogin Margarethe von Parma feierlich mit der Oberstatthalterwürde bekleidete. Da er der Landessprache nicht mächtig war, so nahm Granvella für ihn das Wort und stellte den Ständen vor, „daß der Zustand „von Spanien ihn nöthige, die Niederlande zu verlassen, wo „er gern, aus aufrichtiger Liebe zu den Einwohner, bis an das „Ende seines Lebens geblieben wäre; daß, nachdem er den Frie-

„den mit Frankreich nicht ohne große, theils von den Ständen „zusammengebrachte, theils aus seinen andern Königreichen und „Staaten hergenommenen Kosten, glücklich geschlossen hätte, er „diese Länder mit größerer Zufriedenheit verlassen könne. Daß „er sie jedoch, vor seiner Abreise, gerne von dem unnöthigen „und besonders von dem deutschen Kriegsvolke, hätte be„freien wollen; allein daß er die völlige Bezahlung dieser Trup„pen bis jetzt nicht habe möglich machen können, obgleich er „noch vor Kurzem elfhunderttausend Gulden in Wechseln auf „Spanien zu diesem Zwecke zusammengebracht hätte. Daß er „daher ein Regiment deutscher Soldaten, welchem man noch so „viel schuldig wäre, hätte im Lande lassen müssen und die „Stände ersuchte, dasselbe zu unterhalten; wobei er jedoch ver„spräche, wenn es ihm möglich wäre, dazu auch einige Gelder „aus Spanien zu überschicken und selbst wieder zu kommen, „wenn seine Gegenwart nöthig würde.“ Ferner hieß es in dieser Rede, „daß, weil der König aus wichtigen Ursachen, die „Oberstatthalterschaft seinem Sohne Don Carlos für jetzt nicht „geben könne, er diese seiner Schwester, der Herzogin von Parma, „aufgetragen habe, welche die niederländische Sprache rede und „eine besondere Neigung zu dem Lande trüge, weswegen sie, „außer der Ehrerbietung und dem Gehorsam, auch die Liebe der „Unterthanen verdiene.“ Die Rede schloß mit einer ernstlichen Ermahnung an alle Mitglieder der Regierung, von den höchsten bis zu den niedrigsten herab, den katholischen Glauben aufrecht zu erhalten und die Placate gegen die Ketzer pünktlich zu befolgen, weil die Veränderung im Gottesdienst öfters eine Veränderung in der Regierung verursache. Hierzu wurde noch eine Ermahnung gefügt, sowohl gegen Vornehme, wie gegen Geringe ohne Unterschied, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. — Dieselben Ermahnungen und Befehle, wie sie diese Rede enthielt, ertheilte er dem Rath von Flandern und den andern

Provinzialgerichtshöfen; in allen wird zur Aufrechthaltung der Religion und Befolgung der Placate ermahnt, aber nirgends werden diese Punkte näher bestimmt; Niemand wird zu besondern Mitteln angewiesen, wodurch die Religion aufrecht gehalten werden sollte. Philipp schwieg gänzlich davon, denn er hielt es noch nicht für Zeit, die im Volke circulirenden Gerüchte, über die Errichtung neuer Bisthümer, zu bestätigen. Auch die Stände beobachteten ein tiefes Schweigen über diese Angelegenheit; allein desto eifriger waren sie bemüht, dem Könige die Mittel zu benehmen, die zu diesem Zweck von ihm gemachten, wenn auch jetzt noch geheim gehaltenen Anordnungen in Ausführung zu bringen. Es wurde ihm von den Ständen eine Vorstellung in wallonischer Sprache überreicht; in derselben verlangten sie erstlich, daß die Grenzen des Landes nicht durch fremdes Fußvolk, sondern durch Einwohner besetzt, die Fremden abgedankt, oder anderwärts hingeschickt werden möchten. Sie beklagten sich über die Bedrückungen des fremden Kriegsvolkes, welches man in Dienst behalten, während man die inländischen Soldaten abgedankt habe. Zweitens verlangten sie, daß das Land von einem niederländischen, und nicht von einem ausländischen Rathe regiert werden möchte und deuteten durch diese Forderung gewissermaßen mit Fingern auf den Bischof von Arras, der schon damals von den meisten niederländischen Großen außerordentlich gehaßt wurde.

Der König war über diese Vorstellung sehr aufgebracht und soll im Zorn zu den Staaten gesagt haben: „ob sie ihn, da er ein Spanier wäre, nicht etwa auch aus dem Lande jagen wollten?“ Die Antwort, welche er jedoch zwei Tage darauf gab, war gemäßigter, zu sehr gemäßigt, als daß sie ihm hätte Ernst sein können. Es war nur seine Absicht, die Stände dadurch vorläufig zu beruhigen und hinzuhalten, dabei aber stets die Mittel zu behalten, die Ausführung seiner Pläne erforderlichen Falls durch Waffen-

gewalt unterstützen zu können. Der Inhalt dieser Antwort war folgender: „Es wäre durchaus nicht die Absicht des Königs, „Ausländer in die Regierung einzudrängen, was die Einsetzung „der Oberstatthalterin bewiese, die ja eine Niederländerin sei, „und die Besetzung des Staatsrathes zeige ja auch, wie vä- „terlich er für das Land sorge. Das spanische Kriegsvolk sei „dem Lande sehr nöthig, um dasselbe gegen jede unvorhergese- „hene feindliche Bewegung der Nachbarn zu schützen, und Be- „lästigungen hätte man ja immer von den Soldaten, wenn man „sie nicht bezahlen könne. Allein er würde dafür Sorge tragen, „daß diese dreitausend Mann stets von drei zu drei Monaten „bezahlt würden und könnten sie dazu gebraucht werden, seinen „Sohn, Don Carlos, abzuholen, wenn er nach seiner Ankunft „in Spanien für gut finden sollte, ihn eilig hierher zu senden. „Er würde diese Truppen gern auf der Flotte, die ihn hinüber- „führen solle, mit nach Spanien genommen haben, wenn er „nur früher gewußt hätte, daß die Stände die Abführung der- „selben so ernstlich wünschten. Er wollte ihnen seine Zunei- „gung dadurch zeigen, daß er diese Truppen, die doch nur zum „Schutze des Landes dienten, selbst bezahlen wolle. Er sei nie- „mals Willens gewesen, das ganze inländische Fußvolk abzu- „danken, sondern 1200 Mann habe er auf Kosten des Landes „behalten wollen. Auch habe er die Absicht gehabt, das spani- „sche Kriegsvolk nur sechs bis sieben Monate im Lande zu las- „sen, allein um den Willen der Stände zu erfüllen, wolle er „dieselben innerhalb drei, höchstens vier Monaten ausmarschiren „lassen, jedoch unter der Bedingung, daß die Stände für die „Bezahlung derjenigen Truppen Sorge trügen, welche anstatt „der Spanier zum Schutze der Grenzen angenommen werden „würden.“

Vorläufig genügte den Ständen diese Antwort, obgleich das Gesuchte und Falsche derselben auf der Hand lag. Niemand

hätte sich darüber beschwert, wenn der Oberstatthalter ein Ausländer gewesen wäre, denn daß es kein Niederländer zu sein brauche, war längst ausgemacht; es handelte sich nur um die Besetzung des Staatsrathes, der den Privilegien des Landes gemäß durchaus aus Niederländern bestehen mußte. Daß die spanischen Truppen dem Lande lästig waren, wußte er zeitig genug, um für ihre Einschiffung Sorge zu tragen. Daß Philipp seinen Sohn nach den Niederlanden schicken wollte, konnte Niemand glauben, denn hätte er diese Absicht wirklich gehabt, so verhinderte ihn ja durchaus nichts daran, dieselbe schon längst auszuführen. Kurz, diese Antwort zeigt von wenig Witz und Scharfsinn und war sie wirklich, wie man sagt, von dem Bischof von Arras abgefaßt, so macht sie ihm als Diplomat wenig Ehre; sie diente nur dazu, das Volk noch mißtrauischer gegen den König zu machen.

Von Gent begab sich der König nach Middelburg in Seeland, um seine Reise nach Spanien anzutreten. Hier erhielt er endlich die so lange ersehnte Nachricht von seinem Abgesandten in Rom, daß der Papst in die Errichtung der neuen Bisthümer gewilligt habe. Von Middelburg ging er nach Vlißingen, wo er sich mit seinem ganzen glänzenden Gefolge am 26. August einschiffte. Die Flotte, welche ihn nach Spanien führen sollte, bestand aus neunzig Schiffen, über welche der Graf von Hoorne, als Admiral der Niederlande, den Oberbefehl führte*). Nach einer Fahrt von vierzehn Tagen langte dieselbe zu Laredo in Biscaya an, nachdem sie jedoch vor diesem Hafen einen furchtbaren Sturm bestanden hatte, durch welchen mehre Schiffe, beladen mit kostbaren Kunstschätzen jeder Art, die Kaiser Carl V.

*) Wie gut diese Flotte mit allen Lebensbedürfnissen verproviantirt war, geht daraus hervor, daß allein 15,000 gemästete Kapaunen an Bord waren. Meteeren Th. 1. S. 47.

während vierzig Jahren in Deutschland, Italien und den Niederlanden gesammelt hatte, zu Grunde gingen und an tausend Menschen umkamen *). Philipp glaubte seinen Dank gegen Gott für die Errettung aus dieser Gefahr nicht besser bezeugen zu können, als daß er öffentlich das Gelübde leistete, sein Leben der Vertheidigung des katholischen Glaubens und der Ausrottung der Ketzerei zu widmen. Daß es ihm damit Ernst war, bewies er gleich nach seiner Ankunft. Kurz vor derselben hatte ein Auto-dafé zu Valladolid statt gefunden, auf welchem viele Protestanten lebendig verbrannt worden waren; noch dreißig, zu demselben Schicksal bestimmte Gefangene blieben in dem Gefängniß. Philipp befahl die Hinrichtung dieser Ketzer zu beschleunigen und wohnte dem schauderhaften Schauspiel in Begleitung seines Sohnes, Don Carlos, seiner Schwester und seines ganzen Hofes bei. Nachdem er eine Predigt des Bischofs von Zamora angehört hatte, stand er auf, zog sein Schwert, als ein Zeichen seiner Willfährigkeit zur Vertheidigung des Glaubens, und leistete in die Hände des General-Inquisitors den Eid, die Inquisition und ihre Beamten gegen die Ketzer und alle Widersacher zu beschützen, die sich der Ausübung ihrer Autorität widersetzen würden und alle seine Unterthanen zu zwingen, den Befehlen dieses Tribunals zu gehorchen.

Darauf wurden die unglücklichen Gefangenen an ihm vorüber zum Scheiterhaufen geführt. Einer derselben, ein protestantischer Edelmann, Namens Don Carlos de Sessa, rief dem Könige zu: „Und auch Du, König, kannst Zeuge der Qualen Deiner

---

*) Watson setzt den Tag der Abreise auf den 20. August und den der Ankunft in Spanien auf den 29sten. Dies ist aber unrichtig. Meteeren gibt den 26sten an und erst am 8. September kam Philipp in Spanien an; auch überfiel der Sturm die Flotte nicht am Anfang, sondern am Ende der Reise, dicht vor dem Hafen

Unterthanen sein! rette uns von diesem grausamen Tode; wir verdienen ihn nicht." — „„Nein, schrie Philipp in höchster Wuth, ich würde selbst meinem eigenen Sohn den Scheiterhaufen errichten, wenn er so verbrecherisch wäre wie Du *).""

Philipp hatte zwar den Staaten öffentlich versprochen, wieder nach den Niederlanden zu kommen; aber Niemand glaubte daran. Es hatte sich im Lande das Gerücht verbreitet, der König verlasse das Land für immer, ohne daß man eigentlich einen Grund dafür anzugeben wußte. Solche Volksahnungen, wie man diese ohne erweislichen Grund allgemein verbreiteten Meinungen und Gerüchte über diese oder jene wichtige Sache nennen könnte, beweisen sich sehr häufig als prophetisch, wie auch in diesem Fall. Uebrigens wurde die Abreise mit außerordentlichem Kaltsinn aufgenommen und kümmerte man sich im Allgemeinen wenig darum, ob der König wiederkommen werde oder nicht. Diese Gleichgültigkeit war durch das Mißtrauen hervorgerufen worden, welches die Anordnungen Philipps im Volke erregt hatten. Ueberall glaubte man Vorbereitungen und Rüstungen zur Ausführung großer Pläne wider die Freiheit des Landes zu erblicken, über welche die beunruhigendsten Gerüchte verbreitet waren. Bei der Besetzung der Aemter bemerkte man zu viel Methode, in der Einrichtung des Ganzen zu viel Genauigkeit. Alles war abgezirkelt, die Eigenschaften eines Jeden genau berücksichtigt, die Kräfte systematisch vertheilt, entweder sich secundirend, oder, wo es nöthig erschien, gegenseitig aufhebend; denjenigen, von denen man wußte, daß sie eher der Sache des Volkes als der des Königs zugethan sein würden, wenn eine Absonderung der Parteien statt fände, waren durch ihr

*) Jo traeu lenna para quemar a mi hijo, a suere tan malo como vos. Watson T. 1. S. 150. Cabrera Lib. V. C. III. Miniana, L. V. c. XI.

Amt schon die Arme gebunden. Kurz es war eine Maschine eingerichtet, wie sie für das Interesse des Königs nichts zu wünschen übrig ließ. Ihr oberster Leiter und Führer war der Bischof von Arras. — Auch der König verließ die Niederlande verdrießlich und ungern, so sehr es ihn auch nach Spanien zog; er mußte so Vieles noch unvollendet zurücklassen, dessen Einrichtung er selbst gern überwacht und durch sein königliches Ansehn erleichtert hätte; es war noch so Vieles zu entwirren, was er nun Andern überlassen mußte. Kurz man sah deutlich, daß er eben so unzufrieden mit sich selbst wegging, als es seine Unterthanen mit ihm waren.

Sechstes Kapitel.

Die Regierungsform der Niederlande.

An einem andern Orte *) haben wir von der Regierungsform der einzelnen niederländischen Provinzen und der größeren Städte gesprochen; allein absichtlich nicht auseinandergesetzt, wie diese verschiedenen Kräfte zusammen wirkten, sondern dies bis jetzt aufgeschoben, indem wir uns sonst hätten wiederholen müssen.

Der König von Spanien war in den Niederlanden nur Herzog von Brabant, Graf von Holland, Herr von Mecheln u. s. w. und hatte als solcher jeder einzelnen Provinz, ehe sie ihm den Unterthaneneid leistete, schwören müssen, ihre Privilegien und Gerechtsame zu erhalten. Die kostbaren Privilegien Brabants **) waren von Kaiser Maximilian am 16. Mai 1480 für alle niederländischen Provinzen bewilligt worden; verletzte der König dieselben, so zerriß er den Contract, welchen er mit der

---

*) Kurzer Abriß der Gesch. der Niederl. bis auf Philipp II. u. s. w.

**) Sie sind in dem obeng. Werkchen Seite 96 u. 97 angegeben.

Nation geschlossen, und entband dieselbe ihres Gehorsams. Es war deshalb durchaus keine Rebellion, wenn das Volk bei Verletzung seiner Privilegien die Waffen gegen den König ergriff, sondern es befand sich im vollkommensten Recht. Ueberhaupt muß man sich das Verhältniß zwischen dem niederländischen Volke und seinem Fürsten nicht so denken, wie es jetzt zwischen Fürsten und Völkern besteht; er hatte in den Niederlanden nur gewisse Rechte, war aber durchaus nicht unbedingt der Herr derselben. Die Regierungsform in den Niederlanden war eine gemischte, d. h., man kann sie ebensowohl eine monarchische, wie eine aristokratische, oder demokratische nennen, und war in ihr das monarchische Prjncip am wenigsten vorherrschend, als die Privatmacht des Fürsten nach geringer, als die des Volkes war.

Seit die Niederlande unter die Herrschaft von Fürsten kamen, deren auswärtige Besitzungen bedeutender als diese und deren Macht furchtgebietend war, mußten sich die Niederländer manche Eingriffe in ihre Rechte gefallen lassen; allein das blieben immer Eingriffe, und man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, das Verlorne wieder zu erobern. Gehen wir die ganze Geschichte durch, so finden wir selten Fürsten und Volk vollkommen einig; beständig sind sie im Zwiespalt und meistens handelt es sich um geben und nehmen. Die Fürsten möchten ihr Volk gern wie ein Pachtgut nützen und andere, gewissenlosere, den Unterthanen mit dem Rock noch die Haut über die Ohren ziehn; das Volk dagegen wehrt sich beständig und möchten am liebsten gar nichts geben, oder gar keinen Fürsten haben. Von Recht oder Unrecht ist nur so lange die Rede, als die Macht auf beiden Seiten gleich ist; verschwindet dieses Gleichgewicht, so geht hier, wie überall, Gewalt vor Recht. Ein edles Roß, dessen Kraft die jedes Menschen übersteigt, läßt sich spielend von seinem geschickten Reiter regieren; den rohen Stallknecht, der es blutig spornt, abtreibt, hungern läßt und quält,

den wirft es weit von sich und tritt ihn manchmal in seinem Zorn mit Füßen; handelt ein Pferd anders, ist es eine elende Mähre und nichts anders werth, als den Karrn zu ziehn. Ein edles Volk läßt sich nicht unterjochen; es wird eher untergehn, als seinen Rücken der Knute beugen. Verschwindet sein Name auch von der Erde, er lebt in den Liedern, in den Geschichtswerken rühmlich fort zum erhebenden Beispiel für andre Nationen. Philipp machte es wie jener Stallknecht und das niederländische Volk gleich jenem edeln Roß.

Seit den burgundischen Herzögen war es gebräuchlich, daß die niederländischen Provinzen durch Statthalter regiert wurden, da die Fürsten sich nicht immer in den Niederlanden aufhalten konnten. Kaiser Maximilian setzte als Vormund seines Sohnes und Enkels Oberstatthalter ein; eben so machte es nach ihm Carl V. Wie wir im vorigen Kapitel sahen, ernannte König Philipp bei seiner Abreise nach Spanien die Herzogin Margarethe von Parma zur Oberstatthalterin, mit einem festen Gehalte von 30,000 Kronen; außerdem hatte sie noch andere Gefälle und kleinere Einkünfte.

Drei Rathskammern, die schon zu Kaiser Carl V. Zeiten bestanden, halfen ihr die Regierungsgeschäfte besorgen. So lange König Philipp in den Niederlanden war, besorgte er selbst die Geschäfte der vornehmsten Kammer, des Staatsrathes; erst jetzt gewann dieser wieder Ansehn. Seine Funktionen bestanden darin, über Kriegs- und Friedensangelegenheiten, wie überhaupt über die Sicherung des Landes zu bestimmen. Außerdem hatte er die Oberaufsicht über alle Gerichtsversammlungen der ganzen Niederlande, gemeinschaftlich mit dem geheimen Rath, von dem später die Rede sein wird. Mitglieder des Staatsrathes waren der Bischof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, Philipp von Stavele, Herr von Glaion, Carl, Baron von Barlaimont und Viglius von Zuichem von

Aytta, ersterer Präsident des Finanz=, letzter des geheimen Rathes. Außerdem hatten sämmtliche Ritter des goldenen Vließes, die Mitglieder der zwei andern Rathsversammlungen und die des großen Rathes zu Mecheln, der in Rechtshändeln den geheimen Rath zu consultiren pflegte, im Staatsrathe Sitz, wenn sie nämlich von der Oberstatthalterin in denselben berufen wurden. Alle Gewalt des Rathes war jedoch in den Händen des Bischofs von Arras. Die Statthalterin hatte vom Könige Befehl, keinen Beschluß des Staatsrathes gut zu heißen, wenn derselbe nicht noch besonders in der Consulte berathschlagt worden sei. Diese Consulte war ein engerer Ausschuß des Staatsrathes und bestand aus dem Bischof von Arras, dem Präsidenten des geheimen Rathes, Viglius von Zuichem von Aytta und dem Präsidenten des Finanzrathes, Herrn Carl von Barlaimont. Letzterer verdankte seine Erhebung zum Ritter des goldenen Vließes und Präsidenten des Finanzrathes einzig dem Bischof; er that daher Alles, was dieser wollte. Viglius war ein eben so eifriger Anhänger des Bischofs, und da er den Wunsch des Königs, denselben gewähren zu lassen, wohl am besten kannte, so ließ er gewöhnlich, wie man im gemeinen Leben sagt, „fünfe grade sein." Dieses Uebergewicht des Bischofs im Rathe, welches die andern Staatsräthe zu bloßen Figuranten machte, beleidigte den Prinzen von Oranien so sehr, daß er schon vor der Abreise des Königs aus demselben wegblieb und sich erst lange bitten ließ, ehe er denselben wieder besuchte.

Die zweite Rathskammer war der geheime Rath und bestand derselbe gewöhnlich aus zehn bis zwölf Räthen, gelehrten Männern, nämlich Doctoren und Licentiaten, die der König, oder die Oberstatthalterin in seinem Namen erwählte. Dieser Rath ertheilte die Frei= und Begnadigungsbriefe und hatte die Aufsicht über die Gesetze und die bürgerliche Verfassung des Landes; er entschied über Grenzstreitigkeiten, vertrat die Auto=

rität des Landesfürsten u. s. w., kurz hatte über Recht und Ordnung im ganzen Lande die Oberaufsicht, nur mußte er sehr wichtige Dinge dem Landesfürsten oder dessen Statthalter anzeigen und gemeinschaftlich mit dem Staatsrath darüber berathschlagen. Der Präsident dieses Rathes war, wie schon oben gesagt, Viglius; Räthe waren unter anderen Perenott, Abt zu Favern, Bruder des Bischofs von Arras, Christoph von Assonville und Joachim Hopperus, von welchem noch später die Rede sein wird.

Der Finanzrath hatte die Oberverwaltung der Erbgüter und erblichen Einkünfte des Königs, der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Steuern u. s. w. Unter ihm stand die Rechenkammer zu Brüssel, alle Einnehmer und andere Personen, die mit dem Gelde des Königs zu schaffen hatten. Er beschloß die Taxen und Schatzungen, sorgte für die Bezahlung des Kriegsvolkes, der Munition, des Proviantes und der Festungsarbeiten. Präsident war Carl von Barlaimont; Schatzmeister unter ihm Herr Caspar Schetz, ein sehr reicher Edelmann; beider Herren Reichthum verminderte sich auf diesem einträglichen Posten sicher nicht. Das Finanzwesen in den Niederlanden schien vielen andern Fürsten so vortrefflich eingerichtet, daß dieselben sich davon unterrichten und dasselbe auch in ihren Ländern einführen ließen. Man wird es übrigens auch fast überall finden, daß das Steuerwesen der besteingerichtetste Zweig der ganzen Staatsverwaltung ist und worin mit einer Accuratesse und Härte verfahren wird, die man für das Recht eines Unterthans niemals anwendet.

Außer diesen drei Räthen hatte noch jede Provinz ihren Provinzialrath; diese wurden alljährlich durch königliche Commissarien revidirt, ebenso wie die Rechenkammern der Provinzen, ja selbst der Städte, obgleich der König über die Einnahme der letzteren durchaus nichts zu befehlen hatte. Ebenso

wurde es mit den Einkünften der Geistlichen gehalten und diejenigen bestraft, die übel damit gewirthschaftet hatten.

Ueber jede Provinz war ein Statthalter gesetzt; da jedoch einige sehr klein waren, so hatten oftmals mehre zusammen einen einzigen. König Philipp besetzte vor seiner Abreise diese Stellen auf folgende Weise: Lamoral Graf von Egmont ward Statthalter über Flandern und Artois; Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, über Holland, Seeland, Utrecht, Westfriesland, Voorne und Briel, wozu noch späterhin die Grafschaft Burgund gefügt wurde. Der Prinz hatte sich, wie es hieß, Hoffnung gemacht, die Statthalterschaft über Flandern zu erhalten und war mit der erhaltenen, weniger wichtigeren, nicht zufrieden; allein wie er selbst späterhin sagte, waren ihm diese Statthalterschaften, wie auch andere Würden, auf Kaiser Carls Verlangen aufgetragen. So lebhaft sich Holland und Seeland auch früher geweigert hatten, einen Ausländer als Statthalter anzunehmen, so schätzten sie sich doch sehr glücklich, den Prinzen von Oranien erhalten zu haben, denn er besaß nicht allein große Güter in Holland, sondern stammte auch aus einem sehr vornehmen Hause, was dem Stolze der Holländer schmeichelte. Ferner hofften die Reformirten von ihm eine gelindere Behandlung, da doch sein Vater und seine Brüder der lutherischen Lehre folgten, obgleich der Prinz selbst sich zum katholischen Glauben bekannte. — Johann von Ligne, Graf von Aremberg, ward Statthalter über Friesland, Overissel, Gröningen und Lingen; Carl von Brimeu, Graf von Megen, über Geldern und Zütphen. Diese Statthalterschaft hatte eigentlich der Graf Hoorne, und er hätte sie gern behalten; allein der König war der Meinung, daß derselbe sich mit der Admiralitätswürde begnügen könne, und so wurde diese Statthalterschaft, besonders auf Anstiften des Bischofs von Arras, vergeben. Peter Ernst, Graf von Mansfeld, wurde Statthatter über Luxemburg; Jo-

hann, Graf von Ostfriesland, über Limburg; Johann, Markgraf von Bergen, über Hennegau, Valenciennes und Chateau en Cambresis; Carl, Baron von Barlaimont, über Namur; Florenz von Montmorency, Baron von Montigni, des Grafen von Hoorne Bruder, über Dornick (Tournai) und dessen Gebiet, und Johann von Montmorency, Herr von Courrieres, über Ryssel (Lille), Douai und Orchies. Für Brabant war kein besonderer Statthalter ernannt, da hier die Oberstatthalterin wohnte und es von alten Zeiten her gebräuchlich war, daß diese Provinz von den Oberstatthaltern verwaltet wurde.

Diese Statthalter hatten in ihren Provinzen den Befehl über das Kriegsvolk, wie auch die Verwaltung der bürgerlichen Regierung und in Verbindung mit den Gerichtshöfen die Aufsicht über das Gerichtswesen, Flandern allein ausgenommen, wo der Statthalter über letzteres nichts zu sagen hatte. Mit der Statthalterwürde war ein Einkommen verbunden, allein worin dieses bestand und wie hoch sich dasselbe belief, finden wir nirgends angegeben. Einen Theil desselben machten wahrscheinlich die für Geleitsbriefe und dergleichen eingenommenen Gelder aus.

Kriegsvolk wurde im Frieden in den Niederlanden gewöhnlich nicht gehalten, da man es für Geld im Fall der Noth sehr schnell im Lande selbst und in dem benachbarten Deutschland haben konnte; gegen unvermuthete Anfälle schützten die Bürger ihre Städte selbst. Nur in den Grenzorten und in einigen Hauptfestungen, deren es im Ganzen 26 im Lande gab, lagen einige Truppen, meistens Fußvolk. Allein seit Kaiser Carl V. gab es in den Niederlanden stehende Truppen und bestanden dieselben aus 3000 Mann, theils schwerer, theils leichter Reiter. Als König Philipp die Niederlande verließ, belief sich ihre Zahl nicht viel über 2000 Mann. Diese Reiterei wurde in 14 Escadrons, oder wie es damals hieß, Banden, getheilt und

standen dieselben unter dem Befehl der oben genannten Statthalter (nur der Graf von Ostfriesland hatte keine unter sich) und folgender andern Herrn: Philipp von Croi, Herzog von Arschot, Anton von Lalaing, Graf von Hoogstraaten, Maximilian de Hennin, Graf von Bossu, Johann von Croi, Graf von Roeux und Heinrich, Herr von Brederode; alle, außer dem letzteren, waren Ritter des goldenen Vließes. Unter jedem dieser Herrn stand ein Rittmeister, der in ihrer Abwesenheit das Commando führte. Diese Reiterei, welche König Philipp gern wieder auf die frühere Stärke ergänzt gesehen hätte, dies aber nicht durchsetzen konnte, gebrauchte man in unvermutheten Fällen und hatte sie sich einen sehr guten Ruf erworben. — Von dem andern Kriegsvolk, welches sich zu dieser Zeit noch außerdem im Lande befand, haben wir schon früher gesprochen, und wird späterhin noch davon die Rede sein.

Eine bewaffnete Flotte hielt der Landesfürst für gewöhnlich nicht, da man zu jeder Zeit Schiffe im Ueberfluß haben konnte. Im Fall eines Krieges, oder einer Reise des Königs, nach Spanien zum Beispiel, hielt man die ersten besten Schiffe an, einheimische oder fremde, beladen oder unbeladen. Diese wurden aus des Königs Zeughäusern armirt und so lange gebraucht, als man es für nöthig hielt, jedoch wurde, wie es sich gehört, dem Schiffer die Fracht bezahlt. Hielt der König auch für gewöhnlich keine Kriegsflotte auf dem Meer, so hatte er doch einen Admiral mit einigen zur Nothdurft ausgerüsteten Kriegsschiffen. Dieser hatte, sowohl im Krieg als Frieden, das ganze Seewesen unter sich, und war sein Posten ein sehr wichtiger und einträglicher, da er Theil hatte an den confiscirten Gütern, an der im Kriege gemachten Beute, ferner von jeder Tonne Waare, die mit königlichem Geleitbrief aus des Feindes Gebiet eingeführt wurde, eine Abgabe erhielt. Ein solcher königlicher Geleits-

brief, sowohl zu Wasser als zu Lande, war nicht gültig, wenn er nicht durch einen des Admirals, oder des Statthalters der Provinz begleitet wurde; der Mangel desselben zog die Confiscation der Kaufmannswaaren nach sich. Wie schon oben gesagt, bekleidete die Admiralitätswürde der Graf von Hoorne.

Ueberall im Lande hatte der König Kriegsbedarf vertheilt und waren die Grenzfestungen alle armirt. Das Hauptkriegszeughaus des Königs befand sich aber zu Mecheln. Oberkriegszeugmeister war zu jener Zeit Philipp von Stavelen, Herr von Glaion.

Während eines Krieges durfte kein Niederländer ohne besondere Erlaubniß einem fremden Fürsten um Sold dienen; es durfte weder Handel noch sonst ein Verkehr mit dem Feinde getrieben werden, doch machte der König hierin nach Umständen Ausnahmen und ertheilte für diese, oder jene Waaren Geleitsbriefe. Weder Getreide, noch Waffen und Kriegsbedarf, noch ungemünztes Gold oder Silber durfte überhaupt ausgeführt werden; auch war der Verkauf von Hengsten, die über 16 Hand hoch waren, wie auch der großen Stuten strenge untersagt. Gemünztes Gold durfte man nur so viel aus dem Lande führen, als man für sich zur Zehrung gebrauchte. Eingeführt werden durften aus allen Länder alle Arten von Waaren, und konnte mit diesen überall hin gehandelt werden, auch mit Getreide, welches aus dem Auslande kam.

Was nun das Einkommen des Königs betrifft, so betrug dieses eben so viel, wie das des Königs von England, ehe dort die Kirchengüter eingezogen wurden. Ihm gehörten die vorzüglichsten Forsten in den Niederlanden, deren Ertrag nicht gering war; ferner nahm er viel von seinen Domainen ein; ihm gehörten mehre Zölle, viele kleine Renten und Gerechtigkeiten

in den Städten; er hatte Antheil an den Strafgeldern, an der Münze, an den Gemeindegefängnissen, die gewöhnlich verpachtet wurden, er verkaufte die Fischfanggerechtigkeit in den Flüssen (das Meer war frei) und so hatte er überall seinen kleinen Antheil, deren Gesammtbetrag ansehnlich genug war.

Verlangte der König von dem Lande eine ungewöhnliche Steuer, oder beabsichtigte er eine Veränderung in der Verwaltung oder überhaupt im Lande, so durfte er die Erhebung dieser Steuer nicht befehlen und die Veränderungen ohne Weiteres vornehmen, sondern er war gehalten, die Stände der sogenannten Staaten des ganzen Landes zu versammeln und ihnen sein Gesuch vortragen zu lassen; von ihrem Willen und ihrer Entscheidung hing Alles ab. Die Versammlung der Stände geschah aber auf folgende Weise. Der König oder der Oberstatthalter lud die Stände der verschiedenen Provinzen ein, sich auf einen bestimmten Tag an einem ihm beliebigen Orte zu versammeln, der aber gewöhnlich Brüssel war, da erstlich hier die Oberstatthalter residirten und zweitens nach den Privilegien von Brabant nichts Wichtiges, was dieses Herzogthum betraf, außerhalb desselben beschlossen werden durfte. Erschienen die Abgeordneten nicht zu rechter Zeit, so verfielen sie in eine mehr oder minder beträchtliche Geldstrafe, je nachdem der zu berathende Gegenstand von Wichtigkeit war, und bestimmte Letzteres auch, ob viel oder wenig Stände berufen wurden. Diejenigen Provinzen, welche gewöhnlich ihre Abgeordneten zur Ständeversammlung nach Brüssel schickten, waren: Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, die Landvogtei von Lille, Douai und Orchies, Holland, Utrecht, Seeland, Namur, Tournai und Tournasis und Mecheln. Die andern Stände, nämlich die von Geldern, Friesland und Luxemburg wurden, weil sie zu entfernt waren, gewöhnlich von ihren Statthaltern im Namen des Königs in ihrer Provinz versammelt und kamen dort

mit einander überein. Die Stände bestanden aus der Geistlichkeit, dem Adel und den größten Städten. Diese drei Theile schickten nun ihre Abgeordneten oder diejenigen Personen, welche von alten Zeiten her an der Spitze dieser Corporationen standen, deren Pflicht es häufig war, persönlich zu erscheinen. Nicht alle Provinzen hatten in Bezug auf diese Abgeordneten einerlei Gebrauch. Von Brabant, Hennegau, Artois, Namur und Seeland kamen Abgeordnete von allen drei Ständen zusammen und bestanden dieselben aus einem Bürgermeister, zwei oder drei Rathsherrn, nebst einem Pensionair von ihren Städten, mehr oder weniger, nach der Wichtigkeit der zu berathenden Sache. — Flandern schickte nur Abgeordnete von den vier Gliedern und hatte dieser Stand Vollmacht, für alle drei Stände der Provinz zu verhandeln, jedoch stand es dem Adel und der Geistlichkeit frei, ebenfalls ihre Abgeordneten zur Ständeversammlung zu senden, um darüber zu wachen, daß die der vier Glieder nichts ihnen Nachtheiliges beschlossen; aber gewöhnlich wurde nichts mehr an dem geändert, was die vier Glieder bestimmt hatten.

Holland schickte nur für die Ritterschaft und die Hauptstädte Abgeordnete; was diese ausmachten und beschlossen, war das ganze Land zufrieden.

Diese Abgeordneten versammelten sich in einem geräumigen Saal im königlichen Palast zu Brüssel. In Gegenwart des Königs oder des Oberstatthalters trug nun der Präsident oder ein Rathsherr das Anliegen des Königs vor und suchte die Annahme desselben so viel wie möglich durch Gründe zu unterstützen. Nachdem die Abgeordneten sich darüber berathen hatten, gab jeder Theil für sich schriftlich die Antwort. War der König oder Oberstatthalter mit derselben nicht zufrieden, so mußte er aufs Neue mit den Ständen unterhandeln und ihre Einwil-

ligung auf dem Wege der Güte zu erhalten suchen. Mit Gewalt und selbst mit Bestechung konnte er nichts ausrichten, er hätte denn jeden Abgeordneten einzeln gewinnen müssen. Eine einzige wichtige Stadt, wie zum Beispiel Antwerpen, konnte durch ihren Widerspruch den Beschluß sämmtlicher Stände der Niederlande umstoßen, da diese gewöhnlich nur ein Gesuch unter der Bedingung bewilligten, daß alle Glieder der Versammlung damit einverstanden wären.

Die Gewalt des Papstes war in den Niederlanden sehr beschränkt; der Landesfürst setzte die Geistlichen ein, der Papst bestätigte nur die Wahl; er durfte keine Bulle oder irgend eine Verordnung im Lande bekannt machen, ohne darüber vorher die Genehmigung des Fürsten eingeholt zu haben.

Wie sehr die Beschränkungen der fürstlichen Macht und die unendlichen Weitläuftigkeiten der niederländischen Verfassung einem despotischen Könige wie Philipp II. zuwider sein mußten, kann man sich vorstellen. In seinen andern Ländern galt sein Wink als Befehl; hatte er Lust zu den Geldsäcken eines Reichen, die Inquisition war ihm zu denselben behülflich; nur der reichste, blühendste Theil seiner Länder war ihm verschlossen, hier waren ihm die Leute gleichsam zum Hohne reich. Ihre Geldsäcke hatten sie mit papiernen Wällen, ihren Privilegien, verschanzt; diese Befestigungen niederzutreten, unumschränkter Herr über Leben und Vermögen seiner reichen Niederländer zu sein, war der eifrigste Wunsch des Königs und seiner Höflinge, denen die Privilegien dieses Eldorado verschlossen. Was mußten die Niederlande einbringen, wenn Philipp sie brandschatzen konnte, wie seine andern Länder, da sie ihm jetzt schon so viel eintrugen als England seinen Königen, ehe diese die Güter der Kirche einzogen, und er von mancher Provinz ein geringeres Einkommen hatte, als ein mittelmäßiger Edelmann derselben; von Friesland zum

Beispiel bezog er nicht mehr als 6000 Gulden jährlich. Er fühlte nur zu gut, daß er nur dem Namen nach Herr der Niederlande war; er wollte es auch in Wirklichkeit werden; Himmel, Erde und Hölle mußten ihm Waffen liefern, diesen Zweck zu erreichen.

Erstes Buch.

Margarethe von Parma.

Gehalt bezog er nicht mehr als 6000 Gulden jährlich. Er fühlte nur zu gut, daß er nur dem Namen nach Herr der Niederlande war; er wollte es auch in Wirklichkeit werden; Himmel, Erde und Hölle mußten ihm Waffen liefern, diesen Zweck zu erreichen.

Erstes Kapitel.

Stimmung des Volkes. — Die spanischen Truppen verlassen die Niederlande.

Als König Philipp II. die Niederlande verlassen hatte, trat hier an die Stelle des vorhergegangenen, regen Lebens eine traurige Stille. Während des Krieges wimmelte das Land von fremdem Kriegsvolk und von Fremden aller Art. Tägliche Durchmärsche, Nachrichten vom Kriegsschauplatz, von den Friedensunterhandlungen und endlich dieser selbst, beschäftigten die Niederländer lange Zeit. Als dieses Thema erschöpft war, gewährten der König und sein glänzendes Gefolge hinreichenden Stoff zur Unterhaltung und die in allen Orten veranstalteten, glänzenden Festen erhielten das Volk in einem beständigen Taumel. Mit dem Könige verschwand dieses Getümmel plötzlich; die vornehmen Fremden kehrten in ihre Heimath zurück, die Statthalter begaben sich in ihre Provinzen und der Adel auf seine Landsitze, um hier durch Sparsamkeit die Wunde zu heilen, welche sein unmäßiger Aufwand, worin er unklugerweise mit den reichsten Spaniern wetteifern wollte, seinem Vermögen geschlagen hatte.

Der Zustand der Nation glich dem nach einer durchschwärmten Nacht. Unthätigkeit und Verdrossenheit herrschte in allen Ständen, selbst die Regierung ging unlustig an ihre Geschäfte. In dieser Zeit der Ermattung hatte das Volk Muse, die nächste Vergangenheit sorgfältiger zu prüfen, die Ideen darüber auszutauschen und sich untereinander die Befürchtungen für die Zukunft mitzutheilen. Man kann dreist behaupten, daß die ganze Nation mißvergnügt war. Die Zügellosigkeit der spanischen Soldaten hatte besonders die mittlere und niedere Volksklasse aufgereizt und die täglich zunehmende Unverschämtheit dieser fremden Söldlinge, wovon das Gerücht mit grellen Farben geschmückte Erzählungen durch alle Provinzen verbreitete, trug den Haß, welchen der niederländische Adel schon seit der Unmündigkeit des Kaisers Carl V. gegen die Spanier hegte, auch auf das Volk über.

Die Schritte, welche König Philipp bis jetzt gethan hatte, waren nicht der Art, daß sie die ganze Nation hätten aufregen sollen, sie machten hauptsächlich nur den höhern Adel unzufrieden und bald darauf auch die Geistlichkeit; allein sie waren die Mittel, wodurch man das Volk aufreizte. Dem gemeinen Mann konnte das sich nun immer als gewisser verbreitende Gerücht von der Vermehrung der Bischöfe, ziemlich gleichgültig sein; er verlor durch diese Einrichtung nichts, im Gegentheil, er gewann; jeder neue bischöfliche Hof war eine neue Quelle des Gewinns für die Stadt, wo er seinen Sitz hatte. Die Unzufriedenheit der Geistlichkeit und des hohen Adels theilte sich aber schnell dem Volke mit. Letzterer war bemüht, die vorhandene Aufregung unter der Hand zu vermehren und sich Freunde und Anhang zu werben, da er die Stürme vorhersah, welche die Zukunft nothwendig bringen mußte. Der durch Verwandtschaft mit dem hohen Adel verbundene niedere Adel theilte zuerst die Gesinnungen desselben und seine Unzufriedenheit; von ihm

pflanzten sich diese auf die Magistratspersonen und angesehenen Bürger in den Städten und durch diese auf den eigentlichen Kern des Volkes, auf die Mittelklasse, fort. Die zahlreiche Dienerschaft des Adels, die sich unter die niedrigste Volksklasse mischte, verbreitete hier nach ihrer Art die Gesinnungen ihrer Herrn, oder was diese dafür gehalten wissen wollten. Sie fand ein dankbares Publikum, welches ihren Worten wie einem Evangelium glaubte, und um so lieber, wenn sie, wie es meistens die Gewohnheit gemeiner Leute, aus Wichtigthuerei übertrieb und aufschnitt.

Nun gewann auch bald die Einführung der neuen Bischöfe unter dem Volke ein anderes Ansehn, denn es hieß, daß sie die Inquisitoren sein sollten und nur nach den Niederlanden kämen, um hier die spanische Inquisition einzuführen. Diese war das Entsetzlichste, womit den Niederländern gedroht werden konnte; die über dieselbe aus Spanien herübergekommenen Nachrichten hatten gegen dieses furchtbare Tribunal einen Abscheu erregt, der nicht stärker sein konnte. Die Furcht und Aufregung wurde noch vermehrt, als es hieß, daß König Philipp nicht allein die 4000 im Lande befindlichen Spanier hier lassen, sondern noch 8000 neue und 20000 Wallonen schicken wolle, um die Inquisition mit Gewalt einzuführen.

Unterdessen war die Zeit abgelaufen, zu welcher König Philipp den Abmarsch der spanischen Truppen versprochen hatte, ja es waren seit diesem Termin schon mehre Monate verflossen und die sich täglich häufenden, dringenden Klagen des Volkes über die Bedrückungen der Soldaten, veranlaßten die Staaten, nun ganz ernstlich bei der Oberstatthalterin auf Entfernung derselben zu dringen, indem sie mitten im Frieden eine solche unnöthige Truppenzahl nicht länger zu unterhalten gesonnen wären. Endlich sah sich die Statthalterin genöthigt, diese Spanier nach Briel und Walcheren in Seeland zu legen, wo sie so

lange bleiben sollten, bis die Schiffe zu ihrer Ueberfahrt nach Spanien bereit sein würden. Die Hoffnung auf die baldige Abreise dieser übermüthigen Gäste beruhigte das Volk für einige Zeit. Unterdessen fertigte die Herzogin Berichte über Berichte nach Spanien ab, in denen sie den König auf das Dringendste bat, diese Truppen schleunig zu entfernen. Sie stellte ihm vor, wie aufgebracht das Volk sei; daß die Stände die verlangten außerordentlichen Steuern nicht eher bezahlen wollten, als bis der König Wort gehalten; daß die Gefahr eines innern Aufruhrs weit dringender sei, als die Furcht vor dem Ueberfall der französischen Protestanten und daß die Truppen endlich der Gewalt würden weichen müssen. — Alle diese Briefe wurden in Spanien sehr gleichgültig aufgenommen und fand man gar nicht für nöthig, sie so schnell zu beantworten; die Besorgnisse der Herzogin sah man für weibische Furcht an und der endliche Bescheid des Königs lautete sehr lakonisch: Die Truppen sollten wieder in ihre Quartiere zurückkehren und noch einige Zeit in den Niederlanden bleiben.

Dieser Befehl setzte die Oberstatthalterin in die größte Verlegenheit. In ihre alten Quartiere konnte sie die Soldaten nicht zurückschicken, Jung und Alt würde sich gegen sie bewaffnet und ihnen den Eintritt verwehrt haben; in Seeland konnten sie ebenso wenig bleiben, denn hier hatte man sie nur in der Hoffnung auf einen baldigen Abmarsch geduldet und ihre Quälereien hatten das Volk so aufgebracht, daß die Arbeiter an den Deichen diese zu durchstechen und das Land lieber zu ersäufen drohten, als daß sie länger der nichtswürdigen Behandlung der Soldaten ausgesetzt bleiben wollten. Die Herzogin überlegte mit dem Bischof von Arras, Viglius und Barlaimont, ob die Truppen nicht in die Grenzorte gelegt werden könnten, allein die beiden Letzteren stimmten dagegen, indem diese ebenso sehr gegen die Spanier aufgebracht wären und riethen, dieselben

möglichst bald zu entfernen. Nur ungern fügte sich der Bischof dieser Ansicht, er wollte vielmehr den Befehl des Königs befolgt wissen, doch konnte er nicht das Dringende der Gefahr läugnen. Im October schrieb die Herzogin also abermals an den König, daß sie die Truppen unmöglich im Lande behalten könne und ihn deshalb bäte, schleunigen Befehl zu ihrem Abmarsch zu geben. Erst im December (1560) erhielt sie eine Antwort und hätte vielleicht noch länger darauf warten müssen, wenn der König nicht die Truppen gebraucht hätte. Er erhielt nämlich um diese Zeit die Nachricht, daß eine von Tripoli aus gegen den berühmten Corsaren Dragut abgeschickte spanische Flotte einen bedeutenden Verlust an Mannschaft erlitten habe, der ersetzt werden mußte. Der König merkte sich aber diejenigen sehr wohl, die besonders auf die Entfernung dieser Soldaten gedrungen hatten und nahm sich vor, sie bei Gelegenheit ernstlich dafür zu strafen; allein diese hatten doch ihren Zweck erreicht, die spanischen Truppen schifften sich Anfang 1561 in Vlißingen ein und segelten, von den Verwünschungen der Niederländer begleitet, nach Spanien.

Während so das Volk vorbereitet und für den zündenden Funken empfänglich gemacht wurde, trieb Wilhelm der Schweigende in der Stille sein geheimnißvolles Wesen. Was der gewöhnliche Verstand noch nicht ahnte, sah sein heller Geist schon klar vor sich. Ueberall stieß die Regierung auf Hindernisse, überall wurden ihren Forderungen unsichtbare Dämme entgegengesetzt und überall hatte Oranien seine Hände im Spiel. Er liebte das niederländische Volk und haßte jede Tyrannei; schon seine Herzensgüte und Biederkeit würde ihn bewogen haben, den Unterdrückten beizustehn und Alles für ihre Freiheit zu wagen; allein außerdem haßte er Philipp, wie seinen Vertrauten, den Bischof von Arras, persönlich; beide hatten ihn oft und empfindlich beleidigt, und beiden hatte er Rache geschworen.

Welche weitaussehende Pläne er in seinem Busen hegte, welches die Hauptbeweggründe und der Hauptzweck seiner Handlungen waren, vermögen wir nicht zu bestimmen, da er sein Herz niemals auf der Zunge trug und sich selbst im Zorn niemals so weit vergaß, daß er in demselben seine Geheimnisse übereilt entdeckt haben sollte. Schwerlich war es nur seine Absicht, den König in die Schranken zurückzuweisen, welche ihm die Gesetze und Privilegien der Niederlande zogen; wenn auch noch kein Mann im ganzen Lande an die Möglichkeit dachte, sich von der spanischen Herrschaft zu befreien, wenn auch noch jeder Adliche bei dem Gedanken an eine Empörung gegen den König erschrak, so trug er vielleicht schon diesen kühnen Plan in sich; aber ob er die Absicht hatte, die Niederlande zu einem Freistaat zu machen, oder sich in ihr einen Thron zu erbauen, vermag Niemand mit Gewißheit zu entscheiden; beide Meinungen haben ihre Vertheidiger. Er übereilte nichts; langsam ging er seinen sichern Weg und räumte mit eiserner Beharrlichkeit die Hindernisse hinweg, welche ihn auf demselben aufhalten wollten. Sein Einfluß im Staatsrath hatte sich bedeutend vermindert; die Consulte, also eigentlich Granvella, entschied fast allein über alle wichtigen Angelegenheiten, die Meinung der andern Staatsräthe galt gar nichts. Dieser Einfluß mußte wieder hergestellt, Granvella entfernt werden. Der erste Schritt dazu war, daß er die Ernennung eines Statthalters für Brabant in Anregung brachte. Diese wichtigste niederländische Provinz war bisher stets von dem Oberstatthalter verwaltet worden, allein unter den jetzigen Umständen konnte man nicht immer hoffen, daß ihre Rechte der Regierung gegenüber kräftig vertreten werden würden. Oranien soll sich, und nicht ohne Grund, Hoffnung gemacht haben, diese Statthalterschaft zu erhalten und dadurch seinen Einfluß zu vermehren. Granvella aber durchschaute ihn und wußte seine Absicht zu vereiteln. „Wer dieses Amt erhält,

äußerte er sich im Staatsrath, wird hoffentlich einsehn, daß er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt." Es blieb also beim Alten. Dieser mißlungene Versuch schreckte Oranien nicht ab, er verfolgte nur um so eifriger seinen Plan. Die Statthalterin erhielt vom Könige den Befehl, zweitausend Mann von der niederländischen Reiterei der Königin Mutter nach Frankreich zu schicken, die ihn in ihrer Bedrängniß um Hülfe gebeten hatte; sie machte denselben dem Staatsrathe bekannt und stieß hier auf den heftigsten Widerstand. Der Prinz von Oranien und Graf Egmont erklärten ihr, daß es höchst unklug und unvorsichtig sein würde, durch Hinwegsendung dieser Truppen das Land ganz vertheidigungslos zu lassen, zu einer Zeit, wo man vor einem Einfall der Hugonotten auf seiner Hut sein müsse und die innere Aufregung der Provinzen weit mehr Wachsamkeit als jemals verlange. Der ganze Staatsrath, mit wenigen Ausnahmen, war ebenfalls dieser Meinung; selbst Granvella und die Herzogin konnten sich die Wahrheit der gemachten Vorstellungen nicht verbergen, allein sich nicht entschließen, dem Willen des Königs entgegen zu handeln. Diese Verlegenheit vermehrte Wilhelm von Oranien noch durch den Vorschlag, die Staaten zu versammeln, um über diesen und andere wichtige Gegenstände zu berathschlagen. Ein gefährlicherer Vorschlag konnte nicht gemacht werden; die allgemeine Unzufriedenheit des Adels und der Geistlichkeit ließen kein günstiges Resultat für die Regierung von einer solchen Versammlung erwarten und ihr mußte sehr viel daran liegen, dieselbe zu verhindern. Jedes fernere Wort über den angeregten Gegenstand war gefährlich, und ein Wink Granvellas bewog die Statthalterin, die Berathung abzubrechen und die Sitzung aufzuheben. Als die Regentin dem Könige diesen Vorschlag des Prinzen mittheilte und ihn um Verhaltungsbefehle bat, stellte ihm Granvella zugleich vor: „daß nichts mehr das Ansehn des

„Königs beeinträchtigen könne, als die Versammlung der Staa-
„ten, die man zu jeder Zeit zu verhindern suchen müsse, weil
„sie gewöhnlich Veranlassung gäbe, die Vorrechte der Krone
„anzugreifen, aber daß man sie besonders in diesem Augenblick
„verhindern müsse, wo es im ganzen Staate so viele zum Auf-
„ruhr geneigte Unterthanen gäbe; daß die Aebte wegen der
„Verminderung ihrer Einkünfte sehr aufgebracht zu dieser Ver-
„sammlung kommen würden, daß der niedere Adel und die
„Abgeordneten der Städte durch den Prinzen von Oranien und
„die andern unzufriedenen Herren verführt wären, daß das
„immer Neues verlangende Volk diesen Abgeordneten weit mehr
„Zutrauen schenken und sich weit lebhafter für ihre Forderun-
„gen, als für die der Regentin und der Minister interessiren
„würde." Diese Ansicht war ganz nach dem Geschmack Phi-
lipps und er untersagte der Regentin strenge jede Versamm-
lung der Staaten, in welcher über Aenderungen und dergleichen
berathschlagt würde. Um Steuern zu verlangen, scheint man
die Stände fortwährend versammelt zu haben. Der Staatsrath
weigerte sich dagegen beharrlich, den Befehl des Königs auszu-
führen und die verlangten niederländischen Reiter nach Frank-
reich zu schicken; das Einzige, was Granvella erlangen konnte,
war eine Summe Geldes, welche der Königin Mutter vielleicht
noch willkommener war, als selbst die Truppen.

Die Unzufriedenheit über die abschlägige Antwort der
Statthalterin, die Staaten zu versammeln, sprach sich laut
genug aus, und um den Adel wenigstens einigermaßen zu be-
ruhigen, berief sie die Ritter des goldenen Vließes, was sie,
wie sie sagte, auf eigene Verantwortung thue, da sie keine Er-
laubniß dazu habe. Diese Versammlung kam auch wirklich zu
Brüssel zu Stande und legte man ihr mancherlei streitige Punkte
zur Entscheidung vor, wahrscheinlich in der Absicht, doch den
eigenen Willen zu befolgen. Während hier öffentlich die Zeit

mit unnützen Berathungen verschwendet wurde, hielt man auch im Geheimen Zusammenkünfte, in welchen vorzüglich über die Entfernung Granvellas verhandelt wurde. Hier scheint uns eine nähere Schilderung dieses außerordentlichen Mannes am Platz, der gewöhnlich und mit vollkommenem Recht als der Urheber der niederländischen Revolution betrachtet wird, und wollen wir derselben und der seiner vorzüglichsten Anhänger ein eigenes Kapitel einräumen.

Zweites Kapitel.

Cardinal Granvella. — Barlaimont. — Viglius von Zuichem. — Hopper.

Der vollständige Name des Mannes, den die Geschichte als den Cardinal Granvella brandmarkt, war Anton Perenott Herr von Granvella. Er bekleidete zuerst die Würde eines Bischof von Arras, wurde dann Erzbischof von Mecheln und Besançon und endlich Cardinal. Der Haß seiner Feinde war bemüht, ihm eine möglichst niedrige Herkunft anzudichten; man gab ihn gewöhnlich für den Enkel eines Hufschmiedes aus und selbst Strada und Meteeren, wie nach ihnen Schiller, nehmen dies, oder etwas Aehnliches als wahr an. Man irrt sich jedoch; genaue und sorgfältige Nachforschungen ergaben, daß die Familie des Cardinals aus Ornans, einem kleinen Städtchen in Hochburgund stammt, wo mehre Glieder derselben obrigkeitliche Stellen bekleideten; so war zum Beispiel Granvellas Urgroßvater im Jahre 1482 dort Burgvogt.*) Von hier verpflanzte sich

*) Wagenaar klagt darüber, daß der Abt Boisot, der wichtige Papiere besitze, die über Granvellas Handlungen bedeutende Aufschlüsse versprächen, diese vor Jedermann geheim hielte und sagt,

die Familie nach Besançon. Nicolaus Perenott, des Cardinals Vater, war ein Schüler des berühmten Staatsmannes Mercurin von Arbois, der ebenfalls aus Hochburgund stammte, aber in Piemont geboren und Kaiser Carl des Fünften Kanzler und Minister war. Späterhin wurde er auch Graf von Gattinara und endlich Cardinal. Dieser wichtige Mann rief Nicolaus Perenott ins Ministerium, nachdem derselbe zuerst Advocat bei dem königlichen Amte zu Ornans und dann Parlamentsrath zu Dole gewesen war. Er gebrauchte ihn sehr häufig zu den wichtigsten Staatsgeschäften und Unterhandlungen, wobei er sich durch seine Geschicklichkeit das Zutrauen des Kaisers erwarb. Mercurin trat ihm nach und nach fast alle seine Pfründen und Titel ab und als er starb, nahm auch Nicolaus seine Stelle im Rathe des Kaisers ein. Er arbeitete viel in den Angelegenheiten des deutschen Reiches und wohnte sowohl dem Congreß zu Calais, wie auch der Tridentinischen Kirchenversammlung bei und starb 1550 auf dem Reichstage zu Regensburg. Seinem ältesten Sohn hinterließ er, außer einem rühmlich bekannten Namen und der Gunst des Kaisers, das Hôtel Granvella in Besançon, nebst dem dazu gehörigen Landgute, welches er gekauft hatte.

Antonius Perenott war der Aelteste von elf Geschwistern. Sein Vater hatte ihn der Kirche gewidmet und schon als Kind beschenkte ihn dieselbe mit Pfründen. Er studierte mit Geschmack und Fleiß auf den Universitäten Dole, Padua und Löwen, und

---

daß man sich aus denselben wahrscheinlich über die Herkunft des Cardinals Gewißheit verschaffen und erfahren könne, ob er der Enkel eines Schmiedes zu Nozerais, oder der eines genuesischen Nobili Peter Perenot sei. Die Bestimmtheit, mit welcher Herr van der Vynkt, der sein Werk erst 1765 vollendete, die oben angegebenen Nachrichten ausspricht, beweist, daß er ganz sichere Quellen benutzt haben mußte; leider sind dieselben niemals angegeben.

erwarb sich sowohl in der Theologie und Rechtswissenschaft, wie in der Geschichte und den schönen Wissenschaften höchst schätzbare Kenntnisse. Noch sehr jung kam er an den Hof, wo ihm neben seinen vortrefflichen geistigen Eigenschaften eine stattliche Gestalt und ein schönes Gesicht als besondere Empfehlung dienten. Schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre machte ihn der Kaiser zum Bischof von Arras und vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte, ja er gewann ihn so lieb, daß er ihn auf seinen vielen Reisen stets mitnahm. Als Carl V. abdankte, empfahl er seinem Sohne Philipp diesen ausgezeichneten Mann, als denjenigen, der die niederländischen Angelegenheiten am besten kenne. Schon frühzeitig hatte sich der Bischof um die Bekanntschaft des Thronfolgers bemüht und mit demselben einen Briefwechsel eingeleitet. In der Folge studierte er den Character desselben, und wenn irgend ein Mensch Philipp durchschaute, so war es Granvella.

Wir können uns nicht enthalten, hier eine Stelle aus der ausgezeichneten Schilderung aufzunehmen, welche Schiller von diesem Manne macht, da seine Worte zugleich so schön und so treffend sind: „Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten, großen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengange in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretaire zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich,

weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüth seines Herren, und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hülfreicher Kunst kam er diesem trägern Geiste entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand Granvella; so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte Philipp der Zweite beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen, aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, daß so außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herren gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Carl der Fünfte in einem thatenvollen Leben gesammelt und in diesem Kopfe niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser Letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so nothwendig war es seiner furchtsam schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen und ihrer eigenen Unentschlossenheit durch Ansehn, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit des königlichen Hauses kam, so lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvella's zu Stande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben so wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen

war." — Granvella suchte sich so vollständig nach dem Geschmacke des Königs umzubilden, daß er sich selbst in seinen Amtsverrichtungen und im Styl seiner Briefe nach ihm richtete, was dem Könige außerordentlich gefiel. Er erkannte bald die Triebfedern des Religionseifers, den Philipp so gern zur Schau trug, und wußte seine Pläne und Entwürfe demzufolge einzurichten. Daher stammen jene Neuerungen in Religions- und Staatssachen, die man zu gleicher Zeit mit so großem Eifer betrieb. Häufig soll er den König zu härteren Maasregeln veranlaßt haben, wenn dieser zur Milde geneigt war, ja er wird beschuldigt, diesem den Rath gegeben zu haben, daß er sich von dem den Staaten geleisteten Eide durch den Papst entbinden lassen solle. Er war es, welcher dem Könige den Haß und das Mißtrauen gegen die niederländischen Großen einpflanzte.

Wollte sich die Statthalterin die Zufriedenheit ihres Bruders erwerben, so mußte sie seinem Günstlinge unbedingt Folge leisten und ihn auf alle Weise verehren. Sein unermüdlicher Fleiß gefiel ihr und vielleicht hielt sie ihn auch anfangs für einen guten Rathgeber. Um ihm ein Zeichen ihres Wohlwollens zu geben, und zugleich ihrem Bruder in seinem Günstling zu schmeicheln, verschaffte sie ihm einen von den achtzehn Cardinalshüten, welche Papst Pius am 26. Februar 1561 austheilte. Sie schrieb heimlich und ohne Wissen des Königs deshalb an den Papst, selbst Granvella soll nichts davon gewußt haben, wenigstens spielte er auf bewunderswürdige Weise den Ueberraschten, als ihm die Herzogin das Zeichen der neuen Würde überreichte, welches er sich jedoch anzunehmen weigerte, ehe er dazu nicht die Erlaubniß des Königs habe, auf welche er denn nicht lange zu warten brauchte. Im Besitz des Vertrauens eines mächtigen Herren, war er auch einzig nur bemüht, sich die Gnade desselben zu erhalten. Gegen ihn war er die Unterwürfigkeit und die Demuth selbst; desto hochfahrender war er dafür gegen

die, deren Gunst er nicht bedurfte. Setzte er auch oftmals die Achtung aus den Augen, welche er der Herzogin schuldig war, so nahm er doch immer noch einige Rücksicht, aber gegen die ihm verhaßten niederländischen Großen hielt er dies durchaus nicht für nöthig und behandelte sie mit dem größten Hochmuth und offenbarer Geringschätzung. Sie vergalten ihm diesen Haß reichlich, und was nur einen Menschen wie ihn kränken konnte, wurde hervorgesucht; keine Gelegenheit, ihn vor der Welt lächerlich zu machen, wurde versäumt. Granvella dagegen trotzte auf das Vertrauen seines Herren und rühmte sich desselben auf eine Weise, die für die Statthalterin sehr verletzend war. Aemter und Pfründen vertheilte er in Menge unter seine Verwandten und Anhänger; oft vergab er nur eine Stelle, um die Ansprüche und die Empfehlungen des Adels zu vereiteln. Den Prinzen von Oranien hatte er dadurch beleidigt, daß er die Verbindung desselben mit der Prinzessin von Lothringen vereitelte und auch eine andre mit einer sächsischen Prinzessin rückgängig zu machen versucht hatte. Graf Hoorne konnte ihm nicht vergessen, daß er ihm den Verlust der Statthalterschaft von Geldern und Zütphen verdankte und Graf Egmont war gegen den Cardinal erzürnt, weil dieser eine Abtei behielt, um welche er sich für einen Verwandten bemüht hatte. So sehr man Granvella sonst als vollkommenen Minister eines Despoten bewundern muß, um so mehr muß man sich über den Fehler wundern, den er hier beging, indem er ohne Noth und muthwillig den Adel gegen sich aufbrachte. Einem Manne, wie er war, konnte es nicht schwer fallen, die niederländischen Großen zu täuschen, sie für sich zu gewinnen und ihr Ansehn für seine Zwecke zu benutzen; anstatt dessen gewährte er seiner Eitelkeit den Triumph, dieselben bei jeder Gelegenheit herabzusetzen und zu demüthigen; ja er hielt sie, Oranien vielleicht ausgenommen, nicht einmal der Verstellung werth.

Es war nichts anderes als Hochmuth, daß er nie, oder doch nur äußerst selten am Hofe der Herzogin erschien; er konnte mit ihr in einem Palaste oder auf Reisen sein, ohne sie zu sehen; was er mit ihr zu verhandeln hatte, wurde schriftlich abgemacht und in dringenden Angelegenheiten wurden oft stündlich solche Billets gewechselt. In denselben nahm der Cardinal sehr häufig einen gebieterischen Ton an, und gab er sich auch der Herzogin gegenüber den Schein, als wünsche er, daß den niederländischen Großen sein Einfluß verborgen bliebe, so hatte er es doch sehr gern, wenn diese Briefchen öffentlich bekannt wurden. Gewöhnlich bewohnte er den königlichen Palast in Brüssel, allein sehr häufig hielt er sich in einem Hause auf dem Hügel von Etterbeck auf, von wo aus er seine geheimen Briefschaften nach Spanien expedirte. Weil hier die Fesseln für das niederländische Volk geschmiedet wurden, so nannte dasselbe dieses Haus die Schmiede.

Der Cardinal liebte außerordentlich die Pracht; stets hielt er eine zahlreiche und äußerst kostbar gekleidete Dienerschaft. Es war selbst hochstehenden Personen schwer, zu ihm Zutritt zu erhalten und Leuten, die er zum Pöbel zählte, versagte er denselben ganz. — Entließ die Herzogin den Staatsrath, in dessen pünktlichem Besuche er ein besonderes Verdienst suchte, so begab er sich sogleich mit Viglius und Barlaimont in ein anderes Zimmer, um hier in der Consulte noch einmal die in der Sitzung des Staatsrathes vorgenommenen Materien zu besprechen, oder wenigstens den Anschein davon zu haben. Erhielt er Briefe vom Könige, so unterstrich er immer einige Stellen, welche Viglius beim Vorlesen im Staatsrathe weglassen mußte, da er für die Ohren einiger Staatsräthe Manches nicht geeignet hielt. Wurde er in irgend einer Angelegenheit im Staatsrathe überstimmt, so wußte er die Ausführung des Beschlusses zu verhindern und berichtete darüber nach

Madrid, wo man ihm volles Vertrauen schenkte und zurückschrieb, was er für nöthig erachtete.

Dieses Betragen vermehrte noch den Haß des Adels. Der Prinz von Oranien schwieg und arbeitete im Stillen, aber in dem Palaste des Grafen Egmont faßte man an offener Tafel Anschläge gegen den Cardinal. Dieser nannte die niederländischen Herren junge Narren, Schlemmer und Lutheraner, diese rächten sich durch beissende Satyren, wodurch er vor dem Volke lächerlich gemacht wurde. Bei Egmont hielt sich ein Mann auf, den der Graf vielleicht nur deshalb so bereitwillig und freundlich aufnahm, weil er der erbittertste Feind Granvella's war. Dieser Mann hieß Simon Renard und war Mitglied des geheimen Rathes. Er war aus Vesoul in Hochburgund und zeichnete sich ebensowohl durch seine gute Laune, wie durch seinen feinen Witz aus. Außerdem war er ein geschickter Staatsmann, und besaß besonders große Geschicklichkeit in Unterhandlungen. Uebrigens war er ein störriger, aufgeblasener Kopf und ein arger Spötter. Durch die Gunst der beiden Granvella's hatte er sich zu dem Posten im geheimen Rathe allmälig emporgeschwungen. Er hatte sich in England und Frankreich Verdienste um die spanische Krone erworben, die er wohl selbst etwas zu hoch anschlagen mochte, denn als man sich nicht ganz zufrieden über den Vertrag zeigte, den er zu Vaucelles geschlossen hatte, wurde er der erbittertste Feind des Cardinals, den er vielleicht mit Unrecht für den Urheber dieser Unzufriedenheit hielt. Sein Haß kannte nun keine Grenzen und es war ihm höchst erwünscht, denselben mit dem der Großen verbinden zu können. Er hielt sich stets in Egmonts Palaste auf und alle Satyren und Schmähschriften, die von hier gegen den Cardinal ausgingen, wurden diesem Renard zugeschrieben.

(1563) Einst war bei einem Herren von Grobbendonk ein Mittagsessen, bei dem alle Mißvergnügte versammelt waren.

Wie gewöhnlich gab der Cardinal den Stoff zur Unterhaltung und man sprach in scherzhaften und ernsten Worten viel über den ungeheuern Aufwand, den dieser machte, und beiläufig auch über die kostbaren Livreen seiner Dienerschaft. Jemand von der Tischgesellschaft machte den Vorschlag, die Modetracht der deutschen Bedienten, die sich durch ihre außerordentliche Einfachheit auszeichnete, allgemein für die Dienerschaft des Adels einzuführen, um dieselbe recht auffallend von der überladen geputzten des Cardinals zu unterscheiden. Da man über Denjenigen nicht einig werden konnte, der diese Kleidung einführen und die Mode bestimmen sollte, so beschloß man, dies durch das Loos zu entscheiden. Dasselbe traf Egmont, der darüber sehr erfreut und seiner Aufgabe auch völlig gewachsen war.

Sehr bald nach diesem Tage erschien seine ganze Dienerschaft in grobes, schwarzgraues Tuch gekleidet. Die Kleidung war völlig schmucklos, bis auf die langen Schleppärmel oder Flügel, wie man sie zu jener Zeit trug, die von verschiedener Farbe und auf die seltsamste Weise verziert waren. Man erblickte auf ihnen Sinnbilder und Devisen; rothe Köpfe, verkappte Köpfe, Narrenkappen und allerlei seltsame Figuren, die der Volkswitz sogleich auf den Cardinal deutete. Durch die Narrenkappen, hieß es, wolle man auf den Cardinalshut Granvella's anspielen, und dergleichen mehr. Die neue Kleidung fand so außerordentlichen Beifall, daß alle Schneider in Brüssel vollauf beschäftigt waren, dieselbe für die Dienerschaft des Adels anzufertigen.

Das Volk jauchzte, wenn es einen so seltsam gekleideten Diener sah; die Herzogin lachte ebenfalls und schickte einen der so possierlich gestickten Aermel nach Madrid, der den König sehr belustigt haben soll. Als aber Granvella's Brief den Commentar dazu lieferte, gewann die Sache ein ernsthafteres Ansehn. Die Statthalterin erhielt sogleich den Befehl, auf diese

Livreen ein wachsames Auge zu haben und die verkappten Köpfe, Narrenkappen und dergleichen strenge zu verbieten. Diese verschwanden nun von den Aermeln, aber an ihrer Stelle erschien ein Gebund Pfeile, um „die Einigkeit des Adels im Dienste des Königs" anzuzeigen. Dies war die öffentliche Deutung, welche man diesem Zeichen gab; was es aber eigentlich bedeuten sollte, verstand Jeder.

Der Prinz von Oranien that unterdessen ernstliche Schritte, die Entfernung des Cardinals zu bewirken. Er versammelte heimlich die Ritter des goldenen Vließes und suchte sie zu einem Bündniß gegen den Cardinal zu vereinigen. Seine Bemühungen hatten nicht ganz den erwünschten Erfolg; einige sehr angesehene Mitglieder des hohen Adels, darunter der Herzog von Arschot, schlossen sich davon aus. Letzterer war der Erbe seines Großoheims, des Herrn von Chievres, und hatte mancherlei Gründe, gegen die spanische Regierung günstig gesinnt zu sein. Was ihm besonders an den Mißvergnügten mißfiel, war, daß diese Granvella vorzugsweise den Spanier nannten, als ob dieser noch mehr Spanier wäre, als die geborenen Spanier; auch fürchtete er, daß durch dieses Bündniß die Religion leiden könne; denn von jeher hatte sich die Familie Croi durch ihren Religionseifer ausgezeichnet. Der Hauptgrund, weshalb er diesem Bündnisse abgeneigt war, lag aber wohl in seinem Haß gegen den Stifter desselben, den Prinzen von Oranien. Diese Feindschaft war ein Familienerbstück; beide Häuser, Nassau und Croi, hatten dem Kaiser gedient, beide waren von ihm ausgezeichnet worden, und so konnte denn der gegenseitige Haß nicht fehlen. Der Herzog sprach seine Gedanken sehr freimüthig aus und äußerte auf sehr nachdrückliche Weise gegen den Grafen von Aremberg, der den Versuch machte, ihn zu gewinnen, „daß er an dem Cardinal durchaus nichts auszusetzen habe und weit entfernt sei, dem Könige vorschreiben zu wollen, von welchen Personen er sich bedienen

lassen solle." Zugleich verbat er sich alle ähnliche Zumuthungen. Der Graf gerieth dieses Schrittes wegen mit dem Grafen Egmont in einen sehr heftigen Wortwechsel. Die Statthalterin erhielt Nachricht davon und suchte beide wieder zu versöhnen. Das würden beide auch ohne sie gethan haben, aber die Folgen des unbehutsamen Schrittes, durch den das Geheimniß verrathen wurde, zeigten sich bald. Die Herzogin wußte jede fernere Versammlung der Ritter des goldenen Vließes zu verhindern, von denen, außer dem Herzog von Arschot, noch mehre dem Zweck der Verbindung entgegen waren. — Die Verbundenen beschlossen trotz dem ein Schreiben an den König zu schicken, worin sie ihm ihre Beschwerden über den Cardinal vorlegen wollten und welches, damit es nicht den Anschein habe, als mischten sich die Statthalter in Regierungsgeschäfte, nur von den drei Mitgliedern des Staatsrathes, dem Prinzen von Oranien und den Grafen Egmont und Hoorne,*) unterzeichnet werden sollte. Nach reiflicher Ueberlegung und vielfachen Veränderungen und Verbesserungen im Ausdruck wurde dieses vom **11.** März **1562** datirte Schreiben nach Madrid geschickt. Der Inhalt dieses Briefes war der Hauptsache nach folgender: Den Eingang bildeten Entschuldigungen in sehr ehrfurchtsvollen Ausdrücken, daß sie es wagten, den König bei seinen wichtigen Geschäften durch Vorstellungen zu stören, die sie schon so lange aufgeschoben hätten, wozu sie aber ihre Treue verpflichte. Nun kamen die Klagen: „Die Oberhäupter des Volkes nähmen, in Betrachtung der jetzigen Regierungsform, mit Bedauern wahr, daß der Cardinal Granvella alle Gewalt in Händen habe und das Land nach seinem Gutdünken regiere. Dieser verhaßte Gedanke, der auf tägliche Erfahrungen gegründet sei, wäre in den Ge-

*) Dieser war erst kürzlich aus Spanien mit der Würde eines Staatsrathes zurückgekehrt.

müthern der Niederländer schon so tief eingewurzelt, daß man ihn, so lange der Cardinal im Lande bliebe, schwerlich ausrotten könne und daß für den Staat kein Glück zu hoffen wäre, so lange er das Steuer der Regierung in Händen hätte. Sie flehten daher Sr. Majestät auf das Dringendste an, diesem allgemeinen Mißvergnügen auf das Schleunigste zu steuern.

Zum Beweis ihrer reinen Absichten baten sie den König zugleich um ihre Entfernung aus dem Staatsrath, wie überhaupt von der Staatsverwaltung, indem weder ihre Ehre, noch ihr Interesse erlaube, sich fernerhin bei einem Rathe einzufinden, wo Granvella den Vorsitz habe. Sie hofften übrigens, der König werde die Dienste und Bitten seiner getreuen Unterthanen viel zu theuer achten, um dieselben seiner persönlichen Gunst für Granvella nachzusetzen, der bei der ganzen Nation verhaßt sei. Der Brief enthielt Lobeserhebungen der Herzogin und schloß mit der Vorstellung, daß weder die Gegenwart, noch das Beispiel des Cardinals geeignet wäre, den Ketzereien Einhalt zu thun, die unter dem Volke schon so sehr überhand genommen hätten."

Man behauptet, daß dieser Brief aufgefangen und mit Anmerkungen des Cardinals erst später an den König abgeschickt worden sei. Dieser nahm sich sehr viel Zeit, ihn zu beantworten, denn dies geschah erst im Juni des folgenden Jahres (1563). Er äußerte in seinem Schreiben, „daß er von ihrem Eifer für seinen Dienst vollkommen überzeugt wäre und daß er die Absicht habe, nächstens nach den Niederlanden zu kommen, um den Zustand der Dinge an Ort und Stelle zu untersuchen; aber unterdessen würde er es gern sehn, wenn einer von ihnen nach Spanien käme, um ihn genauer von Allem zu unterrichten, weil ihr Schreiben nur allgemeine Beschuldigungen enthielte und es nicht seine Gewohnheit wäre, einen seiner Diener ohne gehörige Untersuchung zu verstoßen."

Der Prinz von Oranien, wie die beiden Grafen, waren über diese Antwort des Königs sehr aufgebracht; sie fanden sein Verlangen, um einen einzigen Mann zu verklagen, nach Spanien zu kommen, höchst abgeschmackt. Der König hatte jeden von ihnen in einem besondern Briefe dazu eingeladen und ihnen zugesichert, daß sie mit allen ihrem Stande und Range gebührenden Rücksichten behandelt werden sollten; aber alle drei, selbst Egmont, den zu gewinnen man sich viel Mühe gab, weil man seine Schwäche kannte, gaben ausweichende Antworten. Nach mehren Zusammenkünften mit dem unzufriedenen Adel reichten der Prinz, Egmont und Hoorne ein Schreiben folgenden Inhalts an die Oberstatthalterin ein: „Nachdem sie mit den vornehmsten Herren und den besondern Statthaltern der Provinzen den Zustand des Landes geprüft und gefunden hätten, daß dieser ganz anders beschaffen sei, als es der Dienst des Königs und das Beste des Landes verlange, indem das Volk sich ungehorsam bezeige; indem man dem Kriegsvolke große Summen schuldig, der Schatz erschöpft und die Grenzfestungen dem Verfalle nahe seien und sie befürchteten, daß die Einwohner wegen der Schulden des Königs im Auslande angehalten werden würden, hätten sie die feste Ueberzeugung gewonnen, daß nur die Versammlung der Staaten diesem traurigen Zustande abhelfen könne. Dies sei jedoch dem ausdrücklichen Verbote des Königs entgegen und wollten sie darauf ferner nicht bestehen; jedoch wäre dieses Verbot nur eine Folge des Mißtrauens, welches der König gegen die Stände und einige Glieder derselben hege und sei dasselbe durch Leute erweckt worden, denen weder das Wohl des Landes, noch das des Königs am Herzen liege und die deshalb keine Mittel zur Lösung dieser Verwirrung angäben. Sie bäten demnach Ihre Hoheit demüthigst, es nicht übel zu deuten, wenn sie, so lange der König keine Aenderung in der Einrichtung der Regierung mache, aus dem Staatsrathe weg-

blieben, in welchem sie seit vier Jahren eine sehr überflüssige Rolle gespielt hätten. Schließlich versicherten sie jedoch, daß sie ihre besondern Pflichten als Statthalter der Provinzen treulich erfüllen und Ihrer Hoheit in Allem, was sie zu befehlen geruhte, gehorchen würden."

Eine Abschrift dieses Schreibens schickten sie am 29. Juli an den König und blieben von nun an aus dem Staatsrath, ja verließen sogar Brüssel. Der oben angeführte Brief des Königs wurde von ihnen ebenfalls beantwortet und enthielt Folgendes: „Es wäre Sr. Majestät sehr rühmlich, daß er keinen Diener ohne Ursache verstoßen wolle und hätten sie durchaus nicht die Absicht, den Cardinal irgend einer strafbaren Handlung zu beschuldigen, sondern sie wären bei ihrer Vorstellung nur darauf bedacht gewesen, diesen von einer Stelle zu befreien, die ihm nicht länger angenehm sein könne und deren Beibehaltung Unzufriedenheit und Unruhe erregen könne. Sie hätten sich in keine, ihn betreffende, besondern Umstände eingelassen. weil die Verwirrung und die Unzufriedenheit im Staate es genugsam beweise, von welchem geringen Nutzen seine Gegenwart, Ansehn und Gewalt hier zu Lande sein könnte. Sie wollten sich jedoch nicht zu seinen Anklägern aufwerfen, auch keinen Proceß gegen ihn anfangen, sondern als treue Diener dem Könige nur von dem, was vorginge, Nachricht geben, besonders da sie angesehn genug zu sein glaubten, um Glauben zu verdienen. Sie schrieben ferner, daß nicht einer von ihnen, sondern sie lieber alle drei, auf den Befehl des Königs, die Reise nach Spanien machen würden, wofern der Zustand der Dinge und der Dienst Sr. Majestät ihre Abwesenheit zu einer Zeit zuließe, da die Nachbarn selbst mit allerlei listigen Anschlägen beschäftigt zu sein schienen. Schließlich bäten sie den König, ihren Schriften denselben Glauben zu schenken, welchen, wie sie hofften, er ihren Worten nicht versagen würde, und ihre einfache Schreibart zum

Besten auszulegen, weil sie von Natur keine großen Redner wären, sondern es besser verständen, gut zu handeln, als gut zu reden, so wie es Leuten von ihrem Stande auch am meisten gebühre." *)

Während der Zeit, welche seit der Absendung des ersten Briefes an den König und der Antwort desselben verging, volle funfzehn Monate, war das Mißvergnügen immer höher gestiegen. Die Partei des unzufriedenen Adels verstärkte sich und sprach von Conföderationen und Liguen. Das Volk wurde immer unruhiger und schrie laut nach Freiheit. Die Spottschriften gegen den Cardinal nahmen überhand, alle Glieder des Volkes sannen ordentlich darauf, ihn so empfindlich als möglich zu kränken, und diese vielen kleinen Stiche, die er erhielt, waren dem Cardinal gewiß unangenehmer und empfindlicher, als die offenbare Feindschaft des Adels, der erst um diese Zeit die Narrenkappen auf den Livreen seiner Dienerschaft in ein drohendes Bündel Pfeile verwandelt zu haben scheint.

Schon bei einer frühern Veranlassung **) nahmen wir Gelegenheit, von den, in den meisten niederländischen Städten bestehenden rhetorischen Brüderschaften, oder den Rederykern, und von ihrem Einflusse auf das Volk zu sprechen. In dieser Zeit der Aufregung machten sie denselben abermals geltend. Es war bei ihnen gebräuchlich, auf vorgelegte Fragen durch ein künstliches, mit vielem Fleiß gedichtetes, öffentliches Schauspiel zu antworten, die, wie es in jener Zeit der Religionsstreitigkeiten wohl natürlich war, sich meistens auf die Religion bezogen.

---

*) Der Inhalt dieses und der andern Briefe weicht etwas von dem ab, wie ihn Schiller angibt; allein dieser folgte Watson, der seine Quelle nicht nennt und dem ebenfalls zu folgen ich mich deshalb nicht entschließen konnte; wie ich den Inhalt der Briefe hier mittheilte, so gibt ihn Hopper an.

**) Kurzer Abriß d. G. d. N. bis auf Philipp II.

Einige dieser Fragen zum Beispiel lauteten: Was ist des Sterbenden größter Trost? Diese wurde von der rhetorischen Kammer zu Gent im Jahr 1539 ausgeschrieben und erschienen neunzehn andre Kammern aus den benachbarten Orten, sie zu beantworten, alle mit großem Pomp. Den ausgesetzten Preis erhielt Antwerpen durch die Antwort: Die Auferstehung des Fleisches ist des sterbenden Menschen größter Trost. In der erklärenden Comödia wurde das Leiden Christi, sein Tod und seine Auferstehung dargestellt. *) Eine andere, von einer rhetorischen Kammer (1562) in Antwerpen ausgeschriebene Frage war: „Was den Menschen allermeist zur Kunst erwecke?" Außer dem Hauptpreis für die beste Lösung waren noch Preise für andre Dinge ausgestellt, zum Beispiel für die Kammer, die mit der größten Pracht einziehen werde; für diejenige, welche es am besten darstellen werde: „Wie man sich Gunst erwerbe und freundlich scheiden solle;" für die, welche überhaupt das schönste Schauspiel aufführen, welche das beste Feuerwerk machen würden, welche am besten in der Vorrede zu ihrem Schauspiel darstellen könnte: „Wie nützlich den Menschen ehrliche Kaufleute seien" und endlich für den, der mit Worten und Geberden am besten den Narren spielen könne u. s. w. Diese Spiele interessirten das Volk außerordentlich und übten einen sehr wichtigen Einfluß auf dasselbe aus. Die angesehensten Leute waren Mitglieder dieser Gesellschaften. Vierzehn Kammern aus verschiedenen Orten hielten am 3. August 1562 ihren Einzug in Antwerpen. Den Preis wegen der Pracht desselben erhielt die, Marienkränzlein genannte, rhetorische Kammer von Brüssel, die mit 340 Pferden einzog; alle Reiter waren in Carmoisin Sammet und Seide gekleidet; die von Mecheln kamen 326 Pferde

*) Mehre der bei dieser Gelegenheit aufgeführten Spiele sind gedruckt und „das Landjuweel" benannt worden.

stark und in Incarnat Sammet gekleidet u. s. w. *) Unter der Menge dieser Menschen befanden sich die klügsten und witzigsten Köpfe des Landes und es konnte nicht fehlen, daß diese bei solchen Gelegenheiten ihrem Haß gegen den Cardinal Luft machten. Fast in allen aufgeführten Stücken waren Anspielungen auf ihn, die oft sehr beissender Art waren. Einige derselben haben sich noch erhalten, aber sie würden unter den jetzigen Zuschauern oder Lesern schwerlich den Beifall erhalten, der ihnen damals zu Theil wurde. Man hat in den meisten Werken über den Aufstand der Niederländer dieser Spiele erwähnt, aber ihnen nach unserer Meinung nicht die Wichtigkeit beigelegt, die sie wirklich hatten. Was die Ständeversammlung für den Adel war, und noch mehr, waren diese Versammlungen für das Volk; sie waren von außerordentlichem Einfluß auf die Stimmung desselben und ein Hauptbeförderungsmittel der Revolution, wenigstens am Anfange.

Die Regierung erkannte das bald und verbot diese Richterstühle der Rhetorik, und jede fernere Zusammenkunft wurde den Brüderschaften auf das Ernstlichste untersagt. Man kann sich denken, wie sehr die Mitglieder derselben und das Volk über dieses Verbot aufgebracht waren, welches bisher unerhört war, denn von alten Zeiten her wurden diese Brüderschaften begünstigt und von den Fürsten beschützt. Die burgundischen Herzöge ließen oftmals streitige Fragen von ihnen entscheiden. Das Verbot half auch nichts, im Gegentheil, es machte das Uebel nur schlimmer; die gelehrten Brüder machten ihrem Zorn in Prosa und in Versen Luft, und die Zahl der Schmähschriften auf den Cardinal vermehrte sich ins Unendliche.

So wenig Eindruck bis jetzt alle Schritte des Adels gegen

---

*) Meteeren. S. 52. I. Buch.

Granvella auf den König gemacht hatten, so verfehlten sie doch nicht auf die Statthalterin ihre Wirkung. Sie sah allmälig ein, daß sie nichts als eine Figurantin und ganz und gar unter Granvellas Aufsicht gestelllt war. Keiner ihrer Vorschläge ging durch, wenn Granvella ihn nicht gut hieß, ohne ihn durfte nicht das Geringste geschehen. Dies und das hochfahrende Benehmen, welches er selbst gegen sie einnahm, mußte ihre Eitelkeit beleidigen und den Wunsch in ihr erregen, den Cardinal entfernt zu sehn. Vielleicht fürchtete sie auch, daß durch den allgemeinen Haß das Leben desselben gefährdet sein könne; drohende Gerüchte dieser Art waren in Menge verbreitet, unter Andern sollte ein Burgunder, Namens Villet, dem Cardinal nach dem Leben gestrebt haben; doch hat dieses Gerücht vielleicht eben so wenig Grund, als ein anderes, daß Granvella versucht haben solle, einen seiner drei Hauptgegner durch Mord aus dem Wege zu räumen; es beweist aber, wie heftig die Feindschaft zwischen den Parteien sein mußte, da man sich gegenseitig solcher Handlungen fähig hielt.

Der Prinz von Oranien und die beiden Grafen Egmont und Hoorne, die wegen ihres Briefes an den König allgemein als die Häupter der dem Cardinal feindlichen Partei galten, waren bemüht, sich immer größeren Anhang zu verschaffen; ihnen gleichgesinnt waren der Baron von Montigni, die Grafen von Hoogstraaten und Megen, der Markgraf von Bergen, Herr von Brederode und viele andre vom Adel. Es wurde zwischen diesen Verbundenen ein schriftliches Bündniß aufgesetzt und feierlich beschworen, jedoch ist der Inhalt desselben niemals bekannt geworden; man vermuthet aber, daß nichts gegen den König und die katholische Religion darin enthalten war. Viele unter den Großen weigerten sich, diesem Bündnisse beizutreten und zogen es vor, neutral zu bleiben. Es waren dies der Herzog

von Arschot, der Graf von Aremberg*) und die Herrn von Barlaimont, Courrieres und Hachicourt, nebst mehren Anderen.

Mußte die Partei Oraniens auch der Unterstützung dieser allerdings wichtigen Männer entbehren, so hatte sie doch an Philipp von Montmorenci, Grafen von Hoorne, einen tüchtigen Kämpfer bekommen, der, wie wir schon früher erzählten, vor einiger Zeit aus Spanien zurückgekehrt war. Er war Admiral der Niederlande und ein bis zur Verwegenheit tapferer Soldat, der sich in den letzten Kriegen oft und rühmlich ausgezeichnet hatte. Auf Anstiften Granvellas mußte er den König nach Spanien begleiten und verlor seine Statthalterschaft Geldern und Zütphen, was seinen Haß gegen den Cardinal vermehrte. Er mußte zwei Jahre in Spanien bleiben und hatte hier vollkommene Gelegenheit, das Terrain kennen zu lernen, besonders da er eine genaue Bekanntschaft mit einem Sekretair des Königs anknüpfte, dessen sich derselbe häufig bediente. Man behauptet sogar, daß er mit dem Prinzen Don Carlos im geheimen Einverständniß war. Diese angeknüpften Verbindungen und der Briefwechsel des Grafen nach Spanien waren dem Prinzen von Oranien späterhin von großer Wichtigkeit. Der Graf nützte seiner Partei mehr durch seinen Rang als durch seine Person, denn er war zu leidenschaftlich und heftig, auch zu ungleich und schwankend und man mußte ihm viel nachsehn, nur um es nicht mit ihm zu verderben. Sein unruhiger und parteisüchtiger Geist war übrigens mehr, als irgend ein anderer im Lande, zu offener Empörung geneigt.

Mit diesen unzufriedenen Herren machte die Herzogin nun gemeinsame Sache und verband sich heimlich mit ihnen zur Ent-

---

*) Dieser scheint demnach wankelmüthig geworden zu sein; vielleicht veranlaßte ihn auch sein Streit mit dem Grafen Egmont, von der Partei der Verbundenen zurückzutreten.

ernung des Cardinals. Es wurde beschlossen, ihren geheimen Staatsschreiber, Thomas von Armentieres oder Armenteros, einen sehr gewandten Mann, an den König zu schicken. Der Aufsatz, welcher ihm mitgegeben wurde, war ganz und gar nach dem Geschmacke Philipps eingerichtet, es war ein vollständiger Proceß mit urkundlichen Beilagen. Was man diesem Bericht nicht anvertrauen wollte, sollte Armenteros dem Könige mündlich mittheilen und instruirte ihn die Herzogin besonders dahin, daß er es recht hervorheben solle, wie das Leben des Cardinals hier gefährdet sei und Graf Egmont gegen sie geäußert habe, „daß derselbe längst nicht mehr unter den Lebenden sein würde, wenn er ihn nicht in Schutz genommen hätte, daß er aber von nun an der Herzogin diese Sorge überließe, indem er ihr versichern müsse, daß der Cardinal keine Stunde seines Lebens sicher wäre.“ Am 12. August 1563 reiste dieser Abgesandte nach Spanien ab. Philipp las den langen Bericht mit vieler Aufmerksamkeit durch und Armenteros erschöpfte während der vier Stunden langen Audienz alle Beredsamkeit; aber weder diese, noch die schriftliche Vorstellung schien großen Eindruck auf den König zu machen. Er antwortete wie gewöhnlich in zweideutigen Ausdrücken, indem er sagte: „Er wolle nun ernstlich darauf bedacht sein, seinen Unterthanen unterdessen Ruhe zu verschaffen, bis er selbst in die Niederlande kommen und die letzte Hand an das Werk legen werde.“ Endlich erreichte aber dennoch Armenteros den Zweck seiner Sendung.

Der Haß gegen den Cardinal hatte unterdessen in den Niederlanden den höchsten Grad erreicht; Spottschriften, satyrische Gedichte und dergleichen überschwemmten das Land und täglich wurden dieselben freier und derber. Einst steckte man Granvella einen Kupferstich in die Hand, auf welchem er, über einem Haufen Eier sitzend, abgebildet war; aus den Eiern krochen Bischöfe und über ihm schwebte ein Teufel, dem folgende

Worte beigeschrieben waren: Hic est filius meus, ipsum audite (Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören). Medaillen mit einem Gepräge ähnlicher Beschaffenheit wurden verfertigt; man findet einige davon noch in den Cabineten der Liebhaber. Bei einer öffentlichen Maskerade erschien ein Teufel, der mit einem ungeheuern Fuchsschwanz bewaffnet, die Gestalt eines Cardinals vor sich her trieb. Es war dies eine Anspielung auf den früher erwähnten Renard, der sich durch seine beißenden Satyren gegen den Cardinal einen Ruf erworben hatte. So bemühte sich Alles, diesem einen eben so großen Ekel gegen die Nation einzuflößen, als diese gegen ihn hatte, und es gelang. Er war von allen Schritten seiner Feinde unterrichtet, und da er vorhersah, daß es ihnen im Verein mit der Statthalterin doch endlich gelingen würde, ihn zu verdrängen, so bat er selbst den König, mit welchem er einen beständigen Briefwechsel unterhielt, um seinen Abschied. Vielleicht veranlaßte ihn auch wirklich Furcht vor Gift und Dolch, womit ihn das Gerücht vielfältig bedrohte, zu dieser Bitte. Seine Feinde wollen zwar behaupten, daß er den Versuch gemacht, sich mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen Egmont zu versöhnen, daß er alle mögliche Genugthuung versprochen und sogar auf den Knieen um Verzeihung habe bitten wollen, wenn er sie beleidigt hätte. Dies sind aber ganz gewiß absichtlich erfundene Lügen und hat jemals Granvella dergleichen geäußert, so geschah es sicher nur aus Spott und um seine Feinde zu verhöhnen. War er auch der gefährlichste Feind der Freiheit und verdient er als feiler Knecht eines Despoten unsre ganze Verachtung, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Rolle großartig spielte.

Armenteros kehrte erst im Februar 1564 nach Brüssel zurück. Er brachte Briefe an den Prinzen von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne mit, in welchen der König ver-

langte: „daß sie ihre Stellen im Staatsrathe wieder einnehmen sollten und äußerte, daß er über die Sache des Cardinals, dem sie noch nichts ins Besondre zur Last gelegt hätten, seine Gedanken näher mittheilen würde.“ Zu gleicher Zeit brachte Armenteros aber auch einen Brief an den Cardinal mit. Im Tone guter Laune kündigte dieser bald darauf der Herzogin an, daß ihm der König erlaubt habe, mit seinem eben aus Frankreich von einer Gesandtschaft zurückgekehrten Bruder, dem Herrn von Chantomay, nach Burgund zu reisen und seine alte, kranke Mutter zu besuchen; zugleich zeigte er den vom Könige erhaltenen Brief.

Die Herzogin konnte bei dieser willkommenen Nachricht ihre Freude kaum verbergen und theilte dieselbe den mißvergnügten Großen mit und von hier aus verbreitete sie sich weiter unter das Volk. Die Freude war allgemein und man konnte seine Abreise kaum erwarten, die sich noch um einige Wochen verzögerte. Endlich verließ er am **10.** März **1564** die Stadt Brüssel, beladen mit dem Fluche der Nation. Er begab sich nach Besançon. Er hätte es lieber gesehen, wenn er nach Madrid hätte gehen können, und hatte sich deshalb schon früher an den Herzog von Alba gewendet, der sein Gesuch bei Philipp auf das Kräftigste unterstützte; allein Armenteros stellte diesem vor, daß der Aufenthalt des Cardinals am Hofe zu Madrid einen sehr unangenehmen Eindruck auf das niederländische Volk machen und das Vertrauen, welches dasselbe bis jetzt stets gegen den König gehegt habe, leicht vermindern, oder gänzlich vernichten könne. Diesen Vorstellungen gab der König Gehör und schickte Granvella in seine Heimath, nach Hochburgund. Dieser gab seinem Abzuge aus den Niederlanden den Anschein einer unbedeutenden Reise, von welcher er baldigst wieder zurückkehren werde, und als er erfuhr, welchen Schrecken dies unter seinen Feinden erregte, konnte er sich die Freude nicht ver-

sagen, diese Furcht vor seiner Rückkehr durch Briefe an Barlaimont und Viglius zu unterhalten. Selbst die Statthalterin wurde unruhig und wiederholte ihre dem Könige gemachten Vorstellungen. Man hielt sich nicht eher vor dem Cardinal sicher, als bis man ihn sogar aus seinem Vaterlande verdrängt hatte; hier, in Hochburgund, war er den Niederlanden und seinen Freunden viel zu nahe, man supplicirte und schrieb so lange, bis man es endlich dahin brachte, daß Granvella nach dem Tode des Papstes Pius IV. zur Papstwahl nach Rom ging, wo er sich eine geraume Zeit aufhielt. Nach wie vor unterhielt er mit seinen Kundschaftern in den Niederlanden einen lebhaften Briefwechsel, die ihm Alles mittheilten, was ihm irgend von Interesse sein konnte, und wie früher fragte ihn der König in allen Staatsangelegenheiten um Rath, besonders in Dingen, die sich auf die Niederlande bezogen und waren selbst die Vorschläge der Herzogin hiervon nicht ausgenommen. Sein Einfluß war also um nichts vermindert, wenn er auch nicht mehr so direct wie früher wirkte.

Im Jahr 1571 ernannte ihn der König zum Vicekönig von Neapel und 1580 wurde er nach Spanien berufen, wo er die Regentschaft führte, während Philipp Portugal in Besitz nahm; zu gleicher Zeit verwaltete er das Amt eines Präsidenten des hohen Rathes in Italien. Im Jahre 1585 erhielt er das Erzbisthum von Besançon und starb am 22. September des Jahres 1586 zu Madrid in einem Alter von 70 Jahren an einem schleichenden Fieber.

Der Cardinal war nun entfernt, aber deshalb hatte die Partei des unzufriedenen Adels, an dessen Spitze Oranien stand, noch nicht gesiegt, noch lebten seine Anhänger. Wir wollen gleich hier etwas Näheres über dieselben mittheilen, damit wir später den Text nicht zu unterbrechen brauchen.

Der wichtigste Anhänger des Cardinals war Viglius von Zuichem von Aytta, aus dem Dorfe Zuichem in Friesland, Prä-

sident des geheimen Rathes, Staatsrath und Siegelbewahrer, und der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit, dabei Theolog und Priester. Schon unter Kaiser Carl V. bekleidete er hohe Aemter und wurde von diesem zu wichtigen Geschäften gebraucht; unter Anderem vertrat er, den deutschen Reichsständen gegenüber, die Niederlande mit gutem Erfolg auf dem Reichstage zu Augsburg (1548), wo das Verhältniß derselben zum deutschen Reich festgestellt wurde. Er war ein außerordentlich gelehrter und routinirter Geschäftsmann, aber sonst eben kein großes Licht. Glück und die Gunst des Cardinal Granvella hoben ihn auf eine so wichtige Stelle, wo auch geringere Talente, als er, hätten berühmt werden müssen. Er gehörte zu denjenigen Menschen, die es mit Niemand gern verderben, Alles gern in Ruhe und Friede halten möchten und sich gewöhnlich dadurch die Feindschaft der Parteien zuziehn. Dies war aber bei Viglius nicht der Fall; er kannte das Meer genau, auf welchem er schon seit zwanzig Jahren schiffte, und wußte stets das richtige Fahrwasser zu halten, ohne an einer verborgenen Klippe zu scheitern. Granvella unterlag, weil er seinen Feind verachtete und ihn muthwillig reizte; bei seinem Fall folgte ihm der Haß des Volkes; Viglius theilte denselben nicht, weil er den Fehler des Cardinals nicht getheilt hatte; in allen Stürmen gelang es ihm, sich die Achtung des Volkes zu erhalten, selbst in den ärgsten Tumulten geschah ihm nichts zu Leide. Man ehrte seine Rechtschaffenheit, aber beklagte seine Verblendung. Er war ein aufrichtig treuer Diener und Anhänger der catholischen Religion und der spanischen Regierung, in der Ueberzeugung, daß er durch die Beförderung und Befestigung derselben seinem Vaterlande am besten diene. So sehr er auch Cardinalist war, so blieb er doch immer Niederländer und versäumte keine Gelegenheit, dem Volke seinen Patriotismus zu zeigen. Als Alle zitterten, hatte er allein den Muth, dem schrecklichen Alba ent-

gegenzutreten; dies war die schönste Handlung seines Lebens, sie erwarb ihm wieder die völlige Liebe der Niederländer, die er fast durch seine beharrliche Vertheidigung der königlichen Krone verloren hatte. Mochten seine Grundsätze auch aufgeklärter sein, als die in seinem Jahrhundert gewöhnlichen es waren, so hatte er doch nicht Muth und Kraft genug, sie öffentlich zu bekennen und zu vertheidigen; er war einmal ein Diener des Königs, und als solcher hielt er es für seine Schuldigkeit, es auch mit allen Kräften zu sein; was ihm seine Pflicht vorschrieb, that er, mochte es nun gerecht, oder ungerecht sein, das hatte nicht er, sondern der zu verantworten, dem er vom Himmel zum Diener bestellt war. „Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind; auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug." *) Seine Stellung erlaubte es ihm, sich viele Freunde zu erwerben; er beförderte eine Legion Verwandte und Bekannte, ja fast die ganze friesländische Nation!

Wer Viglius näher kennen lernen will, findet seine Werke, seine Briefe und alle Merkwürdigkeiten seines Lebens in dem **Analecta Belgica**, welche der Erzpriester von Mecheln, Hoynck von Papendrecht, im Jahre **1743** herausgab.

Ein ebenfalls sehr wichtiger Anhänger des Cardinals war der Freiherr und nachherige Graf von Barlaimont, eine der vornehmsten Personen des hohen niederländischen Adels. Er diente früher in verschiedenen Kriegen; allein sobald er in dem Bischof von Arras den großen Günstling des Königs erkannte, bewarb er sich um die Gunst desselben, die er erlangte und die ihn bald zu hohen Stellen führte. Er erhielt den Orden des goldnen Vließes, wurde Mitglied des Staatsrathes und Präsident des Finanzrathes. Diese Stelle war ihm sehr behaglich, da er durch dieselbe aber in mancherlei Verdrießlichkeiten gerieth,

---

*) Schiller.

so mußte er sich stets in gutem Vernehmen mit dem Cardinal halten, was ihm auch so gut gelang, daß dieser ihn zum Mitgliede der Consulte ernannte. Da er so enge mit Granvella verbunden war, und sich bei jeder Gelegenheit als ein eifriger Anhänger desselben zeigte, so ging der Haß der Nation auch auf ihn über. Von den Schmähungen und Witzpfeilen, welche gegen seinen Meister geschleudert wurden, traf ihn ein sehr großer Theil. In den beißendsten Ausdrücken warf man ihm seine Kriecherei und Demuth gegen einen aus Pöbelblut entsprossenen Geistlichen vor, was sich für einen Herrn von seinem Stande und Ansehn weniger, als für jeden Andern schicke. Der Prinz gab sich viel Mühe, ihn auf seine Seite zu ziehn, wohl mehr um einen unter dem niederländischen Adel so angesehenen Mann der feindlichen Partei zu entreißen, als weil er auf seine Fähigkeiten großen Werth legte. Alle seine Bemühungen waren jedoch fruchtlos; Barlaimont blieb dem Cardinal getreu und trug mit Verachtung jeder Gefahr offen die Farben desselben. Er fürchtete Niemand und sprach unumwunden seine Ansichten aus. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes heimlich versammelte, war er der Erste, welcher laut das ungesetzliche dieses Verfahrens rügte und die Oberstatthalterin davon benachrichtigte. Als ihn der Prinz am andern Tage fragte, ob diese von der Versammlung wisse, sagte er frei heraus, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, sie davon in Kenntniß zu setzen.

So blieb Barlaimont seiner Partei unwandelbar treu, theils weil er es für schimpflich hielt, seine einmal ausgesprochene Gesinnung zu ändern, theils aus Eigennutz, theils aus Stolz, indem er sich schämte, einer andern Partei zu dienen, welche sich der Rechte des Pöbels annahm.

Joachim Hoppers, oder wie er gewöhnlich genannt wird, **Hopperus**, müssen wir hier ebenfalls erwähnen, nicht sowohl wegen

seiner politischen Wichtigkeit, als deshalb, weil er durch seine Werke so bekannt ist, und besonders durch dasjenige, dem wir sehr wichtige Nachrichten über den Beginn der niederländischen Unruhen verdanken. Er war zu Sneeck in Friesland geboren, also ein Landsmann des Viglius, dessen vertrauter Freund er wurde. Er war Doktor zu Löwen, Beisitzer des großen, des geheimen und endlich des hohen Rathes zu Madrid, und zugleich dessen Siegelbewahrer; er starb im Jahr 1576. Gleich seinem Freunde Viglius hing er dem Cardinal treu an, unter dem er zwei Jahr lang gearbeitet hatte und dessen Tischgenosse er gewesen war. Als solcher, und da vermöge seiner amtlichen Stellung die wichtigsten Dinge durch seine Hände gingen, oder vor seinen Augen stattfanden, konnte er von den geheimsten Verhandlungen unterrichtet sein, und sein **Recueil et Mémorial des Troubles de Pays bas** ist für die Kenntniß der Geschichte jener Zeit von größter Wichtigkeit. Dieses von ihm im Manuscript nachgelassene Werk ist ein mit Genauigkeit geführtes Tagebuch, in welchem Alles aufgezeichnet ist, was seit der Abreise des Königs bis zum Jahr 1566 täglich im Staats- und geheimen Rathe verhandelt wurde. Dieses, in schlechtem Französisch geschriebene Memorial ist fast von allen Schriftstellern, welche die niederländischen Unruhen beschrieben haben, benutzt worden; Strada hat sich desselben jedenfalls bedient. Die Thatsachen sind darin etwas durcheinander geworfen, was die Benutzung des Buches schwierig macht; aber vorzüglich darf man nicht vergessen, daß Hoppers ein Schüler und Client des Cardinals war. Man hielt ihn zwar für einen wahrheitsliebenden und rechtlichen Mann, der bei manchen Gelegenheiten seine patriotischen Gesinnungen zeigte und sich überhaupt während seiner ganzen Laufbahn in den Schranken der Bescheidenheit und Mäßigung hielt; allein sowohl er als Viglius erhielten oft den Auftrag, geschehenen, ungerechten Handlungen den Anschein

des Rechtes zu geben, oder sie doch wenigstens zu mildern, wie man zu sagen pflegt, der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, und Grundsätze, die der Hof gern allgemein verbreitet hätte, durch ihre Theorien zu unterstützen. Sie waren hierin sehr geschickt, und um nie aus ihrer Rolle zu fallen und sich in Uebung zu erhalten, behaupteten sie diese Grundsätze auch im Umgang. Es war gleichsam eine Schulaufgabe, die sie überall hersagen mußten. — Hoppers Werk entspricht ganz dem hier Gesagten; manche Begebenheiten sind ausgelassen, andere beschönigt, oder von ihm mit solchen Umständen verbunden, die sie vortheilhaft erscheinen lassen. —

Die spanischen Truppen und der Cardinal Granvella hatten nun die Niederlande verlassen, doch waren mit ihnen noch keineswegs alle Ursachen zur Unzufriedenheit entfernt worden. Die hauptsächlichsten, und grade diejenigen, welche den Aufstand der Niederländer veranlaßten, blieben. Damit wir nicht unklar werden und den Leser verwirren, wollen wir jede dieser Ursachen einzeln abhandeln.

Drittes Kapitel.

Die Errichtung neuer Bisthümer in den Niederlanden.

Die kirchlichen Angelegenheiten in den Niederlanden wurden seit uralten Zeiten von vier Bischöfen verwaltet, die zu Cambrai, Utrecht, Arras und Tournai (Dornick) ihren Sitz hatten. Diese Bischöfe standen unter den Erzbischöfen von Rheims und von Cöln. Zu alten Zeiten genügten dieselben; allein im Laufe der Jahrhunderte vermehrte sich die Bevölkerung der Niederlande außerordentlich, und durch die Frömmigkeit derselben entstanden eine unendliche Menge Klöster, Abteien und andere geistliche Stiftungen, wodurch die Geschäfte der vier Bischöfe bedeutend erweitert und erschwert wurden. Der immer steigende Reichthum der Geistlichkeit brachte auch in den Niederlanden dieselbe Wirkung hervor, wie in andern Ländern, er verführte sie zu einem zügellosen und allgemein anstößigen Leben, dem nur durch eine vermehrte und verschärfte Aufsicht gesteuert werden konnte. Hierzu reichten diese vier Bischöfe nicht hin und schon Philipp der Gute von Burgund hatte die Absicht, die Zahl derselben zu vermehren; er führte seinen Plan aber nicht aus, sondern begnügte sich damit, die Einkünfte und

Rechte der Geistlichkeit beschneiden und ihre Sitten, wie auch selbst ihre Lehre etwas reformiren zu lassen.*) Die nachfolgenden Fürsten fanden keine Zeit und Ruhe, diese sehr wichtige Einrichtung zu machen, und so war die Geistlichkeit bei dem Regierungsantritt Pilipps noch ebenso beschaffen, wie vor vielen hundert Jahren. Unterdessen war eine Vermehrung derselben noch nöthiger geworden, denn die Bevölkerung war stets gestiegen und, was die Hauptsache, Luthers neue Lehre hatte in den Niederlanden Eingang gewonnen. Schon unter Kaiser Carls Regierung hatte sie dort solche Fortschritte gemacht, daß es bei der äußersten Strenge nicht möglich war, die Ketzer auszurotten. 50,000, nach andern Angaben gar 100,000 Menschen verloren während der Regierung des Kaisers ihr Leben wegen der Religion; allein aus jedem für die neue Lehre vergossenen Blutstropfen schien ein Ketzer zu entstehen, und ihre Anzahl nahm auf eine so bedrohliche Weise überhand, daß König Philipp zu den allerstrengsten Mitteln zu greifen beschloß. Er schrieb diese Fortschritte der Ketzerei hier und in Frankreich einzig der Milde zu und schrieb einst an Granvella: „Laßt uns durch das Beispiel unsrer Nachbarn klug werden, wir müssen ganz entgegengesetzte Maasregeln ergreifen.“

Das einzige Mittel, dem Uebel vollkommen zu steuern und dabei seine Macht in den Niederlanden vollständig zu befestigen, schien ihm die Einführung der spanischen Inquisition, an welchem Projecte sein Vater bereits gescheitert war. Alles was er that, zielte einzig auf diesen Zweck. Der Abscheu, den die Niederländer vor diesem berüchtigten Tribunal hatten, war ihm nicht unbekannt, er wußte, daß er bedeutenden Widerstand finden, daß sein Plan gar nicht ausgeführt werden konnte, wenn er zu rasch verfuhr. Das Volk mußte allmälig umgarnt werden.

*) Kurzer Abriß d. G. d. N. u. s. w. Kap. 15. S. 229.

Das erste Mittel zum Zweck war die beabsichtigte Vermehrung der Bischöfe, die gleich nach geschlossenem Frieden mit dem Papst sehr eifrig betrieben wurde. Alle Anstalten wurden zwar sehr geheim gehalten, aber trotz dem verbreiteten sich Gerüchte davon unter dem Volke und verursachten in demselben außerordentliche Aufregung. Besonders wurde die Geistlichkeit alarmirt, da man vernahm, daß die Einkünfte dieser neuen Bischöfe aus denen der Abteien und Klöster genommen werden sollten; außerdem konnte sie in denselben strenge Aufseher ihrer Sitten erwarten; dies waren Gründe genug, dem Plane Philipps alle nur möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Der Adel sah in diesen neuen Bischöfen nur feile Diener und Spione des Königs und das Volk verabscheute sie als Inquisitoren, denn dies mußten sie nach der Meinung desselben sein und seine Folgerungen waren ganz vernünftig. Ein Jeder wußte, daß der König damit umgehe, die Inquisition auf spanischem Fuße in den Niederlanden einzuführen; wozu waren dann aber die neuen Bischöfe, da sie durch die Inquisition nicht allein ihre richterliche Gewalt in Kirchensachen verloren, sondern sogar selbst diesem Gericht unterworfen waren und durch dasselbe verdammt werden konnten, wie vielfache Beispiele es bewiesen? Diese beiden, sich so gänzlich widerstrebenden Pläne, die man mit gleichem Eifer betrieb, konnte man nicht anders zusammenreimen, als durch die Annahme, daß die Bischöfe die Inquisitoren ihres Sprengels sein sollten und der Cardinal Granvella der Großinquisitor der ganzen Niederlande.

Die Stände aller Provinzen vereinigten sich zum Widerstande, und mit ihnen die Erzbischöfe von Cöln und Rheims, die in ihren Rechten beeinträchtigt wurden. Dreißigtausend Gulden verwendete Brabant allein auf Gutachten, welche es von allen Universitäten, berühmten Rechtsgelehrten und Theologen Europas einholte. Diese bewiesen aus geistlichem und

weltlichen Recht, daß die Vermehrung der Bischöfe und besonders die Beraubung der Klöster, Abteien und geistlichen Stiftungen, um sie zu besolden, ganz unerhört und unerlaubt sei. Es widerstreitet allem Rechte und aller Billigkeit, hieß es in denselben, geistliche Gebiete und Pfründen zu zergliedern und zu verkaufen, und so dem Willen der frommen Stifter durchaus entgegen zu handeln. Ein solcher Fall sei in der Geschichte des Landes noch niemals vorgekommen und überhaupt sei diese Vermehrung der Geistlichkeit gegen die Privilegien desselben, in welchen dieselbe dem Landesfürsten ausdrücklich untersagt sei.

Brabant, unterstützt von allen übrigen Provinzen, zeigte sich am thätigsten. Es wurde ein förmlicher Protest gegen diese neuen Bischöfe aufgesetzt, in welchem Punkt für Punkt die Gründe auseinandergesetzt waren, welche die Stände gegen ihre Annahme hatten. Man schickte einen sehr geschickten Rechtsgelehrten, Du Moulin, früheren Lehrer des Markgrafen von Bergen, nach Rom, um hier dem Dr. Sonnius, der des Königs Angelegenheit dort betrieb, entgegen zu arbeiten. Du Moulin war mit wichtigen Empfehlungsschreiben und noch wichtigern Wechseln wohl versehn, damit er sich die zum heiligen Vater führenden Thüren mit goldenem Schlüssel öffnen könne. Er arbeitete so geschickt, daß der König all sein Ansehn am römischen Hofe geltend machen mußte, um seinen Künsten zu widerstehn; allein er kam zu spät, um den ganzen Plan zu vereiteln.

Das Ansuchen Philipps war zu Rom eine seltsame Erscheinung; man konnte durchaus nicht begreifen, wie dieser dazu komme, für ein Land, wie die Niederlande, auf einmal zwölf neue Bischöfe und drei Metropolitanen zu verlangen. In Italien waren zwar im Verhältniß weit mehr, und man vermehrte sie noch immer; allein in Bezug auf das Ausland hatte man andre Ansichten, schon weil durch eine so bedeutende Vermehrung

der Bischöfe die Geschäfte des römischen Stuhles erschwert wurden. Der Papst ließ daher diese Angelegenheit alle Weitläufigkeiten des päpstlichen Gerichtsverfahrens durchmachen, wodurch das Geschäft in eine für Philipp sehr verdrießliche Länge gezogen wurde. Dieser hatte geglaubt, die Einwilligung des Papstes ohne alle Schwierigkeiten zu erhalten und sah sich nun sehr getäuscht. An dieser Verzögerung war außer den Hindernissen, die Du Moulin in den Weg legte, auch der schlechte Credit schuld, in welchem der spanische Gesandte, Franziskus von Vargas, am römischen Hofe stand, der deshalb die Sache nicht wohl selbst betreiben konnte und den zu befriedigen man sich keine große Mühe gab. Endlich ging Philipps Gesuch dennoch durch; er empfing diese freudige Botschaft, wie wir schon früher sagten, kurz vor seiner Abreise, zu Middelburg in Seeland. Das Einzige, was Du Moulin noch thun konnte, war, daß er die Absendung der päpstlichen Bulle so lange als möglich verzögerte, um den Niederländern Zeit zu geben, die Ausführung derselben noch vor der Bekanntmachung zu hintertreiben. Diese Verzögerung gab den Ständen Muth, mit ihren Vorstellungen bei dem Könige fortzufahren. Brabant schickte im Namen der übrigen Stände zwei Gesandte, Serclaes und Nyll, nach Madrid. Diese Gesandten wurden dort sehr frostig empfangen, denn Granvella hatte schon auf ihre Ankunft vorbereitet und endlich nach langem Warten erhielten sie den nichtssagenden Bescheid: „Daß die Incorporation nicht in Form einer Commende geschehe, also den frommen Absichten der Stifter nicht entgegen sei, und daß die Einrichtung der Bisthümer einzig und allein den Zweck habe, die heilige catholische Religion, wie die Kirchengüter und Klöster zu beschützen und zu retten. Die Nothwendigkeit einer solchen Vorsorge könne man an dem traurigen Beispiel der benachbarten Staaten lernen, durch deren Sorglosigkeit die Kirche einen so schrecklichen Verlust erlitten."

(1561) Diese trockene Antwort war wenig geeignet, Muth zu machen; aber die Stadt Antwerpen beschloß dennoch, einen neuen Versuch bei dem Könige zu wagen. Nachdem sich dieselbe schriftlich an die Statthalterin gewandt und hier nichts ausgerichtet hatte, schickte sie drei Gesandte nach Spanien, die dem Könige ein Schreiben des Magistrates überreichten. In demselben hieß es: „daß Sr. Majestät getreue Stadt Antwerpen den Nutzen, welchen die Einführung neuer Bischöfe für die catholische Religion habe, vollkommen anerkenne, daß man davon aber die fremden Kaufleute, auf welchen der Handel und der Reichthum der Stadt beruhe, nicht überzeugen könne, sondern daß diese in dem neuen Bischofe nur einen Inquisitor sähen und bei seinem Einzug sogleich ihre Läden schließen und für immer die Stadt verlassen würden. Sie bäten daher Sr. Majestät demüthigst, sie mit diesem Bischofe zu verschonen, der ihren ganzen Wohlstand zu Grunde richten müsse." — Nach langem Warten erreichten sie durch Beharrlichkeit endlich ihren Zweck. Am 6ten August 1563 erhielten sie den Bescheid, daß sie so lange mit einem Bischofe verschont bleiben sollten, bis der König selbst nach den Niederlanden kommen werde.

Trotz alles Widerstandes wurde die berühmte Bulle des Papstes Paul IV., die vom 12. Mai 1559 datirt ist, bekannt gemacht und zur Ausführung gebracht.

Das Volk war wegen diese Bischöfe sehr aufgebracht, schon weil die Einführung derselben eine Neuerung, und es die Erfahrung gemacht hatte, daß mit solchen Neuerungen niemals eine Besserung, sondern stets eine Verschlimmerung verbunden gewesen war, und es überhaupt weder von Philipp II., noch von seinem Minister Gutes erwartete. Diese gaben sich zwar alle nur mögliche Mühe, zu beweisen, daß diese Vermehrung der Bischöfe durchaus keine Neuerung sei, indem ja schon die burgundischen Herzoge, und selbst Kaiser Carl dieselbe beabsich-

tigt hätten und nur durch die unruhigen Zeiten daran verhindert worden wären; Philipp II. versicherte dem Baron von Montigni, der von den Staaten und der Statthalterin als Gesandter nach Madrid geschickt worden war, (1562) daß sein Vater, der Kaiser, ihm den Plan selbst vorgezeichnet habe. — Alle diese Gründe fanden jedoch keinen Eingang, man schrieb diese verhaßte Einrichtung einzig dem Cardinal Granvella zu, der durch dieselbe seinen Geiz habe befriedigen wollen, und wirklich sprach Alles für diese Meinung. Granvella nahm für sich das am reichsten begabte Bisthum Mecheln, mit welchem die Primatwürde und die beste Einnahme verbunden war. Alle Bischöfe erhielten, so lange ihre Einkünfte nicht geregelt waren, ein Jahrgeld von 1500 Ducaten, aber für den von Mecheln waren 3000 ausgesetzt und wurde ihm späterhin die reiche Abtei Affligehem angewiesen, die jährlich 50000 Carlsgulden eintrug.

Was das Mißtrauen gegen diese Bischöfe noch vermehrte und in dem Glauben bestärkte, daß mit ihrer Einführung noch andere, als nur religiöse Zwecke verbunden wären, war die Art ihrer Vertheilung, in der man ein sehr genaues politisches Verhältniß wahrnahm, und bei welcher mehr Rücksicht auf die Statthalter, als auf die Provinzen selbst genommen war, wie man es aus folgenden Angaben leicht erkennen wird.

Flandern und Artois, die Statthalterschaft des Grafen Egmont, hatte bisher nur drei Bisthümer; Tournai für Flandern, Arras für Artois und das benachbarte Cambrai für beide Provinzen; jetzt erhielten dieselben außer diesen alten Bisthümern noch vier neue: Gent, Brügge und Ypern für Flandern und St. Omer für Artois. — Brabant erhielt das Erzbisthum Mecheln und zwei Bisthümer, Antwerpen und Herzogenbusch. Geldern und Namur bekamen jedes seinen besondern Bischof; der eine sollte in der Stadt Geldern, der andere zu Rüremond seinen Sitz haben. In der Statthalterschaft des Prinzen von Oranien

war immer nur ein einziges Bisthum zu Utrecht gewesen; dieses wurde zu einem Erzbisthum erhoben und fünf neue errichtet, nämlich Harlem für Holland; Middelburg für Seeland; Leuwarden für Friesland und für die kleinen Provinzen Gröningen und Overissel, Gröningen und Deventer; Hennegau und Luxemburg dagegen, diese so großen Provinzen, gingen ganz leer aus.

Alle diese Betrachtungen und Befürchtungen erhöhten den Widerwillen gegen diese Bischöfe außerordentlich. Das Beispiel Antwerpens ermuthigte einige andere Städte zum Widerstande und Rüremond, Deventer, Gröningen und Leuwarden leisteten denselben mit solchem Erfolge, daß sie ihre Bischöfe los wurden. Die Bewohner derjenigen Städte, welche sie aufgenommen hatten, begegneten ihnen mit solchem Haß, daß es die meisten für gerathen hielten, ihre Bischofssitze zu verlassen. Nach Hoppers Zeugniß war man nicht sowohl gegen die Errichtung der Bisthümer, als gegen die Aufnahme der Bischöfe, was durch den, ihnen vom Volke zugeschriebenen Character als Inquisitoren, leicht erklärlich wird. Mecheln und Herzogenbusch nahmen ihre Bischöfe zwar zuerst auf, diese wurden aber so gering geachtet, als ob sie gar nicht vorhanden wären. Als Cardinal Granvella in seine erzbischöfliche Residenz Mecheln (1561) feierlich einzog, begleitete ihn Niemand als seine Dienerschaft und Niemand empfing ihn, als die Geistlichkeit. Die Adligen entschuldigten ihr Ausbleiben damit, „daß sie ja nicht eingeladen worden wären,“ aber Granvella erwiederte, „daß er ihnen eine abschlägige Antwort hätte ersparen wollen.“

Als nun die Einkünfte der Bischöfe festgesetzt und regulirt werden sollten, entstanden, wie man sich leicht denken kann, unter den geistlichen Gütern die größten Verwirrungen und der Zorn der Geistlichkeit, die so lange im ungestörten Besitz derselben gewesen war, erhielt einen neuen Anstoß. Brabant han-

delte hier wieder am kräftigsten, es wußte es durchzusetzen, daß die drei hauptsächlichsten Abteien, welche den Bisthümern einverleibt werden sollten, für sich bestehen blieben, und für dieselben wieder neue Aebte gewählt wurden; dagegen zahlten diese jährlich 8000 Gulden an die neuen Bischöfe. Der Prinz von Oranien war der eifrigste Gegner der Bischöfe in den Niederlanden; das wußte der König sehr wohl und schrieb ihm im Februar 1561 einen sehr höflichen Brief, in welchem er ihn aufforderte, die Einführung derselben zu unterstützen; dieses Schreiben scheint jedoch keine Wirkung hervorgebracht zu haben.

Viertes Kapitel.

Die spanische Inquisition.

Wie eine blutgierige Wölfin schritt dieses grauenvolle Gespenst durch die Länder der spanischen Monarchie; — ein in Kirchengewänder vermummter König, gierig nach dem Hab und Gut, wie nach der Freiheit seiner Unterthanen, mordete unter dem Schein der Religion Tausende und aber Tausende! Es gibt keine Religion auf der Erde, die so unduldsam und bekehrungslustig, als die christliche wäre; mit widrigem Eifer war sie von Beginn an bemüht, ihre so abgeschmackten kirchlichen Lehren, in denen weder Christenthum noch Vernunft enthalten war, Andersdenkenden aufzudringen. Niemals war die christliche Kirche ihren Kindern eine gütige Mutter, stets zeigte sie sich ihnen, wie die alten Juden sich ihren Gott Zebaoth dachten, als ein eiferndes und rachedurstiges Wesen; selten gab sie sich die Mühe, die Irrenden und Zweifelnden mit Sanftmuth zur Wahrheit, oder zu dem, was sie Wahrheit nannten, zurückzuführen; Feuer und Schwert waren meistens ihre Ueberzeugungsmittel. Glaubensgerichte oder Inquisitionen gab es, seitdem es Zweifler und Ungläubige unter den Anhän-

gern der christlichen Kirche gab, und die Spuren derselben und ihrer Thätigkeit lassen sich bis in die apostolischen Zeiten verfolgen; allein bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts hin waren diese Gerichte immer noch menschlich; unmenschlich fingen sie erst zu dieser Zeit an zu werden, als die sogenannte päpstliche oder Dominikaner-Inquisition entstand. Die Veranlassung hierzu gab die Ketzerei der Waldenser*) und Albigenser, welche so sehr um sich griff und der christlichen Kirche so gefährlich erschien, daß der Papst gegen sie das Kreuz predigen ließ und dem getreuen Sohn der Kirche, dem Marquis Simon von Montfort, den Auftrag gab, sie zu vernichten. Diese Ketzer wehrten sich wie Verzweifelnde und es entstand ein Krieg, der mehr Blut und Geld, als die Eroberung eines ganzen Reiches kostete, und in welchem die Waldenser und Albigenser unterlagen.

Bisher hatten die Bischöfe über Glaubenssachen in ihren Sprengeln zu richten gehabt; ihre Pflicht war es, die Zweifelnden zur „wahren Lehre" zurückzuführen und die Halsstarrigen mit Kirchenstrafen zu belegen; wenn diese nicht ausreichten, konnten sie die weltliche Macht zu Hülfe rufen. Papst Innocenz III., der diese Ketzereien und Spaltungen der Nachlässigkeit der Bischöfe zuschrieb, ernannte auf die Veranlassung des h. Dominicus eigenmächtig Commissionen, welche, unabhängig von den Bischöfen, das höchste Gericht in Glaubenssachen sein sollten. Ihre Pflicht war es, durch Unterricht und durch Predigten an der Bekehrung der Ketzer zu arbeiten, die Fürsten und Obrigkeiten zur Bestrafung der Halsstarrigen aufzumuntern und sich genau nach der Anzahl, den Lehren und den Eigenschaften der Ketzer, wie auch nach der Aufführung und Amtstreue der Bischöfe zu erkundigen. Ueber Alles, was sie

*) Kurzer Abriß d. G. d. R. u. s. w. Kap. XVII. S. 295.

ihrer Bemerkung werth hielten, mußten diese Commissionen dem Papste nach Rom berichten; von diesen Erforschungen hat der Name Inquisition seinen Ursprung.

Die Nachfolger des Papstes Innocenz III. bildeten diese Art Gerichte immer mehr aus und ihre Strenge wurde immer barbarischer. Nachdem die Inquisition einige Zeit im südlichen Frankreich ihr Wesen getrieben hatte, verschwand sie hier mit der Sekte, die sie ins Leben gerufen hatte. Eine ähnliche Inquisition gab es auch in andern Ländern, und überschritt sie ihre Grenzen nicht zu weit, so hatte kein guter Catholik etwas dagegen, da es eine vollkommen ausgemachte Sache, über die man völlig einig war, daß Ketzer brennen müßten.

Die spanische Inquisition ist ein Gericht ganz anderer Art und diese allein ist es, welche unsre Aufmerksamkeit hier in Anspruch nimmt; man darf sie durchaus nicht mit der bischöflichen und päpstlichen verwechseln, denn mit ersterer hat sie, zur Ehre derselben, wenig, und mit letzterer nur die Form gemein.*) Die Urheber dieses Tribunals, welches man nur ein teuflisch-königliches nennen kann, sind Ferdinand der Catholische von Arragonien und Isabelle von Castilien; der eigentliche Erfinder aber ist Peter Gonzales von Mendoza, Erzbischof von Toledo, der den Plan dazu aus Anhänglichkeit an Isabelle entwarf. Ursprünglich hatte diese Inquisition wohl nur die Ausrottung der heimlichen Juden und Muhametaner im Auge; allein allmälig dehnte sich ihr Wirkungskreis aus, so argwöhnisch auch Geistlichkeit, Adel und Volk dieses ungewöhnliche Gericht betrachteten und seinen Forschritten Hindernisse in den Weg zu legen wußten. Als die Inquisition auch die Zinsen-

*) Eben dieser Gleichheit der Form wegen machte man oft keinen Unterschied und nannte die spanische auch die päpstliche Inquisition.

und Wuchervergehen, die sie wahrscheinlich als mit dem Judenthum zusammenhängend betrachtete, vor ihr Gericht zog, fand der König den heftigsten Widerstand und mußte schwören, dergleichen Fälle nicht durch dieses Gericht strafen zu lassen und sich außerdem verpflichten, den Untersuchungen gegen die Ketzer bestimmte Grenzen zu ziehn. Der Großhandel Spaniens begann sich zu jener Zeit grade zu heben; wurden die ganz unumgänglichen Zinsen und der Wucher auf eine so strenge Weise verboten, so konnte derselbe niemals emporkommen. Wäre dieses neue Gericht von dem Papst ausgegangen; so würde es keinen Widerstand gefunden und sich einen um so größeren Beifall bei den Spaniern erworben haben, je mehr der gottverfluchten Ketzer und Apostaten es verbrannte; allein dieses Tribunal war ein rein königliches und geschaffen, die hochmüthige Geistlichkeit zu unterjochen, den trotzigen Adel zu demüthigen und die Freiheit des Volkes gänzlich zu unterdrücken. Das oberste Haupt der spanischen Inquisition war der König; er ernannte den ersten Chef derselben, den Großinquisitor, wie alle Assessoren. Dem Papst wurde die Errichtung dieses Gerichts, die Instruction desselben, wie die Ernennung eines Großinquisitors nur, gleichsam aus Höflichkeit, mitgetheilt; seine Einwilligung war durchaus nicht nöthig, da Jeder schon seine Functionen antrat, ehe er vom Papst bestätigt war. Diese Großinquisitoren wählte der König ganz nach Gefallen, und die Meinung, daß dieselben stets Dominikaner sein mußten, ist durchaus falsch; sie konnten ebenso gut Weltgeistliche oder Mitglieder eines andern Mönchsordens, ja selbst Weltliche, und brauchten nicht einmal Spanier zu sein. Zufällig nur waren die beiden ersten Großinquisitoren Dominikaner, nämlich Thomas von Turrekremata oder Torquemada, Prior des Klosters vom heiligen Kreuz zu Segovia und Diego Deza, Bischof von St. Jean und später von Palenza. Der dritte Großinquisitor dagegen, der Cardinal

Ximenez, jener große Minister, war ein Franziskaner, und ein ganzes Jahrhundert nach ihm bekleidete nie wieder ein Dominikaner diesen Posten, sondern Jesuiten und Franziskaner. Dieses Gericht des Königs war das unbeschränkteste im ganzen Lande und sein Gerichtsverfahren war in demselben etwas Unerhörtes. Gegen die Strenge der bischöflichen Inquisitionen und die der Dominikaner konnte allenfalls der Fürst, oder der Bischof schützen, aber von diesem Gericht fand keine Appellation statt. An wen sollte sich der Beklagte auch wenden? An den König etwa? Dieser war ja selbst der oberste Inquisitor! War irgend ein Mensch, es konnte den besten Catholiken treffen, von einem neidischen oder rachsüchtigen Buben angeklagt, so wurde er ohne Weiteres eingezogen und verschwand auf ewig in den Kerkern der Inquisition, oder kam erst zum Vorschein, wenn er die „Grand jours" verherrlichen sollte. Die Zeugen wurden ihm nicht genannt, ja nicht einmal angezeigt, was er verbrochen; durch listige Kreuz- und Querfragen, durch höllische Gaukelspiele aller Art, wurden ihm Geständnisse von Verbrechen abgeängstigt, die er niemals begangen. Dann wurde sein Urtheil, gewöhnlich der Feuertod, gesprochen und er so lange im Kerker aufbewahrt, bis eine bedeutende Anzahl gleich Unglücklicher beisammen, und es der Mühe werth war, durch ihren qualvollen Tod ein heiliges Fest zu verherrlichen und die Augen der gut catholischen Christen zu ergötzen. Kam ein solcher Tag, welcher zu einem Auto da fé bestimmt war, so verkündete ihn das Läuten der Glocken und das geschäftige Treiben der Diener der Inquisition. Aus den Kerkern derselben wälzte sich ein langer Zug mit Chorgeplärr und fromm verdrehten Augen nach dem Orte, der zu dem gräßlichen Schauspiel bereitet war. Um diesen Platz herum reihten sich Sitze für das Volk; in den vordersten Reihen saß der König und der Hof, selbst die Damen desselben! An ihnen vorüber ging der Zug; ihn eröffnen Geist-

liche im kirchlichen Ornat; dann folgen die Verurtheilten, gekleidet in gelbe Gewänder, eine papierne Mütze auf dem Kopf, die mit Flammen und Teufeln bemalt war; abgewandt von ihnen trug man das Bild des Gekreuzigten, der, wäre er zu jener Zeit plötzlich erschienen, ebenso sicher als Ketzer verbrannt sein würde, wie man ihn heutzutage als Freidenker verketzern und als „unruhigen Kopf" unschädlich machen würde. Den unglücklichen Gefangenen folgte die übrige Geistlichkeit, die Obrigkeit und der Adel; den Zug beschlossen schwarz vermummte Tiger, die heiligen Väter, die das Urtheil gesprochen. Mit raffinirter Grausamkeit wurde dasselbe vollzogen; man band die Ketzer so an den Pfahl auf dem Scheiterhaufen, daß der Wind die Flamme und den Rauch von ihnen hinweg trieb, damit sie nicht zu frühzeitig erlöst, sondern von unten auf, langsam gebraten werden möchten. — Nirgends findet sich ein Beweis, daß Carl V. einem solchen Teufelsfeste beigewohnt habe; allein Philipp fand im Anschaun derselben den höchsten Genuß, wie schon früher erzählt worden ist. — Die Güter eines verbrannten Ketzers fielen gänzlich in die Kasse des Königs und erhielt weder der Bischof, noch die Gemeine irgend einen Antheil daran, wie es wohl früher gebräuchlich war. Selbst die catholischen Kinder des Verbrechers konnten ihren Vater nicht beerben, und sie und ihre Kinder durften weder Pächter, noch Kaufleute werden. Niemand war seines Bisitzthumes sicher, denn die gierige Hyäne, die Inquisition, wühlte selbst die Gräber auf; längst Verstorbene, die als gute Catholiken aus der Welt gegangen waren, wurden der Ketzerei angeklagt und verurtheilt; ihre Söhne oder Enkel verloren das sicher geglaubte Erbtheil, welches allein nur die Gier der Inquisition angelockt hatte. — Von allen diesen Gesetzen war den Spaniern das entsetzlichste, daß die Zeugen nicht genannt wurden, sondern daß diese unerkannt und verderblich, wie schleichendes Gift, im Kör-

per des Volkes lebten; man bot Carl V. 80000 Gulden, wenn er befehlen wollte, daß die Zeugen genannt würden; allein vergeblich, selbst sein Lehrer Adrian, der nachherige Papst, stimmte dagegen.

Die Thätigkeit dieser königlichen Teufelsküche — man kann diese Inquisition nicht schändend genug bezeichnen — war entsetzlich. Allein in dem Sprengel von Sevilla waren in 33 Jahren 1000 Menschen, — also jährlich etwa dreissig — verbrannt worden, und 6000 während 13 bis 14 Jahren in ganz Spanien, also jährlich etwa 4—500. Nicht zufrieden mit dieser Bluternte streckte die Inquisition ihren Arm über das Meer und errichtete sich hier einen Richterstuhl. Die armen Indianer wurden wie Lämmer zur Schlachtbank geführt, — Alles zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche. In Mexiko wurde 1574 ein Auto da fé gehalten, welches von des Morgens sechs, bis Abends fünf Uhr dauerte.

Es ist ebenso wunderbar, daß die Päpste endlich die Zustimmung zu diesem Gerichte geben, wie daß das Volk, die zu jener Zeit noch so freiheitliebenden Spanier, dasselbe ertragen konnte. Beide, Papst und Volk, haben sich dagegen gewehrt. Dem Papst konnte es nicht gleichgültig sein, daß ein geistliches Gericht existirte, bei welchem ein Laie den Vorsitz führte und welches selbst Bischöfe und Erzbischöfe zum Tode verurtheilen konnte, ohne daß der Papst sie, wenn er auch gewollt, hätte retten können. Die Päpste suchten lange Zeit hindurch die spanische Inquisition zu unterdrücken, indem sie ihr mancherlei Hindernisse in den Weg legten. Bald wollten sie die durch die Großinquisitoren ernannten Unterinquisitoren nicht bestätigen, bald wollten sie solche nur für bestimmte Orte gelten lassen, oder verlangten, daß dieselben nur gemeinschaftlich mit den Ordinarien jedes Ortes gegen Ketzer und Ungläubige verfahren sollten. Es dauerte lange, ehe der Papst einen Großinquisitor über

ganz Arragonien zugab; in einen für Arragonien und Castilien willigte Innocenz VIII. erst am 20. März 1491. Endlich hörten die Päpste auf, sich diesem Tribunal zu widersetzen, indem sie Gründe hatten, es mit Ferdinand und Isabelle nicht zu verderben, und besonders weil sie hofften, dieses strenge Gericht werde den Adel so erbittern, daß er sich mit offener Gewalt dagegen setzen und es unterdrücken werde.

Der Adel widersetzte sich auch anfangs auf das heftigste diesem Gericht, welches die Privilegien des Arragonesen ebensowohl verletzte, wie die des Castilianers, und wodurch dem Könige eine Gewalt eingeräumt wurde, die man nicht gesonnen war, ihm zuzugestehen. Gegen eine Inquisition hatte man gar nichts einzuwenden, nur wollte man keine königliche; auch wollte der Castilianer nicht unter einem Gerichte stehen, welches dieselbe Macht in Arragonien hatte; diese Neuerung war unerhört, denn bisher war die Regierung beider Königreiche gänzlich getrennt gewesen, es gab nicht einmal ein gemeinschaftliches Appellationsgericht. Die Arglist und die Ränke Ferdinands siegten aber trotz alles Widerstandes, und viele günstige Umstände kamen ihm hierbei zu Hülfe. Als das Volk vernahm, daß der König nur einen Pfaffenrock anziehe, um in dieser Maske nach ihrem Vermögen zu langen, was er als König nicht wagen durfte, widersetzte sich dasselbe offen der Einführung der Inquisitoren und beschloß, sie todt zu schlagen, und wirklich wurde auch einer derselben am Altar ermordet.

Sobald nun die Sache „Pöbelsache“ wurde, zog sich der Adel und die Geistlichkeit zurück und gab ihren Widerstand auf. Nun fanden beide es nicht unbillig, daß der König für die vielen Kosten, die ihm die Inquisition verursachte, sich aus den Gütern der Verurtheilten bezahlt machte, denn daß jemals ein Geistlicher oder Adliger vor dieses Tribunal gezogen werden könne, fiel ihnen nicht im Entferntesten ein. Ueberdies kannte

man auch die Verfassung dieses Instituts nicht so genau, indem der König absichtlich darüber Dunkel verbreitete und man dachte sich die Wirksamkeit desselben bei Weitem nicht so ausgedehnt. So waren Ferdinand und Isabelle schon auf dem besten Wege, ihren Plan gelingen zu sehn; nur allein die drei hohen Ritterorden von Castilien, von St. Jacob, Alcantara und Calatrava widersetzten sich, da die Inquisition ihre Vorrechte verletzte. Auch dieser Widerstand hörte auf, als es Isabellen endlich gelang, daß Großmeisterthum dieser drei Orden in ihrem Gemal, König Ferdinand, zu vereinigen und Peter Gonzales von Mendoza, der den Plan zur Inquisition entworfen hatte, auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo zu bringen. Nun war die Freiheit Spaniens verloren. Die Inquisition zog ihre unsichtbaren Netze über das ganze Land und ihre scharfen Krallen reichten bis in die entlegensten Winkel desselben. Ueberall hatte sie ihre Handlanger, sowohl unter den höchsten, wie unter den niedrigsten Ständen, und durch ihre sich immer mehr regelnde Organisation wuchs täglich ihre Macht. Niemand war mehr seines Lebens sicher; wer sich ruhig und arglos zu Bette gelegt, an dessen Thür pochte man vielleicht in der Nacht und verlangte Oeffnung im Namen der Inquisition. Schon bei dem entsetzlichen Namen starrte das Blut in den Adern und verzweifelnd gab der Unglückliche jeden Widerstand auf, verzweifelnd warf er einen scheidenden Blick auf Weib und Kinder, die in sprachloser Angst ihren Erhalter und Ernährer von schwarzen, düstern Gestalten hinweg an einen Ort schleppen sahen, der seine Opfer ebenso ungern wiedergab, wie das Grab. Niemand war sicher, als nur die Angehörigen der Inquisition und bald zählte sie Männer vom höchsten Adel zu ihren Familiaren, denn außerdem glaubten sich auch diese nicht sicher.

Unter Carl V. befestigte sich die Macht der Inquisition immer mehr und sie war es, welche dem Könige von Spanien

ein Ansehn und eine so unumschränkte Gewalt verschaffte, wie sie bisher in Europa unerhört war. Aber erst unter Philipp II. erhielt die Inquisition ihre Vollendung; unter seiner Regierung erlangte sie eine Macht, wie sie dieselbe bisher noch nicht gehabt hatte und die zuletzt anfing selbst dem Könige gefährlich zu werden. — Wie Mehlthau auf eine junge Pflanze, so wirkte die Inquisition auf das spanische Volk, welches zur Zeit ihrer Einrichtung anfing, sich zu erheben; ganz Spanien veränderte durch sie allmälig seinen Character; sonst ein bebautes, von fröhlichen Menschen bewohntes Land, schien es nach ihrer Einführung ein großer Kirchhof.

Außerhalb Spanien fand die Inquisition in Europa nirgends ein günstiges Feld; fast überall widersetzte man sich ihr und zwar mit glücklichem Erfolg. In Sicilien und Sardinien wurde sie freilich schon **1492** eingeführt; allein in Neapel wollte es durchaus nicht gelingen, selbst der Papst Paul III. widersetzte sich hier, so sehr er auch sonst ein Freund der Inquisition sein mochte. Als Carl V. **1546** nach langen und schlauen Vorbereitungen aufs Neue den Versuch machte, sie in Neapel einzuführen, brach eine große Empörung aus und alle Versuche mißlangen. Philipps Versuch in Mailand scheiterte ebenfalls, aber dafür feierte sein Götze in Peru und Mexiko desto glänzendere Siege; selbst auf der Flotte führte er die Inquisition ein, denn, sagten die Inquisitoren: dem die Erde gehorcht, dem sollte auch das Meer gehorsam sein. *) —

Dieses Gericht war es also, welches Philipp II. in den Niederlanden einführen wollte. Schon Carl V. hatte den Versuch gemacht, allein da er gute Gründe hatte, nicht seine ganze Gewalt zu gebrauchen, um die Inquisition einzuführen, so gab er sein Project auf. Inquisitoren gab es in den Niederlanden

*) v. Spittler sämmtl. Werke. Band IX.

und zwar päpstliche, aber ihre Macht war der der Bischöfe und Erzbischöfe untergeordnet; welches aber eigentlich ihre Geschäfte waren, darüber war man nie ganz einig. In dem Placate vom 19. April 1550 heißt es: „Wenn ein Ketzer freiwillig und noch zu rechter Zeit Reue bezeugt und sich bekehrt, soll er durch die Apostolischen Inquisitoren zur Buße, Abschwörung und Gnade wieder aufgenommen werden." Dies ist vielleicht die einzige Stelle, wo von diesen Abgeordneten des Papstes, gleichsam als Obersten des geistlichen Gerichtes, geredet wird, doch ob sie diese Stelle beständig, oder nur in dem Fall einnahmen, wenn ein Ketzer zu begnadigen war, ist die Frage. Ein Antwortschreiben der Herzogin-Statthalterin vom 14. September 1561 spricht sich hierüber deutlich aus und zeigt, welches eigentlich die Functionen des Inquisitors waren. Der Brief lautete: „Wir sind allerdings der Meinung, daß man immer geneigt sein soll, diese Leute zu begnadigen; doch wohl verstanden, daß sie vorher durch Widerruf und Abschwörung ihrer Irrthümer, in die Hände der Inquisitoren, mit der Kirche wieder ausgesöhnt werden müssen. Zu diesem Ende könnt ihr, wenn eure Commissare in ihren Verrichtungen weiter gehn, dem Inquisitor Nachricht davon geben, damit er bei der Hand sein möge, wenn man seiner bedarf." — Schon aus diesem Briefe, dem man noch viele Beweise hinzufügen könnte, geht hervor, daß es in den Niederlanden bisher keine eigentliche Inquisition gab und am allerwenigsten die spanische eingeführt war, wie sich Hopper vergebens die Mühe giebt zu beweisen.

Philipp II. kannte den Haß der Niederländer gegen die Inquisition und durfte daher nicht so ohne Umstände handeln, er mußte sie gleichsam in das Land hineinschmuggeln, unmerklich darin einzuführen suchen. Hierzu brauchte er alle mögliche Ränke, wobei ihn Granvella trefflich unterstützte; er gab zweideutige Antworten, heuchelte ganz andere Gesinnungen, als er

sie hatte, log offenbar, kurz, that Alles, um seinen Plan auszuführen. Der Baron von Montigni war 1563 nach Spanien geschickt worden; der König wußte ihn völlig sicher und glauben zu machen, daß er niemals daran gedacht habe, die spanische Inquisition einzuführen. Noch bei der Abschiedsaudienz wiederholte er ausdrücklich: „Saget ihnen noch, daß es mir nie in den Sinn gekommen wäre, die Inquisition in den Niederlanden einzuführen.“ — Als Montigni der Statthalterin im versammelten Staatsrathe Bericht über den Erfolg seiner Gesandtschaft abstattete und dabei seine Meinung in Bezug auf die Inquisition aussprach, lachte ihm der Prinz von Oranien gradezu ins Gesicht und machte ihm den harten Vorwurf, daß er sich von den Spaniern habe gewinnen lassen. Hierüber kam es zu heftigen Auftritten. Montigni blieb dem Prinzen nichts schuldig und sagte, daß er auf seiner Reise durch Frankreich erfahren, wie man ihn für das Haupt der Hugenotten halte. Hierüber gerieth der Prinz, gegen seine Gewohnheit, in Zorn, und es wäre zu Thätlichkeiten gekommen, wenn dies die Gegenwart der Statthalterin nicht verhindert hätte. Der Prinz hatte aber auch Ursache, zornig zu sein; er war den geheimen Schritten des Königs beständig gefolgt und wußte am besten, wie die Sachen standen; ihm lag viel daran, die Stimmung des Volkes und das Mißtrauen gegen die Regierung zu erhalten, da eine solche Aufregung für seine weitaussehenden, wohlüberlegten Pläne nöthig war, und nun griff eine ungeschickte Hand in seine feinen Gewebe! Montigni's Nachricht, daß der König gar nicht daran denke, die Inquisition einzuführen, verbreitete sich schnell unter dem Volke und versetzte es in eine ruhigere Stimmung, aus welcher es jedoch bald wieder herausgeschreckt werden sollte.

Fünftes Kapitel.

Religionsunruhen in Frankreich und in Savoyen. — Kirchenversammlung zu Trident. — Reformirte in den Niederlanden.

Der lange Aufenthalt der spanischen Truppen in den Niederlanden, die Einführung der neuen Bischöfe, der Haß gegen den Cardinal Granvella und die Furcht vor der Inquisition, welche Punkte wir alle näher besprochen haben, sind die Hauptursachen der Aufregung und Unzufriedenheit der Niederländer, und sie wirkten um so stärker, da sie nicht eine nach der andern, sondern gleichzeitig wirkten. Die von Philipp II. befohlene Annahme der Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung machte das Maas voll und gab die Veranlassung zu dem ersten entscheidenden Schritte, zum Anfange der großen niederländischen Revolution. Ehe wir nun den Faden der Erzählung wieder aufnehmen, müssen wir von dieser Kirchenversammlung und von den ihr vorhergehenden Begebenheiten reden, welche ihre nächste Veranlassung waren und dabei besonders auf die Ereignisse in Frankreich Rücksicht nehmen, indem diese auf die benachbarten Niederlande den bedeutendsten Einfluß ausübten.

Nach dem so unerwarteten Tode Königs Heinrich II. von Frankreich folgte ihm sein ältester Sohn Franz II., der ein

schwächlicher Knabe von funfzehn Jahren, aber schon als Kronprinz mit Maria Stuart, Königin von Schottland, vermält war. Für ihn regierten seine Mutter Katharine von Medicis, fluchwürdigen Angedenkens, und die Oheime der Königin, der Herzog Franz von Guise und sein Bruder, der Cardinal. Beide sind uns schon bekannt, wie auch das heimliche Bündniß, das der Letztere zu Cercamp mit dem Cardinal Granvella schloß, welches durch den Frieden zu Chateau en Cambresis befestigt und durch den Prinzen von Oranien entdeckt wurde. Diese Entdeckung verhinderte jedoch die Ausführung der Pläne nicht, welche man zur Unterdrückung der Protestanten in Frankreich und den spanischen Ländern gemacht hatte; die Guise zeigten sich als die erbittertsten Feinde und Verfolger der Anhänger der neuen Lehre. — Von jeher war es in Frankreich Gebrauch gewesen, daß die nächsten Verwandten eines unmündigen Königs, die Prinzen von Geblüt, die Regierung führten; diese, nämlich Anton von Bourbon, König von Navarra, und Ludwig, Prinz von Condé, verdroß es außerordentlich, alle Gewalt in den Händen von Leuten zu sehn, die zu derselben durchaus nicht berechtigt waren, und es war daher ganz natürlich, daß sie eine feindliche Stellung gegen die Guise einnahmen. Da sie sich ohne Anhang aber zu schwach fühlten, so mußten sie sich an den Connetable von Montmorency und an die Partei der Reformirten anschließen, deren vornehmste Personen der große Admiral von Coligni und sein Bruder, Franz von Andelot, Oberst des französischen Fußvolks, waren. Diese nahmen die Prinzen sehr bereitwillig auf, da so hohe Personen am besten geeignet schienen, ihre Partei gegen die Verfolgungen der Guise zu schützen.

Vor allen Dingen versuchte man die Königin Mutter für sich zu gewinnen; aber dies gelang nicht und man beschloß, sich durch einen Ueberfall der Guise zu bemächtigen. Die Ver-

schwörung war gut angelegt, allein sie mißlang und viele der Verschwornen wurden gefangen und hingerichtet (1560). So diente dieser mißlungene Anschlag nur dazu, die Macht der Guise zu erhöhen und wurde der Herzog Franz zum Reichsverweser ernannt. Dieser glaubte sich nicht eher in seiner Stellung sicher, als bis er sich der Bourbonischen Prinzen entledigt hätte. Er berief daher eine allgemeine Versammlung der Stände nach Orleans, wie es hieß, um auf friedlichem Wege die inneren Zwistigkeiten auszugleichen; seine eigentliche Absicht war es aber, sich hier der Prinzen zu bemächtigen. Dieselbe gelang, Condé und einige seiner vorzüglichsten Anhänger wurden gefangen genommen und ein außerordentliches Gericht verurtheilte sie zum Tode. Sie wären auch hingerichtet worden, wenn nicht, an einer Krankheit am Ohr, der schwächliche König Franz II. am 5. December 1560 gestorben wäre. Nun änderte sich die Lage der Dinge. Carl IX., ein zehnjähriger Knabe, Bruder des Königs Franz II., folgte diesem unter der Vormundschaft seiner Mutter. Diese war längst auf die Macht der Guise eifersüchtig und sah nur ein Mittel, dieselben zu schwächen, indem sie ihnen eine mächtige Partei entgegensetzte. Sie gab den Bourbonen nicht nur die Freiheit, sondern ernannte selbst den König von Navarra zum Generallieutenant des Königreichs.

Dieses Anschließen der Königin Mutter an die Partei der Protestanten mißfiel vielen eifrigen Catholiken, was der Herzog von Guise trefflich zu benutzen wußte; er näherte sich dem Connetable von Montmorency und es gelang ihm, mit diesem und dem Marschall von St. André ein Bündniß zu schließen, dessen Zweck es war, den Reformirten den Untergang zu bereiten. König Philipp II. hatte hier, wie überall, wo es die Ausrottung der Ketzer galt, seine Hände im Spiel und suchte die Bemühungen dieses Triumvirats nach allen Kräften zu befördern.

Der schwache König von Navarra, dem man vorspiegelte, daß er sein Königreich Navarra, oder dafür Sardinien, von Philipp erhalten und daß man beim Papst eine Scheidung von seiner reformirt gesinnten Gemalin und eine neue Heirath mit Maria Stuart bewirken werde, wenn er die Partei der Reformirten verließe, ließ sich wirklich bereden, dieser Verbindung beizutreten. Die Erbitterung zwischen der catholischen und reformirten Partei war sehr hoch gestiegen und sie wurde noch bedeutend durch das Religionsgespräch zu Poissy vermehrt, wo der Calvinist Theodor Beza seine Lehre gegen den Cardinal von Lothringen und eine Menge Bischöfe auf das Glänzendste vertheidigte. Die Catholiken dachten ernstlich daran, die Inquisition einzuführen und Feuer und Schwert gegen die Ketzer zu gebrauchen; aber die Königin Mutter fand es im Augenblick nicht für gut, ihre Meinung zu unterstützen; sie behielt sich die Unterdrückung und Ausrottung der Hugenotten*) für eine gelegenere Zeit vor und schloß sich jetzt enger als jemals an sie an, ja bewirkte sogar zu St. Germain (im Januar 1562) ein Edikt, welches die früheren Befehle zur Verfolgung der Reformirten aufhob und ihnen die Erlaubniß ertheilte, außerhalb der Städte ungestört ihren Gottesdienst zu halten.

Die Reformirten, welche in Frankreich bereits zu einer sehr bedeutenden Zahl angewachsen waren, zeigten sich mit dieser beschränkten Freiheit nicht sehr zufrieden; aber die Catholiken mißgönnten ihnen auch diese, und dadurch wurde die Spannung so erhöht, daß es nur einer Veranlassung zum Ausbruche des Bürgerkrieges bedurfte, und diese fand sich bald.

Am 1. März 1562 kam der Herzog von Guise mit einem zahlreichen Gefolge durch Vassy, wo sich, der königlichen Er-

*) Dieser Name soll aus dem Schweizer-Deutsch stammen und eine Verstümmelung von Eidgenossen sein.

laubniß gemäß, die Hugenotten in einer Scheune zum Gottesdienste versammelt hatten. Der Herzog ließ die ganze Gemeinde niederhauen und zog nach dieser blutigen That triumphirend in Paris ein, wo er frohlockend von dem Connetable, dem Marschall von St. André und dem Könige von Navarra empfangen wurde. Der Prinz von Condé mußte sich mit seinem Anhange nach Orleans zurückziehen; der Herzog von Guise bemächtigte sich der Königin Mutter und des jungen Königs Carl IX. und zog dadurch alle Gewalt an sich.

Der Prinz von Condé war jedoch nicht unthätig; er sammelte schnell ein Heer, welches hauptsächlich aus Reformirten bestand und durch einen zahlreichen Adel, Feinde des Herzogs von Guise, vermehrt wurde. Der Admiral von Coligny und Andelot, der Prinz von Portien und der Graf von Rochefocault befanden sich ebenfalls bei demselben. Der Connetable von Montmorency rückte dem Prinzen mit einem bei Weitem überlegenen Heere entgegen. Dieser schloß daher mit der Königin Elisabeth von England ein Bündniß, die ihm 6000 Mann schickte, wofür ihr die Städte Havre de Grace, Rouen und Dieppe überliefert wurden, und ließ 8000 Hessen aus Deutschland kommen, welche Wilhelm von Grumbach anführte. Der Herzog von Guise verstärkte sich ebenfalls durch deutsche Truppen und durch Spanier, welche ihm Philipp II. zuschickte.

Der Prinz von Condé nahm mehre Städte ein, die der Herzog von Guise wieder zu erobern suchte, und damit verging der Sommer. Bei der Belagerung von Rouen erhielt der König von Navarra einen Schuß in die Schulter, an welcher Wunde er bald darauf in Paris starb. Diese Stadt belagerte Condé vergeblich. Da es ihm an Gelde fehlte, so machte er eine Anleihe bei der Königin Elisabeth, welcher er die Stadt Hableneuff in der Normandie verpfändete. — Am Ende dieses Jahres, am 19ten December 1562, kam es bei Dreux in Isle

de France zu einer blutigen Schlacht, in welcher der Marschall von St. André umkam und sowohl der Connetable von Montmorency, als der Prinz von Condé gefangen wurden. Jetzt übernahm der Admiral von Coligny, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, den Oberbefehl des protestantischen Heeres, und da die Schlacht von Dreux eben nicht zum Vortheil desselben ausgefallen war, so hielt er es für gerathen, sich zurückzuziehn. Der Herzog von Guise rückte nun nach Orleans, um diesen Hauptwaffenplatz der Hugenotten zu erobern; allein eine meuchelmörderische Kugel machte seinen ehrgeizigen Plänen ein Ende; er wurde hier hinterrücks von Jean Poltrot de Mercy erschossen. Sein Tod mußte, wie natürlich, eine große Veränderung hervorbringen, und es kam im März 1563 ein Friede zu Stande, in welchem den Hugenotten durch das Edikt von Amboise eine erweiterte Religionsfreiheit gewährt wurde. —

Nicht allein in Frankreich, sondern überall machte die reformirte Lehre so große Fortschritte. In Deutschland bekannten sich viele Fürsten und ganze Länder zu derselben; England und Schottland hatten sich von der Oberhoheit des Papstes befreit und ihre Dogmen und ihren Gottesdienst gänzlich geändert; ja selbst nach Italien wußte diese Lehre Eingang zu gewinnen und sowohl in Neapel, wie in Savoyen, gab es eine große Menge Ketzer. Philipp ließ sie überall ohne Mitleid ermorden und selbst diejenigen, welche ihr armes Leben in den Schluchten und Wäldern der Gebirge zu retten suchten, wurden hier von seinen Menschenjägern wie wilde Thiere verfolgt und getödtet. Der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen konnte sich nicht entschließen, sein Land einer solchen Menge fleißiger Menschen zu berauben; er wollte die Reformirten lieber durch Unterricht und Belehrung zur catholischen Kirche zurückführen, als sie für ihre Irrthümer bestrafen. Er bat deshalb den Papst Pius IV., der Paul IV. gefolgt war, um die Erlaubniß, die vornehmsten

Geistlichen seines Landes zusammen rufen zu dürfen, um mit ihnen die für seinen Zweck geeignetsten Mittel zu berathschlagen. Zu gleicher Zeit erfuhr der Papst, daß man in Frankreich dieselbe Absicht habe. Pius IV. war weit entfernt, in solche Provinzialsynoden zu willigen, denn wurden dieselben allgemein, so konnten sie dem Ansehn des päpstlichen Stuhles leicht mehr schaden, als eine allgemeine Kirchenversammlung, da sie leichter zu bewerkstelligen waren und man auf den Gedanken kommen konnte, ihre Beschlüsse an die Stelle der Befehle des Papstes zu setzen. Dieser that also Alles Mögliche, Frankreich und den Herzog von Savoyen von der Ausführung dieses Vorhabens abzubringen, und gab dem Gesandten des Letzteren folgende Antwort: „Wenn die Ketzer das Bedürfniß des Unterrichtes fühlen, so werde ich Geistliche und einen Legaten schicken, um sie zu unterrichten und loszusprechen. Aber euer Herr wird bald sehn, daß sie alle Lehren, die man ihnen geben wird, von sich weisen und seine gemäßigte Handlungsweise nur der Unmöglichkeit, sie mit Gewalt zu zwingen, zuschreiben werden. Die Sanftmuth, die er als Heilmittel so großer Uebel anwenden will, hat nie etwas Gutes bewirkt, und er wird aus Erfahrung lernen, daß, je strenger man die Ketzer behandelt, je eher die Ketzerei unterdrückt wird. Wenn er nach meiner Ansicht handeln will, so werde ich ihm alle mögliche Hülfe gewähren, sie zu befolgen."

Der Herzog war ein treuer Anhänger der catholischen Kirche und stand außerdem auch mit Philipp in zu freundschaftlichen Verhältnissen, als daß er nicht leicht von seinem Vorsatze abzubringen gewesen wäre. Er befolgte den Willen des Papstes und gebrauchte die strengsten Mittel gegen die Protestanten, was aber für ihn durchaus keinen guten Erfolg hatte, denn diese vertheidigten sich muthig in den Gebirgen, siegten über seine Truppen in vielen kleinen Gefechten und schlugen ihn endlich

in einer ordentlichen Schlacht, in welcher er 7000 Leute verlor und durch welche er genöthigt wurde, den Protestanten freie Ausübung ihrer Religion zu bewilligen.

Das Verlangen nach einer Provincialsynode wurde demnach in Frankreich und Savoyen immer dringender, alle Fürsten bestürmten den Papst, eine allgemeine Kirchenversammlung auszuschreiben, und er ward dadurch endlich so in die Enge getrieben, daß er nachgeben mußte. Er that es mit großer Herzensangst und großem Widerstreben und nachdem er alle möglichen Vorsichtsmaasregeln genommen hatte, um zu verhindern, daß diese Synode seinem päpstlichen Ansehn schaden könne. Endlich am 29. December 1560 wurde die Zusammenberufungs-Bulle publicirt und das Osterfest zur Eröffnung der Synode bestimmt, welche zu Trient abgehalten werden sollte. Päpstliche Nuntien gingen an alle christliche Höfe, um es ihnen anzuzeigen.

Vorher beschäftigte eine sehr wichtige Frage den Papst und die Cardinäle, ob nämlich das zu haltende Concil als ein neues, oder als eine Fortsetzung des unter Paul III. 1536 zu Mantua, 1537 zu Vicenza und 1542 zu Trident begonnenen, aber durch die Kriegsbegebenheiten gestörten, zu betrachten sei? — Wurde die Kirchenversammlung nur als eine Fortsetzung betrachtet, so erhielten alle früher auf derselben gefaßten Beschlüsse Gesetzeskraft und wurden durch das Concil, welches man im Begriff war zusammen zu rufen, sanctionirt; geschah dies aber, so war vorauszusehn, daß die Protestanten ihre Abgeordneten nicht schicken würden, denn das Concil hatte ihre Lehren bereits verdammt und von der auf's Neue zusammenberufenen Kirchenversammlung war für sie kein Heil zu hoffen. Der Kaiser, Katharina von Medicis und die französischen Minister wünschten die Reformirten nicht zu erzürnen und ein neues Concil; Philipp II. dagegen war durchaus nicht dieser Ansicht; es war

ihm gar nicht darum zu thun, die Reformirten zur catholischen Kirche zurückzuführen, sondern einzig und allein den Uebertritt der Catholiken zur neuen Lehre zu verhindern; die Ketzer hoffte er schon vermittelst der Inquisition und seiner andern Hausmittel allmälig in seinen Staaten zu vertilgen. Wurde ein neues Concil berufen, so hieß das gewissermaßen, die Beschlüsse des letzten verwerfen und den Protestanten Hoffnung geben; er verwandte sich also lebhaft dafür, daß die Kirchenversammlung nur als eine Fortsetzung betrachtet werde. Dieser Meinung war auch der Papst; allein er wagte es nicht, dem deutschen Kaiser und der französischen Regierung so grade entgegen zu sein. Ein Italiener ist aber selten um einen Ausweg verlegen, und diesen fand auch hier der Papst. Die Zusammenberufungs-Bulle wurde in so zweideutigen Ausdrücken abgefaßt, daß sie ebenso gut eine fortgesetzte, wie eine neue Kirchenversammlung ankündigte. Waren die Parteien hiermit auch nicht ganz zufrieden, so waren sie es doch mehr, als wenn die Bulle die eigentliche Meinung des Papstes bestimmt ausgesprochen hätte. Alle catholische Fürsten ertheilten demnach Befehl, daß die Geistlichen ihrer Länder zu Ostern 1561 zu Trient erscheinen sollten. In der Bulle waren die Protestanten nicht berufen worden; aber die päpstlichen Nuntien Commendore und Martinengo wurden beauftragt, sie einzuladen, ihre Abgesandten zur Kirchenversammlung zu schicken. —

Die protestantischen, deutschen Fürsten waren zu Naumburg in Sachsen versammelt. Hierher schickte der Kaiser drei Gesandte, um die Bemühungen der Nuntien zu unterstützen. Die Fürsten antworteten diesen Abgesandten, daß sie dem Kaiser sehr für den Antheil dankten, den er an ihren Angelegenheiten zu nehmen schiene und daß sie eine Kirchenversammlung sehr wünschen würden, wenn von derselben zu hoffen wäre, daß sie die Spaltungen der Kirche wieder ausgliche; allein dies könnte

man von der Versammlung, zu welcher sie eingeladen wären, durchaus nicht erwarten, da dieselbe durch einen Papst berufen sei, dessen Autorität sie nicht anerkennen und aus dessen Zusammenberufungs=Bulle sie leicht sehen könnten, daß nur Diejenigen einen Einfluß auf dem Concil haben würden, die dem römischen Hofe unbedingt unterworfen wären. — Die päpstlichen Nuntien wurden zwar vorgelassen und ihnen die Briefe des Papstes abgenommen, der jedem einzelnen Fürsten geschrieben hatte; allein am andern Tage wurden ihnen diese Briefe uneröffnet mit der Erklärung zurückgegeben: „Daß sie, die protestantischen Fürsten nämlich, dem Bischof von Rom außerhalb seines Sprengels keine Macht zugestehen könnten und sich nicht verbunden hielten, ihm ihre Meinung in Bezug auf die Kirchenversammlung mitzutheilen, da sie sich bereits darüber gegen den Kaiser ausgesprochen hätten."

Von Deutschland wollten die Nuntien nach Dänemark und England gehen; allein sie erhielten schon unterwegs von dem Könige Friedrich von Dänemark und von der Königin Elisabeth die Weisung, daß sie sich nicht vergeblich bemühen und ihre Länder mit ihrem Besuch verschonen möchten, da sie entschlossen wären, von der Kirchenversammlung keine Notiz zu nehmen.

Das Mißtrauen und die geringen Erwartungen der Protestanten von dem Concil wurden vollständig gerechtfertigt; ja kein Einziger, selbst der catholischen Fürsten, war damit zufrieden. Ehe noch alle berufene Mitglieder des Concils versammelt waren, wurde schon eine Sitzung gehalten und ein Dekret erlassen, welches die Kirchenversammlung fast vollständig dem Papste unterwarf; es wurde in demselben nämlich festgesetzt, daß nur die Legaten desselben das Recht haben sollten, die auf dem Concil in Berathung zu ziehenden Fragen vorzulegen. Dadurch wurde allen Vorschlägen vorgebeugt, die dazu dienen konnten, die zahlreichen Mißbräuche in der päpstlichen Ver=

waltung aufzuheben. Dieses Dekret erregte allgemeine Unzufriedenheit, und alle Fürsten, selbst Philipp II., waren bemüht, es rückgängig zu machen; allein je eifriger man dies betrieb, desto mißtrauischer wurde der Papst und desto mehr wurde er in dem Glauben bestärkt, daß es auf eine Verminderung seines Ansehns abgesehen sei, und gab daher seinen Legaten den strengsten Befehl, diesen errungenen, wichtigen Vortheil um keinen Preis fahren zu lassen.

Die große Menge der italiänischen Bischöfe, die unmittelbarer vom Papst abhingen und deshalb auch mehr Ursache hatten, um seine Gnade zu werben, sicherten demselben die Stimmenmehrheit auf dem Concil; die Legaten empfingen Instructionen über Instructionen; Gesandte waren fortwährend unterwegs;*) Diesen wurde geschmeichelt, Jenen gedroht; Geld wurde mit vollen Händen ausgestreut, kurz, es wurde vom Papste kein Mittel verabsäumt, das Concilium für sich zu gewinnen, und seine Absicht gelang ihm so gut, daß kein Vorschlag aufkommen konnte, der seine Autorität hätte gefährden können. Allgemein beklagte man sich über dieses Betragen des Papstes und über die Herrschaft, welche derselbe durch seine Ränke über die Kirchenversammlung ausübte; allein dieser gab auf alle Klagen die Antwort, daß dieselbe ja vollkommen frei sei, und schien sehr gekränkt darüber, daß man gegen ihn den Verdacht hegen könne, als beschränkte er ihre freie Thätigkeit; dabei äußerte er, daß die Ursache der Unzufriedenheit der Fürsten mit dem Concil wohl nur die sei, daß sie demselben nicht, wie sie gehofft, Gesetze vorschreiben könnten.

Endlich wurde Pius der vielen Cabalen und auch der Geldopfer müde, die er während dieser Versammlung beständig

---

*) Lansac, der französische Gesandte, sagte: „Der römische Hof schickt dem Concil den heiligen Geist im Felleisen des Courriers."

bringen mußte; so war er gezwungen, mehre der italiänischen Bischöfe, die er so nöthig auf dem Concilium brauchte, gänzlich zu unterhalten, da sie zu arm waren, um es selbst zu thun. Er gab daher seinen Legaten den Befehl, die Kirchenversammlung so bald wie möglich aufzuheben. Der Cardinal von Lothringen, der bei derselben, besonders zuletzt, eine sehr wichtige Rolle spielte, wünschte das Concil ebenfalls baldigst beendigt zu sehn, da er mit den gefaßten Beschlüssen vollkommen zufrieden war und fürchtete, daß bei einer längern Dauer dieselben vielleicht noch angefochten werden könnten; er half also das Ende beschleunigen. Dieses wurde auch wirklich auf eine sehr eilfertige Weise herbeigeführt, und der Cardinal stimmte selbst, wie es am Schlusse der Concilien Gebrauch war, zuerst aus vollem Herzen das Danklied an. (Ende 1563.) Die Fürsten widersetzten sich der Beendigung der Kirchenversammlung eben nicht sehr, da sie einsahen, daß ihre Bemühungen, die Macht des Papstes zu beschränken, vergeblich waren und die längere Dauer derselben nur dazu dienen würde, diese immer mehr zu befestigen. Hiervon gaben ihnen die Resultate der letzten Sitzung den auffallendsten Beweis, indem in derselben zwei Dekrete einstimmig durchgingen, deren Inhalt noch in keiner vorhergehenden in Anregung gebracht worden war und welche deutlich zeigten, wie gefällig das Concil gegen den Papst gesinnt war. Das erste dieser Dekrete setzte fest, daß alle Beschlüsse von dem Papst bestätigt werden müßten, und im zweiten erklärte man, daß keiner der Ausdrücke, die in denselben vorkämen, zum Nachtheil des päpstlichen Ansehens ausgelegt werden sollte.

Die Freude des Papstes, dieses gefürchtete Concil auf eine für ihn so glänzende Weise beendigt zu sehn, war außerordentlich; sie äußerte sich auf geistliche und weltliche Weise, durch pomphafte Dankgebete und üppige Feste und durch das Versprechen, nicht nur alle Beschlüsse der Kirchenversammlung zu

genehmigen, sondern auch andre Reformen vorzunehmen. Mit seinem ersteren Versprechen war es ihm vollkommen Ernst, denn bestätigte er die Beschlüsse des Concils nicht, so sprach er dadurch demselben das Urtheil und erklärte es gleichsam für ungenügend, wodurch er den Franzosen und den andern unzufriedenen Fürsten Grund gegeben hätte, Nationalsynoden zu verlangen, die er sorgfältig zu vermeiden wünschte. Ueberdies lag es in seiner Macht, die Ausführung der Beschlüsse nach Gefallen zu beschränken, und er that dies durch die Bestätigungs-Bulle, in welcher jede Auslegung und Erklärung der Dekrete des Concils so wohl Geistlichen als Laien auf das Strengste untersagt war. Wer irgend etwas nicht verstehe, der solle sich bei Sr. Heiligkeit die Erklärung erbitten.

Diese Bulle war allein an die Catholiken gerichtet, denn der Papst hatte gute Gründe zu glauben, daß die Reformirten der Bestätigungs-Bulle ebenso wenig Ehrfurcht beweisen würden, wie der Zusammenberufungs-Bulle. — Durch dieses Concilium war die Kluft zwischen Protestanten und Catholiken unausfüllbar geworden. Es konnte nichts abgeschmackter und weniger zeitgemäß sein, als die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung. All der Unsinn, welcher sich allmälig in die Lehre der catholischen Kirche eingeschlichen hatte, alle Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien, welche die Päpste hervorgesucht hatten, um ihre angemaßten Rechte zu unterstützen, wurden in ihnen definirt und zu Grundsätzen der christlichen Lehre erhoben; die lächerlichsten und abgeschmacktesten Ceremonien, welche in den Jahrhunderten der gräßlichsten Dummheit und des einfältigsten Aberglaubens entstanden waren, wurden hier als wesentliche Bestandtheile des catholischen Gottesdienstes bezeichnet und über Jeden der Bannfluch ausgesprochen, der sich unterstände, anderer Meinung zu sein. Die Lehre der Protestanten wurde in allen ihren Stücken verdammt und so ein jeder Weg zur

Aussöhnung und Wiedervereinigung derselben mit der catholischen Kirche abgeschnitten.

Der Papst kümmerte sich wenig, ob er die Zufriedenheit der Ketzer erlangt hatte oder nicht, gegen diese konnte, nach seiner Meinung, nur Gewalt zweckmäßig angewendet werden; wichtiger war ihm die Unzufriedenheit der französischen Regierung, welche so weit ging, daß sie nach reiflicher Ueberlegung beschloß, die Dekrete der Kirchenversammlung gar nicht bekannt zu machen, indem sie durch Annahme derselben die Hugenotten zu sehr aufzubringen befürchtete. Der Papst war sehr in Sorgen, daß das Beispiel eines so mächtigen Staates von übeln Folgen sein werde, allein er erfuhr zu seiner Beruhigung bald, daß die meisten catholischen deutschen Fürsten, die Republik Venedig und mehre italiänische Staaten die Beschlüsse hatten bekannt machen lassen. Philipp II. nahm dieselben ebenfalls an, obgleich er mit dem ganzen Hergang der Kirchenversammlung und ihren Beschlüssen nicht sehr zufrieden war, auch außerdem einen Grund hatte, gegen den Papst aufgebracht zu sein, der seinen Stolz auf eine sehr empfindliche Weise verletzt hatte. Es erhob sich nämlich auf dem Concil ein Rangstreit zwischen dem spanischen und dem französischen Gesandten. Der Papst entschied, daß die Krone von Frankreich vor der Krone von Spanien den Vortritt habe; der spanische Gesandte, Graf von Luna, unterwarf sich diesem Ausspruch nicht, sondern nahm einen besondern Sitz ein, um sich nichts zu vergeben. Der Papst entschuldigte sich bei König Philipp damit, daß er in diesem Falle Frankreich habe nachgeben müssen, indem er befürchtet hätte, wenn er sich den Wünschen des jungen Königs widersetzte, daß Frankreich jede Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle zerreissen und sich einem von der Krone ernannten Patriarchen in geistlichen Dingen unterordnen würde. König Philipp nahm diese Entschuldigungen an und beeilte sich, die Beschlüsse der Kirchen-

versammlung in allen seinen Staaten, selbst in beiden Indien bekannt machen und ihre Einführung befehlen zu lassen; er war der erste Fürst, der dies that, und schreibt man die ungewöhnliche Eile, mit der er hierbei zu Werke ging, einzig dem Wunsche zu, sich dem Papst gefällig zu beweisen, um von ihm, in Bezug auf den Rangstreit zwischen Spanien und Frankreich, eine günstige Entscheidung zu erhalten. Er erreichte jetzt sehr leicht seinen Zweck und sandte nun wieder Gesandte nach Rom, die von dort abgereist waren, sobald der Papst den Rangstreit zu Gunsten Frankreichs entschieden hatte. Uebrigens würde sich der König trotzdem schwerlich so willfährig gezeigt haben, hätte er die Beschlüsse nicht wirklich für geeignet gehalten, den Fortschritten der Ketzerei Einhalt zu thun.

Diese nahm in den Niederlanden außerordentlich überhand *) und die strengsten Mandate fruchteten nichts mehr; wollte man die Ketzerei unterdrücken, mußte man alle Ketzer tödten, und dies schien man wirklich zu beabsichtigen, nur war wegen der ungeheuren Anzahl die Ausführung unmöglich. Die Nachbarschaft von Frankreich trug viel dazu bei, diese Zahl zu vermehren; an den Grenzen schwärmten große Haufen von Protestanten, untermischt mit liederlichem Gesindel aller Art umher, die stets bereit waren, jede Gelegenheit zu Unordnungen und Gewaltthätigkeiten zu benutzen. Zu Dornik (Tournai) und Valenciennes hielten die Reformirten in der Nacht Rathsversammlungen und sangen hier ihre Psalmen; bei einer solchen Versammlung zählte man nicht weniger als 5000 Menschen. Ihre große Anzahl gab den Reformirten Muth, sich der Ausführung der strengen Mandate zu widersetzen; die Obrigkeit

*) Näheres über den Beginn und die Fortschritte der Reformation in den Niederlanden findet sich in meinem „Kurzen Abriß der Gesch. d. Niederl. u. s. w. Kap. XVII.

wurde mit Steinen empfangen, wenn sie einen Ketzer verhaften wollte, und in Valenciennes entriß das Volk der Justiz zwei reformirte Prediger, welche zum Tode geführt werden sollten. Dieser Vorfall kostete vielen Personen das Leben.

Unterdessen ermahnte König Philipp zu immer größerer Strenge und Ende **1561** schrieb er der Oberstatthalterin einen Brief, in welchem er sie auf mehre verdächtige Personen aufmerksam machte. Der Inhalt dieses Briefes betrübte Viglius so sehr, daß er seine Stelle niederzulegen beschloß; allein er wurde von diesem Vorsatz durch Versprechungen und Geschenke, die ihm der König machte, abgebracht.

Bei den Religionskriegen in Frankreich hatte auch das Fürstenthum Oranien viel zu leiden gehabt. Hier hatte die stärkere, hugenottische Partei die Waffen ergriffen, wurde aber von Fabricius Serbellon überfallen und Oranien mit Mord und Brand erfüllt. Als nach dem Tode des Herzogs von Guise der Religionsfriede in Frankreich geschlossen und den Hugenotten freie Ausübung ihres Gottesdienstes bewilligt wurde, that der Prinz von Oranien in seinem Fürstenthum dasselbe, sowohl für Catholiken wie Protestanten. Grotius behauptet zwar, die Religion sei in demselben niemals geändert worden; allein dies ist ungegründet. In seinem Schreiben, welches der Prinz nach der Abreise Granvella's dem Könige schickte, bittet er zwar denselben, sich für ihn durch seinen Gesandten am französischen Hofe zu verwenden, damit ihm sein Fürstenthum erhalten würde, „welches unter den jetzigen Umständen verloren gehen könnte, weil er in demselben die alte catholische Religion zu erhalten gesucht habe;" allein, was der Prinz von Oranien dem Könige zu schreiben für gut fand, war wohl selten die reine Wahrheit; wenigstens hier war sie es gewiß nicht. Philipp versprach, den Wunsch des Prinzen zu erfüllen, und dieser wird demnach wohl den Zweck erreicht haben, den er mit jenem Briefe beabsichtigte.

Sechstes Kapitel.

Zustand der Regierung nach Granvella's Abreise. — Egmonts Gesandtschaft nach Spanien. — Geschärftere Religionsedikte. — Einführung der Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung. — Allgemeine Aufregung in den Niederlanden.

(1564) Granvella's Feinde jubelten „wie Schulknaben, die ihren strengen Lehrer los geworden sind,"*) selbst die Regentin zeigte offen ihre Freude darüber, eines lästigen Vormundes entledigt zu sein. Auf ihr Ersuchen nahmen der Prinz von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorn ihre Stelle im Staatsrath wieder ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß Granvella nicht, wie das Gerücht ging, nach drei Monaten wieder zurückkehre. Sie schrieben darauf an den König, zeigten ihm ihren Wiedereintritt in den Staatsrath an und versicherten ihn ihrer Treue und Ergebenheit. Oranien schrieb noch einen besondern Brief, in welchem er den König bat, Denjenigen keinen Glauben zu schenken, welche ihn bei Sr. Majestät zu verdächtigen und allen seinen Handlungen böse Motive unterzuschieben bemüht wären. Philipp antwortete hierauf, daß er

---

*) Viglius.

nichts Nachtheiliges von ihm gehört habe und daß er ihn für einen treuen Diener halte.

Nachdem nun also der Prinz und die beiden Grafen wieder Theil an den Staatsgeschäften nahmen, waren sie so fleißig und so eifrig, daß sie oft ganze Tage im Palaste der Statthalterin zubrachten und mit ihr berathschlagten und arbeiteten. Anfangs waren sie im besten Vernehmen mit dem geheimen und dem Finanzrathe, obgleich es ihnen nicht gelingen wollte, den Freiherrn von Barlaimont zu überreden, mit ihnen gegen die Inquisition zu stimmen. Mit den Abgeordneten der Stände und Städte standen sie im freundschaftlichsten Verhältniß; so wohl der Prinz als Graf Egmont luden sie häufig zur Tafel und zeigten sich durch Beförderung ihrer Angelegenheiten bei Hofe außerordentlich gefällig gegen sie. Dadurch erwarben sie sich sehr viele Freunde unter dem Adel, was die Cardinalisten mit großem Mißvergnügen bemerkten und den Prinzen und den Grafen Egmont deshalb späterhin beschuldigten, daß sie sich nur einen Anhang hätten machen wollen, um ihren hochverrätherischen Plan auszuführen, dem Könige die Niederlande zu entreissen und unter sich zu theilen. Schwerlich hegten sie jedoch damals so hochfliegende Pläne; Egmont dachte wenigstens sicher nicht daran; er und der Prinz begnügten sich zunächst damit, danach zu streben, daß die Schärfe der Religionsedikte gemildert würde und Jedermann wenigstens Religionsfreiheit in seinem Hause erhielte. Zur Erreichung dieses Zweckes bedurften sie aber der Hülfe des geheimen Rathes, weil dieser die königlichen Verordnungen zu vollstrecken, und der des Finanzrathes, weil dieser die Verwaltung der königlichen Gelder hatte. So viel Mühe sie sich jedoch gaben, es wollte ihnen nicht gelingen, diese beiden Rathsversammlungen auf ihre Seite zu bringen und man mußte einen andern zum Ziele führenden Weg einzuschlagen versuchen. Auf den Rath des Grafen Ludwig von

Nassau, eines Bruders des Prinzen, wollte man Franziskus Balduinus und Georgius Cassander, zwei in Religionssachen sehr gemäßigte Männer, in den geheimen Rath bringen, aber es mißlang ebenfalls. Trotzdem nahm das Ansehn des Staatsrathes immer zu und die Statthalterin, welche ganz und gar durch die oranische Faction beherrscht wurde, litt es, daß Sachen, die vor den geheimen oder den Finanzrath gehörten, im Staatsrath abgemacht wurden. Ja bald kam es so weit, daß die Bittschriften und Gesuche gar nicht mehr an die Oberstatthalterin gingen; wer bei Hofe etwas erlangen wollte, konnte dies nur durch die besonderen Statthalter, die Mitglieder des Staatsrathes und oft durch die Diener derselben. Die Cardinalisten sanken so sehr herab und verloren so sehr an Ansehn, daß die Oberstatthalterin es nicht mehr wagte, wie früher mit Viglius und Barlaimont besonders zu berathschlagen. Allmälig dehnte sich die Macht des Staatsrathes auch auf die gemeinen Sachen aus und äußerte hier bald ihren Einfluß. Die strenge Verfolgung der Ketzer hörte auf und an vielen Orten weigerten sich die Obrigkeiten, den geistlichen Richtern Beistand zu leisten. Im April **1564** machte man in Holland große Schwierigkeiten, eine scharfe Verordnung bekannt zu machen, nach welcher alle Diejenigen hart bestraft werden sollten, welche seit einem Monat die Kirche nicht besucht hatten. Die Stände widersetzten sich der Wegführung zweier gefangenen Ketzer aus dem Lande, und in Brügge ließ der Magistrat sogar einige seiner eigenen Diener bei Wasser und Brot einstecken, weil diese sich einiger Ketzer bemächtigen wollten. In Antwerpen versuchte man einen ehemaligen Carmeliter-Mönch, Christoffel Fabricius, der zum Tode verurtheilt war, den Händen der Justiz zu entreissen. Der Henker wurde mit Steinwürfen verjagt; jedoch gelang es nicht, den Gefangenen zu befreien, der in der Eile geschlachtet wurde, da es an Zeit fehlte, ihn ordentlich hinzurichten. Bald darauf

fand man am Markt eine mit Blut geschriebene Schrift angeschlagen, in welcher es hieß, daß sich eine Anzahl Personen verbunden habe, diesen unschuldig Gemordeten zu rächen. Späterhin setzte sich die Obrigkeit solchen öffentlichen Insulten nicht mehr aus, sondern ließ die Ketzer mit zwischen den Knieen festgebundenem Kopfe in einer Wasserbütte im Gefängniß ersäufen.*) Doch ging auch dies nicht ohne Gefahr ab, denn das Volk umlagerte die Gefängnisse Tag und Nacht und war unablässig bemüht, den Gefangenen Mittel zur Flucht zu liefern. Viele von ihnen brachen aus ihren Gefängnissen aus, trotzdem, daß die Mauern fünf Fuß und mehr dick waren. An den meisten Orten ließen selbst die Inquisitoren in ihrer Strenge nach.

So viel Freude auch dieser Wechsel dem Volke machte, so unzufrieden war es mit der nachlässigen Verwaltung der Gerechtigkeit in bürgerlichen Sachen. Der Prinz von Oranien und seine Anhänger schoben alle Schuld auf den geheimen Rath; allein dieser gab die Beschuldigung zurück und sagte, der Fehler läge am Staatsrath und am Adel, der sich nur diesem unterwerfen wolle und deshalb sich weigere, den Urtheilen der niederen Gerichte Folge zu leisten. Ebenso große Unzufriedenheit erregte es, daß Einige, die bei dem Prinzen gut angeschrieben waren, die Stellen, welche der Staatsrath zu vergeben hatte, fast verkauften und, wenn es ihnen Vortheil brachte, die Erlaubniß ertheilten, Leihhäuser und Lotto's anzulegen. Ja für Geld waren von ihnen sogar Begnadigungen für Verbrecher zu erhalten, welche der geheime Rath verdammt hatte, indem sie schon Mittel zu finden wußten, die Begnadigungsbriefe auszufertigen, wenn auch, wie es häufig geschah, der Siegelbe-

---

*) Diese Art die Ketzer hinzurichten, war eine Erfindung des Königs.

wahrer Viglius sich weigerte, sein Siegel unter dieselben zu setzen. Der Staatssekretair der Herzogin, Armenteros, von dem schon früher die Rede war, soll auf diese Weise viel Geld zusammengescharrt haben. In Holland klagte man besonders darüber, daß für Geld alle Stellen feil wären und daß selbst Ausländer dieselben erhielten; auch suchte man hier die Verpachtung der Leihhäuser von Seiten des Hofes zu hintertreiben.

Dem Prinzen konnte dieses Mißverhältniß ganz gewiß nicht unbekannt bleiben und zu jeder andern Zeit würde er dem Dinge schnell ein Ende zu machen gewußt haben; aber aller Wahrscheinlichkeit nach lag es jetzt in seinem Plan, diese Unordnungen zu befördern, um dadurch die Nothwendigkeit, den Staatsrath zu vermehren, worauf er hinarbeitete, fühlbarer zu machen. Unterdessen fuhren sowohl er, als Graf Egmont fort, die Abgeordneten der Städte und Stände zur Tafel zu laden und bei solchen Gelegenheiten mancherlei Angelegenheiten des Staates zu besprechen. Die Religionssachen mußten vor allen Dingen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und es wurden Vorschläge gemacht, wie man den unnützen und grausamen Verfolgungen Einhalt thun könne. Zugleich nahm man hier auch Rücksprache mit den Gliedern des geheimen und des Finanzrathes. Man sprach hier aus: „daß die Zahl der Ketzer in den Niederlanden zu groß wäre, als daß man sie mit Feuer und Schwert ausrotten könnte, und daß man den Fortschritten der Ketzerei nur durch Sittenbesserung der Geistlichen und durch eine gesunde, vernünftige Lehre Einhalt thun könne." Allmälig ging man in diesen Auseinandersetzungen immer weiter und kam zu Resultaten, die immer weniger den Ansichten der Cardinalisten und des Königes conform waren. Man machte die Bemerkung, „daß diese Sittenbesserung und selbst eine vernünftige Lehre jetzt wohl nicht mehr geeignet wären, der Ketzerei Einhalt zu thun und daß dies nur durch eine Milderung, oder

gänzliche Aufhebung der strengen Strafbefehle geschehen könne, da man von denselben bis jetzt noch nicht den geringsten Nutzen gespürt habe.“ Endlich kam man in diesen Versammlungen gar zu dem Schlusse, „daß kein anderes Mittel übrig bliebe, als einem Jeden in seinem Hause freie Ausübung seiner Religion und überall die Austheilung des heiligen Abendmals in beiden Gestalten zu gestatten.“ In Bezug auf die Regierung sah man es ein, „daß die Justiz und die Finanzen nicht so verwaltet würden, wie es in der Ordnung, und daß diesem nur dadurch abzuhelfen sei, daß man den Staatsrath durch zehn oder zwölf allgemein beliebte und angesehene Personen vermehre und daß dieser Rath zugleich die Oberaufsicht über alle andern Rathsversammlungen ohne Unterschied haben müsse.“ — Der Oberstatthalterin redete man dieses so oft vor, daß sie endlich selbst davon überzeugt wurde und der Meinung des Prinzen und seiner Anhänger beitrat, die es an den feinsten Schmeicheleien und Artigkeiten gegen sie nicht fehlen ließen und sie so bei ihrer schwächsten Seite angriffen. Unter Granvella hatte sie wenig zu thun; sie wußte selten, wie es mit der Regierung stand, denn der Cardinal besorgte alle Geschäfte und betrachtete die Oberstatthalterin nur wie eine Puppe, die der König hierher gesetzt habe, um das Volk zu amüsiren; jetzt öffnete ihr der Prinz die Augen über den Zustand des Landes und unterrichtete sie von allen Angelegenheiten desselben vollkommen, so daß sie gestand, in diesen wenigen Monaten mehr Einsicht in die Regierungsgeschäfte bekommen zu haben, als während der langen Zeit, in welcher Granvella am Ruder war. Sie gefiel sich in dieser Thätigkeit sehr wohl; dieses „Regieren“ hatte für sie den Reiz der Neuheit und da ihr, wenn auch übrigens sonst durchaus nicht gering zu schätzender, Verstand die verwickelten Verhältnisse nicht klar zu übersehn vermochte, so folgte sie ganz der Leitung Oraniens, der sie vollkommen beherrschte. Er hatte ihr die Lage der Nie-

derlande so verzweifelt geschildert, wobei er durchaus nicht von der Wahrheit abzuweichen brauchte, und sie so dringend zur Abhülfe und Hinwegräumung der verderblichen Ursachen aufgefordert, daß sie ernstlich diesen Gegenstand in Erwägung zog. So sehr auch diese Vorstellungen die Herzogin beunruhigten, so hielt die oranische Partei dieselben doch allein noch nicht für hinreichend, sie zu einem entscheidenden Schritte zu bewegen. Sie wurde demnach von allen Seiten mit Bittschriften und Beschwerden bestürmet, in welchen der Zustand der Justiz mit den schwärzesten Farben geschildert und überhaupt die ganze Lage des Landes als höchst gefährlich dargestellt wurde. Zugleich steckte man sich hinter einige höhere Officiere und veranlaßte sie, ungestüm an die Zahlung des rückständigen Soldes zu mahnen und im Verweigerungsfall mit Meuterei der Soldaten zu drohen. Alle diese Calamitäten ängstigten die Herzogin dermaßen, daß sie alle drei Curien zusammenrief, um mit ihnen die geeignetsten Mittel zur Abhülfe so dringender Uebel zu berathschlagen. In dieser großen Rathsversammlung that sie den Vorschlag, „ob es nicht gut wäre, den König durch Briefe, oder vielmehr durch eine Gesandtschaft, von dem Ueberhandnehmen der Ketzerei, von den Mißbräuchen im Justizwesen und dem schlechten Zustande der Finanzen umständlich zu unterrichten.“

Die Meinungen über diese Frage waren getheilt; die Feinde der oranischen Partei waren durchaus dagegen, sie äußerten: „daß die Ketzerei zwar bedeutend zugenommen habe, allein daß sie auch wieder abnehmen werde, wenn die Obrigkeiten ihre Schuldigkeit thun würden und man die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung einführte. Der Verfall des Gerichtswesens wäre nicht sowohl den Richtern und Räthen, sondern einigen besondern Personen zuzuschreiben, welche die Achtung derselben verringerten, indem sie ihrer Autorität Hohn

sprächen. In Brabant, Luxemburg, Geldern und Utrecht, wo die Statthalter große Gewalt hatten, müsse man wider die dort stattfindende Uneinigkeit in den Gerichtshöfen die gehörigen Vorkehrungen treffen, und was den Vorfall der Finanzen anbetreffe, so könne dieser nicht der Untreue der Räthe und Beamten zur Last gelegt, sondern müsse den langwierigen und kostbaren Kriegen beigemessen werden, welche der König geführt habe, und hier könne nichts anderes helfen, als ein kräftiger Beistand aus Spanien, oder die Erhebung einer beträchtlichen Steuer, die man aber schwerlich eher erhalten werde, als bis der König in den Niederlanden angekommen sei. Diese Reise des Königs nach den Niederlanden sei das einzige Mittel, die Landesangelegenheiten in Ordnung zu bringen, ohne daß man deshalb nöthig habe, an den König, der von Allem hinlänglich unterrichtet wäre, eine besondre Gesandtschaft zu schicken."

Hierauf erwiderten aber die Anhänger der oranischen Partei: „daß der Noth des Landes weder durch gewöhnliche Mittel, noch durch einen schriftlichen Bericht abgeholfen werden könne, sondern daß eine angesehene Standesperson dem Könige hierüber mündliche Vorstellungen machen und ihn von Allem, besonders von der Gefahr, welche dem Gottesdienste drohte, umständlich unterrichten und ihm sagen müsse, daß die alten Mittel und Vorkehrungen nichts mehr taugten und daß diese Schwierigkeiten sich nicht anders, als durch ungewöhnliche Mittel heben ließen; hätte der König dies in Betracht gezogen, so könnte er sie, oder andre Herren, nach seinem Gefallen, zu Rathe ziehen und sie würden dann gern ihre Pflicht erfüllen: vorläufig wäre aber durchaus nichts anderes zu thun, als Sr. Majestät unverzüglich von dem zu unterrichten, was vorginge. Gefiele es Ihrer Hoheit, der Oberstatthalterin, so hielten sie den Grafen Egmont für Denjenigen, der zu einer solchen Gesandtschaft am geeignetsten wäre, indem derselbe alle erforder-

lichen Eigenschaften besäße, denn er sei ein angesehener, gottesfürchtiger Herr und sowohl ein treuer Diener des Königs, wie der Republik, und bei dieser Gelegenheit würde er Sr. Majestät und seinem Vaterlande neue Beweise seiner Liebe geben können." Ueber die Person dieses Gesandten waren der Prinz von Oranien und die Oberstatthalterin wohl schon vorher einig gewesen, denn letztere gab sogleich ihre Einwilligung und auch Graf Egmont erklärte sich nach einigen Weigerungen bereit, diesen Gesandtschaftsposten anzunehmen, der ihm übrigens erwünscht war, da er einiger Familienangelegenheiten wegen den König gern sprechen wollte.

Viglius setzte die Verhaltungsbefehle für den Grafen auf; allein sie waren in so allgemeinen und theilweise leeren Redensarten abgefaßt, daß, als sie dem versammelten Rathe vorgelegt wurden, Oranien sich kurz und rund gegen dieselben aussprach. „Diese Vorstellungen, sagte er, wären durchaus nicht geeignet, dem Könige ein richtiges Bild von der Lage des Landes zu geben; man müsse ihm ohne Umschweife und ohne Rückhalt entdecken, daß der Zustand der Dinge durchaus nicht länger so bleiben und daß bei dem großen Verfall der Geistlichkeit weder durch strenge Edikte, noch durch Bischöfe und Inquisition die alte Religion aufrecht erhalten werden könne. Man müsse ihm sagen, daß die Unterthanen es nicht länger ertragen könnten, daß das Recht von verderbten Richtern und Räthen, die feindlich gegen einander gesinnt wären, wie der Kanzler von Brabant und der Rath Engelbert Maas, die sich gegenseitig alles Mögliche zum Aerger thäten, gehandhabt würde; daß diesen Streitigkeiten und Zänkereien nur dadurch ein Ende gemacht werden könne, wenn man alle diese Rathsversammlungen in eine einzige zusammentrüge; daß man den Staatsrath durch mehre angesehene Personen vermehren müsse und daß er sich gar sehr irre, wenn er glaube, daß die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversamm-

lung, die selbst catholische Fürsten in Deutschland verachteten, in den Niederlanden angenommen werden würden. Man müsse ihn darauf aufmerksam machen, daß er besser daran thun würde, wenn er die strengen Edikte mäßigte, oder ganz aufhübe. Was ihn beträfe, fuhr er fort, so würde er im catholischen Glauben beharren, jedoch könne er nicht billigen, daß die Fürsten das Gewissen der Menschen beherrschen und ihnen ihre Freiheit in Dingen nehmen wollten, die den Glauben und den Gottesdienst beträfen." — Wir haben die lange Rede des Prinzen, welche er mit allem Feuer der Beredsamkeit und der Ueberzeugung vortrug, hier nur im Auszuge mitgetheilt; sie riß alle Zuhörer hin und alle stimmten ihm bei, nur Barlaimont und Viglius nicht. Als der Prinz geendigt hatte, war es schon sieben Uhr und da die Herzogin zur Tafel gerufen wurde, so entließ sie die Rathsversammlung, ohne daß etwas Bestimmtes wegen der Instructionen Egmonts beschlossen wäre.

Viglius hatte die feurige Rede des Prinzen tief ergriffen; er brachte die ganze Nacht schlaflos zu und sann hin und her, welche Antwort er demselben geben solle. Die außerordentliche Aufregung war dem alten Mann zu stark; als er sich am Morgen ankleidete, rührte ihn der Schlag, der fast tödtliche Folgen gehabt hätte; er erholte sich erst nach und nach.

Seine Stelle im Rath nahm unterdessen sein alter Freund und Landsmann Joachim Hopperus ein. Dieser änderte die Instructionen des Grafen Egmont dahin, daß sie im Sinne des Prinzen von Oranien, aber in milderen Ausdrücken, abgefaßt waren. Die Oberstatthalterin gab zwar hierzu nicht geradezu ihre Einwilligung, allein sie ließ diese Abänderung zu, doch hatte sie noch eine geheime Conferenz mit Egmont, in welcher sie ihm empfahl, mehr nach den Instructionen zu handeln, welche Viglius abgefaßt hatte, und ihm mit der Hoffnung schmeichelte, daß, wenn er seine Zeit wohl benutzte, er im

vollen Besitz der Gnade seines Herrn zurückkehren werde. Als der Graf von Viglius Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm seine Entlassung mitzubringen. „Er wolle, sagte er, dem Beispiele seines Freundes Granvella folgen und sich in das Privatleben zurückziehen, denn seine Zeiten wären vorüber und er wolle der Unbeständigkeit des Glückes zuvorkommen. Ihm ahne eine stürmische Zeit und er sei zu alt, um in derselben zu wirken."

Graf Egmont reiste im Januar 1565 aus den Niederlanden ab und wurde in Spanien auf die ausgezeichnetste Weise empfangen. Sowohl der König, als die spanischen Granden wetteiferten, ihm den Aufenthalt in Madrid so angenehm, als möglich zu machen. Alles was Egmont in seinem eigenen Interesse erbat, wurde ihm weit großmüthiger gewährt, als er es hoffen und erwarten konnte. In Bezug auf seine Gesandtschaft versicherte ihm der König mehrmals, daß er seine niederländischen Unterthanen außerordentlich liebe und daß er nicht abgeneigt sei, einige Veränderungen in den Edikten gegen die Ketzer zu machen. Unterdessen berief er eine Commission berühmter Theologen, der er die Frage zur Entscheidung vorlegte, ob es nöthig sei, den Niederlanden die verlangte Religionsfreiheit zu bewilligen? Die Theologen antworteten, „daß der Zustand und die Verfassung der Niederlande, wie auch die Furcht vor einem allgemeinen Aufstande, einige Nachsicht wohl entschuldigen könne." Der König war über diese Antwort jedoch ungehalten und erwiederte, „daß er nicht wissen wolle, ob er Religionsfreiheit bewilligen dürfe, sondern ob er es müsse?" Diese Frage beantwortete die Commission verneinend; sogleich erhob sich Philipp von seinem Sessel, fiel vor einem Crucifix nieder und rief: „So bitte ich dich denn, Gott der Allmächtige, daß du mich nie so tief sinken lassen mögest, ein Herr von Menschen zu sein, die dich verachten."

Trotz aller Freundlichkeit, die der König dem Grafen bewies, konnte er sich doch nicht enthalten, ihn wegen den Spottlivreen zur Rede zu stellen. Egmont entschuldigte sich damit, daß dieß nur ein Tafelscherz gewesen sei, durch den man durchaus nicht Sr. Majestät in irgend Einer Hinsicht habe kränken wollen. Hätte er bei Einem der Gesellschaft nur diese Idee vermuthet, schloß er, so würde er ihn sogleich vor seine Klinge gefordert haben. Bei der Abreise machte ihm der König ein Geschenk von 50,000 Gulden und versprach ihm außerdem, für die Verheirathung seiner Töchter Sorge tragen zu wollen. Um sich seiner Schwester gefällig zu beweisen, erlaubte er dem Grafen, ihren Sohn, den jungen Alexander Farnese von Parma, mit sich nach Brüssel zu nehmen. Der gute, ehrliche flamändische Graf war ganz entzückt von der Gnade seines Königs und von der Liebe, welche derselbe zu seinem niederländischen Volke hegte; kurz er wurde, wie man zu sagen pflegt, vollkommen übertölpelt.

Trunken von seinem Glücke und von den guten Zeitungen, welche er seinen Landsleuten mitbrachte, kam Graf Egmont nach einer Abwesenheit von vier Monaten in den Niederlanden an. Am 5. Mai 1565 stattete er im Staatsrath den Bericht über den Erfolg seiner Gesandtschaft ab. Er rühmte zuerst die gnädige Aufnahme, die ihm zu Theil geworden und die große Liebe, die der König zu den Niederländern hege; dann wurde das Schreiben desselben eröffnet, in welchem er seine Gesinnungen schriftlich mitgetheilt hatte. In demselben hieß es, „daß der Krieg mit den Türken, die man vor Malta erwarte, ihm nicht erlaube, dieses Jahr nach den Niederlanden zu kommen, allein daß er hoffe, daß dieser Krieg im nächsten Jahr beendet sein und er dann Zeit zu dieser Reise haben werde. Um die Schuldenlast der Niederlande zu erleichtern, sende er eine bedeutende Summe. Er hoffe, daß die Herzogin, seine Schwester,

nebst dem Staatsrathe, ein Mittel finden werde, die Mißbräuche im Gerichtswesen abzustellen. Ueber diese Mittel sollte ihm Bericht erstattet werden, damit er nach Gutbefinden das Nöthige anordnen könne. Was den Gottesdienst beträfe, so ginge ihm nichts auf der Welt so sehr zu Herzen, als der Verfall desselben und er wolle, wenn er so viel hätte, lieber hunderttausend Leben verlieren, als im Gottesdienste eine Veränderung leiden. Er hielte es daher für gut, wenn man heimlich und unter dem Vorwand, über die Einführung der Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung Rath zu halten,*) zwei oder drei der geschicktesten Bischöfe, unter welchen jedoch der von Ypern sein müßte, von dem er gut berichtet sei, nebst einigen Theologen und gut catholischen Räthen, in den Staatsrath beriefe, um mit diesen über die besten Mittel, das Volk mit gutem Unterricht zu versehen, und ferner über die Art und Weise des Schulunterrichtes der Jugend zu berathschlagen, damit es nicht aus Mangel daran verführt werde und in Irrthümer verfalle, wie man es täglich geschehen sehe. Auch müsse man mit ihnen überlegen, welche andre Strafe für die Ketzer eingeführt werden könne, die ihnen zugleich die Ehre nehme, welche sie durch ihre Standhaftigkeit bei Erleidung der Todesstrafe zu erwerben meinten und wodurch sie die Bewunderung des gemeinen Haufens erlangten. Alles dieses sollte in Gegenwart der Oberstatthalterin verhandelt und ihm darüber schriftlicher Bericht erstattet werden, damit er selbst sehen möge, welch ein Entschluß zu fassen sei." Von der vorgeschlagenen Vermehrung des Staatsrathes war in dem Briefe nicht die Rede, ebenso wurde in demselben die verlangte Vereinigung der drei Rathsstuben in eine einzige, mit Stillschweigen übergangen. Die einzige Veränderung, welche der König machte, war, daß er den

*) et soubz couleur du Concile de Trente. Hopper.

Herzog von Arschot, der uns als einer seiner eifrigsten Anhänger und Feind Oraniens bekannt ist, zum Staatsrath ernannte und Viglius seine Entlassung als Präsident des geheimen Rathes erhielt, jedoch mit Beibehaltung seiner Stelle im Staatsrath. Ihn sollte Carl Tyssenacq ersetzen; da derselbe aber erst nach vier Jahren aus Spanien kam, so mußte Viglius sein Amt noch so lange verwalten.

Dieser Brief des Königs, der so schlecht die Hoffnungen des Grafen Egmont rechtfertigte, mißfiel dem Prinzen von Oranien außerordentlich und seine Unzufriedenheit stieg, als die Herzogin bald darauf den Befehl erhielt, einige Wiedertäufer und andre Ketzer mit dem Tode zu bestrafen. Man murrte laut gegen Egmont. Wilhelm von Oranien äußerte: „Der gute Graf hat sich durch spanische Künste überlisten lassen. Eitelkeit und Privatinteresse haben seinen Scharfsinn geblendet und ihm diese unglückliche Sorglosigkeit für das gemeine Beste eingeflößt.“ Egmont war am meisten überrascht und über die sich in dem Briefe deutlich aussprechende Strenge des Königs aufgebracht, die so schlecht mit dem übereinstimmte, was dieser ihm mündlich versichert hatte; er scheute sich nicht, darüber laut zu klagen und den König der Treulosigkeit zu beschuldigen.

Dem Befehl des Königs gemäß, berief die Statthalterin folgende Bischöfe, Theologen und Räthe nach Brüssel: den Bischof von Ypern, Martinus Rithove, den Bischof von Namur, Anton Havet, und den Bischof von St. Omer, Gerhard von Hamericourt; ferner die Präsidenten der Gerichtshöfe von Flandern und Utrecht, Jacob Meertens und Hippolytus Persyn; ferner Anton Meulenaar, Rath des großen Rathes zu Mecheln und die drei Theologen Jobst de Tillet, Probst von Walcourt, Cornelius Jansenius, erwählter Bischof von Gent und Wilmar Bernards, erster Lehrer des geistlichen Rechts zu Löwen. Diese Herrn erschienen am 25. Mai, wie es hieß, weil man ihre

Meinung über einige Schlüsse und Sätze der tridentinischen Kirchenversammlung hören wolle. Als sie sich jedoch im Staatsrath eingefunden hatten, gab man ihnen eine Abschrift des königlichen Briefes und einige Tage Zeit, sich über den Inhalt desselben zu berathschlagen. Nachdem dies geschehn war, eröffneten sie ihre Meinungen in zwei Sitzungen, zuerst über das Lehren des Volkes und die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und dann über die Strafen der Ketzer. Ihre Meinung über den letzteren Punkt war, „daß der Gottesdienst und das Wohl des Landes hierin keine Veränderung zulasse, es sei denn, daß man allenfalls einige Rücksicht auf junge und reuige Ketzer nehmen, und sie etwas gelinder strafen könne.“ Hierauf erwiderten der Prinz und die Grafen Egmont und Hoorne, „daß man den Zustand der Zeiten berücksichtigen und wohl bedenken müsse, welche Strafen man einführen könne, ohne aufs Neue das Volk zur Widersetzlichkeit zu reizen.“ Selbst die Oberstatthalterin war zur Milderung der Strafbefehle geneigt, da sie bei Beibehaltung, oder Verschärfung derselben einen Aufstand befürchtete; allein die Bischöfe entgegneten: „daß im Befehl des Königes durchaus nichts von einer Milderung enthalten sei und daß man die Ketzerei nicht durch Milde, wohl aber durch muthige Widersetzung unterdrücken könne.“ Nach dreitägigen Debatten befahl die Oberstatthalterin den halsstarrigen Pfaffen, ihr Gutachten schriftlich aufzusetzen. Dies geschah und es lautete dem Inhalt nach, wie folgt: „Für den Unterricht des Volkes wäre durch die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung hinlänglich Sorge getragen und es käme jetzt nur darauf an, dieselben sobald als möglich bekannt zu machen und einzuführen. Das Uebrige bliebe dem Fleiß der Priester überlassen, deren Betragen durch die Inspectoren und Inquisitoren fleißig revidirt werden müsse. Die Sittenverbesserung der Geistlichen, wie auch das Lehren in den Schulen, wäre gleichfalls von der

genannten Kirchenversammlung vorgeschrieben, man möge sich nur danach richten. Was nun die Strafbefehle gegen die Ketzer beträfe, die bereits vor fünfunddreißig Jahren gemacht und zweimal erneuert wären, so könnten sie nicht rathen, dieselben zu mildern. Man könnte jedoch den Gerichtshöfen heimlich befehlen, nur die hartnäckigsten Ketzer mit dem Tode zu bestrafen, einen Unterschied zwischen den Secten zu machen, auch auf das Alter, den Stand und die Eigenschaften der Personen zu sehn und dieselben entweder zum Tode, zu den Galeeren, zur Landesverweisung, oder Einziehung ihrer Güter zu verurtheilen. Alle Prediger und Lehrer müsse man jedoch als ganz hartnäckige Ketzer betrachten. Alle diejenigen, welche aus Unbedachtsamkeit oder Neugierde die Strafbefehle übertreten hätten, könne man mit Geißelung, Geldstrafe, Landesverweisung, oder auf ähnliche Weise bestrafen. Schließlich fänden sie es für nöthig, öffentliche geistliche Aufzüge und Gebete zu halten, um den Himmel zu bewegen, daß er auch nicht einen Punkt von dem heiligen catholischen Glauben verloren gehen ließe, mit welcher Gefahr derselbe auch von Innen und Außen bedroht werden möge."

Die Meinungen über dieses Gutachten waren im Staatsrath getheilt; Einige lobten dasselbe; allein der Prinz und die Grafen Egmont, Hoorne und Mannsfeld waren damit nicht einverstanden, da es ganz im Sinne des Königs abgefaßt war. Sie weigerten sich demnach, ihre Meinung auszusprechen, unter dem Vorwande, daß der König ja nicht die seiner Staatsräthe verlangt habe; geschähe dies, dann wollten sie frei und offen reden. Die Oberstatthalterin sandte diese Schrift nach Spanien und Egmont schrieb ebenfalls einen Brief, in welchem er sich bitter gegen den König beklagte, daß dieser ihn gleichsam zum Lügner und das Volk und seine Freunde mißtrauisch gegen ihn mache.

Die Nachricht von dieser Privatsynode und den Verhandlungen in derselben verbreitete sich bald unter dem Volke und trug nicht wenig dazu bei, dasselbe zu erbittern, wie auch die Doppelzüngigkeit des Königs gegen den Grafen Egmont, dem man auf das Wort glaubte, das Mißtrauen gegen die Spanier und die Partei der Mißvergnügten von Tag zu Tag vermehrte. Man schrieb diese Strenge des Königs den Eingebungen Granvellas und seiner Anhänger zu, die man laut Papisten und Götzendiener nannte. Die Aufregung stieg noch, als der Befehl aus Spanien ankam, die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung in den Niederlanden bekannt zu machen und einzuführen. Die Herzogin erließ deshalb im Juli Briefe an alle Bischöfe und warnte sie, sich bei Einführung dieser Beschlüsse keine Eingriffe in die weltliche Gerichtsbarkeit zu erlauben. Diese Warnung bezog sich auf einige derselben, welche sich nicht besonders mit den Rechten des Landesherren vertrugen und fast von den meisten Staaten ausgesondert worden waren. Im Erzbisthum Cambrai geschah die Abkündigung dieser Beschlüsse sehr bald; in Mecheln blieb die Sache ganz liegen, da dort kein Erzbischof war, sie zu betreiben, und in Utrecht gerieth die Geistlichkeit mit ihrem Erzbischof wegen derselben in heftigen Streit; sie erklärte laut: „daß sie sich lieber durch die Ketzer verderben, als durch die wahre Kirche, die in den Schlüssen der tridentinischen Kirchenversammlung spräche, bessern lassen wolle."

In solcher Aufregung befanden sich alle Stände, als am 17. October die Antwort des Königs auf das Gutachten der Privatsynode, aus Segovien datirt, anlangte. In Bezug auf die Klagen des Grafen Egmont hieß es darin: „daß es gar nicht seine Meinung gewesen sei, die Inquisition abzuschaffen, sondern daß sie durch die Inquisitoren noch fernerhin nach der bisher gewöhnlichen Form, und in aller der Rechtskraft ge-

schehen solle, die ihr nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zukäme. Er hätte zwar bewilligt, daß man über eine Veränderung in den Strafen der Ketzer berathschlagen könne; allein es wäre sein Wille, daß während dieser Berathung mit den Strafen fortgefahren werden solle. Er habe allerdings mit dem Grafen Egmont von einer Veränderung dieser Strafen gesprochen, allein dieselbe sollte, seiner Meinung nach, nur darin bestehen, daß die Ketzer anstatt öffentlich, heimlich hingerichtet würden." Die Schrift der Theologen lobte er im Allgemeinen, allein äußerte sich tadelnd über die darin enthaltenen Vorschläge zur Milderung der Strafen, indem er sagte, „daß sowohl die Placate seines Vaters, wie auch die von ihm erlassenen, mit aller nöthigen Mäßigung abgefaßt wären, deshalb pünktlich und strenge befolgt werden müßten." Dieser Brief des Königs erregte im Staatsrathe die größte Sensation. Egmont sah endlich ein, daß ihn der König mystificirt hatte; er und Graf Hoorne gaben nun jede Hoffnung auf, eine Milderung der Religionsedikte zu erlangen; der Prinz von Oranien hatte vielleicht niemals diese Erwartung gehabt. Alle drei weigerten sich, ihre Meinung über den Inhalt dieses Schreibens auszusprechen, ehe sie nicht die des geheimen Rathes vernommen hätten. Dieser erhob nun wieder keck sein Haupt, als er sah, wie sehr seine Gesinnungen mit denen des Königs übereinstimmten. Sein Gutachten fiel demnach dahin aus, „daß man sogleich, um den Willen des Königes zu erfüllen, an alle Bischöfe, Aebte, Gerichtshöfe, hohe Schulen und Befehlshaber der Städte schreiben und befehlen müsse, wie sich ein Jeder im Predigen vor dem Volk, in der Sittenverbesserung der Geistlichen und im Unterricht der Jugend nach diesem königlichen Willen zu richten habe. Zugleich solle man auch den Gerichtshöfen befehlen, die Vollziehung der königlichen Verordnungen zu unterstützen. Was die Inquisition beträfe, so habe der König ja weislich erklärt,

daß er durchaus keine Neuerung einzuführen gedenke, weshalb es nur nöthig sein würde, die den Inquisitoren früher gegebenen Instructionen durchzusehen und zu untersuchen, ob dieselben gehörig befolgt worden wären, wo nicht, die strenge Befolgung derselben zu befehlen. Hierdurch würde man einen Jeden überzeugen, daß der König keine Veränderung machen und am allerwenigsten die spanische Inquisition einführen wolle, wie einige Uebelgesinnte ausgebreitet hätten." Mehre Staatsräthe stimmten diesem Gutachten bei; allein der Prinz von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne weigerten sich bestimmt, ihre Stimme zur Einführung der Inquisition zu geben; jedoch drangen sie darauf, besonders der Prinz von Oranien, daß die königliche Verordnung so bald als möglich bekannt gemacht werde. Da erhob sich Viglius und überraschte die Versammlung durch eine Erklärung, die man am wenigsten von ihm erwartete; allein er war ein treuer Diener des Königs und sah den Nachtheil voraus, den die Befolgung der Vorschläge Oraniens diesem bringen mußte. „Jetzt dürfe man nicht daran denken, sagte er in einer langen Rede, die Befehle des Königs bekannt zu machen; man müsse ihn vorher auf die Wirkung aufmerksam machen, welche dieser Schritt bei der gegenwärtigen Aufregung nothwendig haben werde; im Gegentheil schlage er vor, anstatt die Inquisitoren zur strengsten Erfüllung ihrer Pflicht zu ermahnen, diesen möglichste Schonung und Gelindigkeit anzuempfehlen." Oranien entgegnete ihm, „daß der Wille des Königs in seinem Briefe zu bestimmt ausgesprochen und dieser das Resultat zu langer und vielfältiger Berathungen sei, als daß man, ohne sich den Vorwurf eines strafbaren Ungehorsams aufzuladen, diesem Befehl entgegen zu handeln wagen dürfe." Viglius erklärte vergebens, daß er die Ungnade des Königs auf sich nehmen wolle und daß dieser den Dienst bald erkennen werde, den man ihm mit diesem Ungehorsam leiste; der Prinz

sprach so lebhaft gegen diese Meinung, unterstützte dieselbe mit so trefflichen Gründen und wußte die schwache Statthalterin dermaßen mit der Ungnade des Königs zu ängstigen, daß sie sich endlich entschloß, den Willen desselben genau zu befolgen und seine Verordnungen überall zur strengsten Nachachtung bekannt machen zu lassen. Ende des Jahres 1565 gingen Briefe an alle Statthalter und Obrigkeiten ab, in denen die Einführung und Annahme der Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung, die Einführung der Inquisition und Vollstreckung der Verordnungen wider die Ketzer auf das schärfste geboten war. Zugleich enthielten sie den Befehl, im Fall des Widerstandes, die bewaffnete Macht zu gebrauchen; ferner aus jedem Provinzialrathe einen tüchtigen Mann, jedesmal für ein halbes Jahr, zu ernennen, der die Provinz bereisen und wenigstens vierteljährig darüber an den Hof berichten solle, ob die Unterbeamten ihre Schuldigkeit thäten. So war also der verhängnißvolle Schritt gethan, der das Land länger als funfzig Jahr mit Mord und Brand erfüllte; das Saamenkorn war nun in den lange dazu vorbereiteten Boden gelegt, aus dem der herrliche und starke Baum der niederländischen Freiheit emporwachsen sollte. Als die Oberstatthalterin sich für seine im Staatsrathe ausgesprochene Meinung entschieden hatte, sagte der Prinz Jemandem, der neben ihm stand, ins Ohr: „Nun wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben.“ Man hat sich häufig über die Handlungsweise des Prinzen bei dieser Gelegenheit gewundert und selbst seine Freunde haben darüber gleichsam mit einem mißbilligenden Kopfschütteln berichtet; allein dieselbe ist nichts weniger als räthselhaft. Der Prinz sah klar ein, daß es die Absicht des Königs war, durchaus nicht nachzugeben, und ebenso bestimmt wußte er, daß das Volk diese Strenge nicht dulden und sich dagegen erheben werde; leicht konnte dieses zu spät geschehen, wenn die Regierung schon alle Mittel bereit

hatte, jedes Auflehnen gegen ihren Willen zu bestrafen. Jetzt war sie noch nicht gerüstet; eine entschieden drohende Bewegung des Volkes mußte den König entweder zum Nachgeben zwingen, — oder ihn veranlassen, schon jetzt die so lange vorgehaltene Maske fallen zu lassen. Geschah das Erstere, so hatte man vorläufig seinen Zweck erreicht; geschah das Letztere, so hatte man jetzt noch Zeit sich zu rüsten, während später vielleicht schon das Netz über dem Volke zusammengezogen war. Nichts war aber geeigneter, eine solche nothwendige, drohende Bewegung hervorzubringen, als die Befolgung des königlichen Willens, und deshalb stimmte Oranien so lebhaft für dieselbe.

Das vom 18. December 1565 datirte Schreiben der Oberstatthalterin an den Provinzialrath von Flandern wurde den Tag vor Weihnachten im Audienzsaal zu Brügge bekannt gemacht und, wie es Gebrauch war, den untergeordneten Beamten ein gedrucktes Exemplar desselben zugeschickt. Am 16. Januar 1566 empfing der Präsident dieses Rathes einen Brief von der Herzogin, in welchem sie schreibt, „daß sie mit Befremden die Bekanntmachung des königlichen Befehls durch den Druck erfahren habe; eine Sache, welche wegen ihrer Wichtigkeit die übelsten Folgen haben könne." Sie befahl, die noch vorhandenen Exemplare zu cassiren und den Drucker des Briefes ausfindig zu machen. Der Präsident antwortete unter dem 21. Januar, „daß der Druck durch Jean van Steenen, ihren geschworenen und vom König bestätigten Drucker geschehen und daß nur noch sehr wenige Exemplare vorhanden wären. Man habe um so weniger Bedenken getragen, diesen Befehl zu veröffentlichen, da einige Uebelgesinnte ausgebreitet hätten, daß die Inquisition abgeschafft sei und man es für Pflicht gehalten habe, dem Publikum diese irrige Meinung zu nehmen und dasselbe von den wahren Gesinnungen des Königs zu unterrichten." Mit

dieser Antwort mußte sich die Oberstatthalterin begnügen, da sie den so fatalen Schritt leider nicht mehr ungeschehen machen konnte. Derselbe war jedoch nicht so wichtig, als sie sich vielleicht einbildete; die Bekanntmachung des königlichen Befehls bestätigte nur die Gerüchte, welche schon seit seiner Ankunft darüber circulirten. Das ganze Volk gerieth in Bewegung; in allen Gesellschaften, auf der Straße, in den Wirthshäusern, überall war dieser Befehl und die Mißbilligung desselben durch den Prinzen von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne, von der man ebenfalls Nachricht erhalten, der Gegenstand des Gespräches. Selbst unter dem niedrigsten Volk beschäftigte man sich damit, und alle schauderhaften Geschichten, die man sich von den Thaten der spanischen Inquisition und der Grausamkeit der Spanier gegen die Indianer erzählte, wurden aufs Neue in Anregung gebracht. Schmähschriften in unzähliger Menge gegen die Inquisition und die Spanier wurden im Volke verbreitet, die außerordentlich viel dazu beitrugen, dasselbe aufzuwiegeln. *) „An ihnen sollten die Spanier keine dummen Merikaner und elenden Peruaner finden, die sich zu Tausenden todtschlagen ließen, weil sie sich nicht zu vertheidigen wußten," hieß es im Volk. An die Thüren der Häuser des Prinzen von Oranien und des Grafen Egmont wurden Schriften angeschlagen, in welchen die Uncatholischen um ihren Schutz baten und sie aufforderten, die gute Sache zu vertheidigen. Selbst der Oberstatthalterin wurden Pasquille in die Hand gespielt, in welchen man ihr auf satyrische Weise gute Rathschläge gab, wie sie die Einführung der Inquisition und der Beschlüsse der tridentinischen

---

*) Die Oberstatthalterin gab dem Könige nicht weniger als 5000 solcher Schriften an. Unter ihnen waren einige, welche die Glaubensfreiheit und die Sätze der reformirten Lehre gründlich vertheidigten.

Kirchenversammlung am besten bewerkstelligen könne. In Antwerpen fand man am 23. December an drei oder vier Orten eine Schrift angeschlagen, in welcher der Magistrat aufgefordert wurde, den König von Spanien bei dem Kammergericht zu Speier zu verklagen, weil er die Privilegien verletzt und seinen Eid gebrochen habe, da die Niederlande als ein Theil des deutschen Reichs in den Religionsfrieden von Passau und Augsburg mit begriffen wären, die den Reformirten freie Ausübung ihrer Religion sicherten. Hinzugefügt war noch, daß die Bürger, weil sie keine Religionsfreiheit erlangen könnten, ihre Zuflucht zu den Ständen würden nehmen müssen. Ferner wollten sie außer Schuld sein, wenn ein Aufruhr wegen der Inquisition entstände. Zu dieser Zeit erschien auch das Glaubensbekenntniß der Calvinisten im Druck; in dem diesem Werke vorangedruckten Briefe an den König Philipp heißt es: „daß sie an hunderttausend stark wären, sich aber dennoch ruhig verhielten und die Landesauflagen gleich allen Andern trügen, welches bewiese, daß sie an keinen Aufruhr dächten.“ Die Nennung einer so großen Zahl nahm man jedoch am Hofe sehr übel, daß man sie als eine Drohung auslegte. Der Prinz von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne gaben sich alle Mühe, der Oberstatthalterin zu beweisen, daß die Zahl der Uncatholischen wirklich so groß und es unmöglich sei, sie alle auszurotten. Die Meinungen hierüber waren am Hofe getheilt; Einige hielten diese Angaben für übertrieben und meinten, daß die Ketzer mit Strenge bald zu unterdrücken sein würden; Andre hielten das Uebel für heilbar, aber die Zahl der Ketzer doch für groß genug, um bedeutende Unruhen zu erregen, wenn man sie zum Aeußersten brächte.

Die Statthalterin schwankte hin und her; sie machte Berichte über Berichte nach Spanien; aber der König hatte für alle ihre noch so dringenden Vorstellungen kein Gehör. Er

antwortete gewöhnlich sehr spät und seine Briefe enthielten nichts, als die alten Ausflüchte: „Man solle die Sache neuerdings in Berathung ziehen, Jemand nach Spanien schicken und sich noch so lange gedulden, bis er selbst nach den Niederlanden kommen würde."

Siebentes Kapitel.

Verschwörung des Adels. — Das Compromiß. — Die Geusen.

Das Mißvergnügen, welches der Prinz von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne über den Befehl des Königs bezeigten, theilte sich bald nach der Bekanntmachung desselben im Staatsrathe dem, mit diesen Herren befreundeten, oder verwandten Adel mit, den die Hochzeiten des Herrn von Montigni und des Prinzen Alexander Farnese von Parma, der sich mit Maria von Portugal vermälte, in beträchtlicher Anzahl zu Brüssel versammelt hatte. Auf der Hochzeit des Herrn von Montigni löste der Wein bald die Zungen und man sprach sehr freimüthig gegen die Inquisition und die strengen Strafbefehle, ja selbst der König wurde nicht geschont und bitter getadelt. Diese Gespräche gaben Veranlassung zu ernstlichen Berathungen unter den Edelleuten, zu welchem Zwecke man oftmals zusammen kam. Den Tag vor der Hochzeit des Prinzen von Parma, am 2ten December 1565,*) waren zwanzig der protestantischen

*) Nach Andern fand die Hochzeit des Prinzen am 30. November, am St. Andreastage statt. Der heil. Andreas ist der Schutzpatron der Ritter des goldenen Vließes und der größte Festtag derselben. Auch die Feier desselben soll viele Edelleute nach Brüssel gezogen haben.

Religion zugethane Edelleute im Hause des Grafen Kuilenburg versammelt und hörten hier eine Predigt des Lehrers der heimlichen Gemeinde zu Antwerpen, Franziskus Junius. Als die Predigt und das Gebet beendigt waren, berieth man sich darüber, was man unter den jetzigen Umständen am geeignetsten thun und wie man den König verhindern könne, die Inquisition in den Niederlanden einzuführen. Man machte hier den Vorschlag, ein Bündniß mit den protestantischen, deutschen Fürsten zu schließen und diese zu bewegen, die Niederlande von der Inquisition zu befreien. Auf der Hochzeit des Prinzen von Parma theilte man diesen Vorschlag wahrscheinlich mehren Befreundeten mit, denn am Tage darauf beschloß man, sich mit keinen andern, als mit deutschen Fürsten zu verbinden. Bei einer am 6ten gehaltenen Versammlung im Hause des Wappenkönigs des Ritterordens vom goldenen Vließe, Nicolaus de Hammes, welcher der reformirten Religion zugethan war, wurde ausgemacht, daß man unter dem niederländischen Adel ein Bündniß errichten und, um für dasselbe zu werben, in jede Provinz ein oder zwei Edelleute schicken müsse. Zu gleicher Zeit sollen diese Edelleute auch den Beschluß gefaßt haben, sich der Stadt und des Schlosses von Antwerpen zu bemächtigen, was jedoch aufgegeben wurde, weil der Prinz von Oranien diesen Plan mißbilligte, den ihm sein Bruder, Graf Ludwig, mittheilte. Philipp von Marnix Herr von St. Adelgonde, der sich längere Zeit am Hofe der Königin Elisabeth von England aufgehalten, ein Vertrauter des Prinzen von Oranien, der nächst diesem das Meiste für die Sache der niederländischen Freiheit gethan hat, entwarf eine Schrift in französischer Sprache, weil diese am Hofe am gebräuchlichsten war, welche von neun oder elf Edelleuten unterzeichnet wurde. Unter ihnen war auch Maximilian von Blois, genannt de Kok van Nerynen, Edelmann des Grafen Egmont. Diese Schrift,

welche man in der Folge allgemein das Compromiß nannte, lautete wie folgt:

„Da gewisse übelgesinnte Personen, unter der Maske des „Eifers für den catholischen Glauben, in der That aber ange„regt durch Stolz, Ehrgeiz und Geldgier, den König, unsern „Herren, überredet haben, das verabscheuungswürdigste der Ge„richte, die Inquisition, in diesen Provinzen einzuführen, die „nicht allein allen göttlichen und menschlichen Rechten zuwider „ist, sondern auch an Grausamkeit die barbarischen Anstalten „der wildesten heidnischen Tyrannen übertrifft; welche jede Auto„rität derjenigen der Inquisitoren unterwirft, alle Menschen zu „einer ewigen und elenden Sclaverei erniedrigt und durch die „von ihr veranlaßten Untersuchungen die tugendhaftesten Bürger „beständigen Beunruhigungen aussetzt; so daß, wenn ein Priester, „ein Spanier, ein schlechtes Subject, ein treuloser Freund es „wollen, sie vermittelst dieser Anstalt den ersten besten Bürger, „so unschuldig er auch sein mag, anklagen, einkerkern, ver„dammen und hinrichten lassen können, ohne daß er seinen „Anklägern gegenüber gestellt wird, ohne daß man ihm erlaubt, „Beweise seiner Unschuld beizubringen, oder sich zu vertheidigen; „so haben wir Endesunterzeichnete, durch diese Beweggründe „bestimmt, uns entschlossen, über die Sicherheit unserer Fami„lien, unserer Güter und Personen zu wachen. Zu diesem Ende „vereinigen wir uns durch dieses Compromiß zu einer heiligen „Verbindung und versprechen mit einem feierlichen Schwur, uns „mit all unserer Macht der Einführung der genannten Inqui„sition in unsern Provinzen zu widersetzen, möge man sie nun „heimlich, oder öffentlich unternehmen und sie mit einem Namen „benennen, mit welchem man auch wolle, Inquisition oder Un„tersuchung, Commission oder Edikt. Wir erklären zugleich, „daß wir weit entfernt sind, damit etwas zu beabsichtigen, was „dem Interesse unseres Königes und Souverains nachtheilig sein

„könnte; daß es im Gegentheil unsere Absicht ist, seine Regie„rung zu unterstützen und zu vertheidigen, den Frieden zu er„halten und mit aller unserer Macht allen Aufständen, Tumul„ten und Empörungen entgegen zu handeln. Diesem Entschlusse „gemäß haben wir geschworen und versprochen und schwören „hierdurch, die Regierung immer als eine geheiligte Einrichtung „zu achten, und wir nehmen den Allmächtigen zum Zeugen, daß „wir sie niemals weder verringern, noch gegen sie handeln wer„den, sei es mit Worten oder mit Thaten.

„Ferner versprechen und schwören wir uns gegenseitig, „Einer den Andern, an allen Orten und bei allen Gelegenhei„ten gegen jeden Angriff, oder jede Verfolgung zu vertheidigen, „die gegen irgend Einen von uns in Bezug auf die in diesem „Compromiß enthaltenen Artikel verübt wird, und erklären hier„mit, daß keine Anklage unserer Verfolger und mit welchem „Namen sie auch unsre Handlungsweise benennen mögen, sei „es Empörung, Aufruhr, oder irgend ein anderes Beiwort, „uns verhindern soll, unsern Schwur zu halten und unser Ver„sprechen auszuführen. Keine Handlung, welche gegen die un„gerechten Dekrete der Inquisition gerichtet ist, verdient den „Namen Empörung; wird Jemand von uns also direct unter „dem Vorwande der Widersetzung gegen diese Dekrete angegrif„fen, oder unter dem, ihn für Rebellion oder Aufruhr zu be„strafen, so schwören wir hiermit, durch alle nur immer er„laubten Mittel seine Freiheit zu erzwingen.

„In diesem Fall und in jedem andern Theil unseres Ver„haltens in Bezug auf die Inquisition, wollen wir uns dem „allgemeinen Gutachten der Verbündeten unterwerfen oder der „Ansicht derjenigen, die wir einstimmig als unsre Rathgeber „bezeichnen werden.

„Zum Zeugniß der Reinheit unserer Absichten berufen wir „uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, den

„Erforscher unserer Herzen und bitten ihn, uns gnädigst den „Beistand seines heiligen Geistes zu verleihen, damit alle unsre „Unternehmungen durch Erfolg gekrönt werden, zur Verherr„lichung seines Namens, zum Heil unserer Seelen und den „Niederlanden zum wahren Segen und Frieden."

Dieses Compromiß wurde von sehr vielen Edelleuten unterzeichnet. Unter den ersten, die es thaten, las man folgende Namen: Heinrich von Brederode, Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, Graf Carl von Mansfeld, Florenz von Palland Graf von Kuilenburg, zwei van der Bergen, Johann von Casembrood Herr von Bakkerzeel, des Grafen von Egmont Edelmann, Christoph von Leefdaale, ebenfalls in Egmonts Diensten; Johann von Marnix Herr von Tholouse, Philipp von Marnix Herr von St. Adelgonde, Crohain, in Diensten des Grafen Hoogstraten, Bentink, Drost von Woudrichem, Ruinhem, Drost von Hoorne, Lancelot von Brederode, Friedrich von Egmont, Barthold Entes und viele andere.

Man übersetzte diese Schrift sogleich in mehre Sprachen und mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete sie sich durch die ganzen Niederlande und selbst im Auslande. Wie sehr der Inhalt derselben dem Geist der Zeit angemessen war, beweist die Menge der Unterschriften. Nicht allein Edelleute, sondern auch Kaufleute und reiche Bürger durften sich unterzeichnen; viele machten sich durch ihre Unterschrift zugleich verbindlich, eine bestimmte Summe zu zahlen, noch andre fügten hinzu: „und meine Person."*) Jedermann beeilte sich, in diese Verbindung zu treten, welche gegen die so gefürchtete Inquisition zu schützen versprach; selbst Leute aus den niedrigsten Ständen, Handwerker und Tagelöhner, ja selbst catholische Priester traten ihr bei. Den Verbündeten mußte natürlich daran liegen, ihre

*) V. d. Vynkt.

Zahl so viel als möglich zu verstärken, denn mit der Menge verringerte sich die Gefahr; wer einmal dem Bunde durch seine Unterschrift beigetreten war, selbst wenn er dazu durch mancherlei Mittel verführt worden, war in den Augen der Regierung ebenso strafbar, wie jedes andre Mitglied desselben und zu seiner Selbsterhaltung genöthigt, zum Bunde zu halten und sich zu vertheidigen, wenn es zu offenen Feindseligkeiten kommen sollte. Wer wird es den Verbündeten verargen, wenn sie, um ihre Masse und damit ihre Kraft zum Widerstande zu vermehren, Mittel gebrauchten, die freilich nicht streng moralisch sind, allein die unter solchen Umständen nur ein Pedant tadeln kann. Gilt es das Wohl eines ganzen Volkes, so kann man wohl am ersten den jesuitischen Grundsatz gelten lassen: „der Zweck heiligt die Mittel." Hat sich wohl jemals ein Diplomat besonnen, eine einfache Lüge zu sagen, wenn ihm dieselbe den Dienst einer Wahrheit leisten konnte? versprach nicht mancher Fürst, den man nach seinem Tode vergötterte, in der Gefahr seinem Volke etwas, das er niemals zu halten gesonnen war? Die Sache der Freiheit ist heiliger, als die Sache eines Königs und daher zur Beförderung der ersten auch eine diplomatische Lüge um so erlaubter. Die Urheber des Adelsbundes verbreiteten das Gerücht, daß die Ritter des goldenen Vließes und sehr mächtige Nachbarn demselben beigetreten wären; besonders nannte man die Königin Elisabeth von England, den Kurfürsten von der Pfalz, den Herzog von Cleve, den Admiral von Coligny und seine Partei in Frankreich. Diese Gerüchte trugen außerordentlich viel dazu bei, die Zahl der Theilnehmer zu vermehren, welche in kurzer Zeit bis auf zweitausend stieg. Die Beweggründe zum Beitritt zu dieser Verbindung waren natürlich sehr verschieden; die Meisten bewog dazu gewiß die Furcht vor der Inquisition und Liebe zu Freiheit und Vaterland; Manche mochten dabei auch wohl unlautere

Absichten haben,*) wie es bei jeder Verbindung einer großen Anzahl Menschen, selbst zu dem edelsten Zwecke, der Fall ist.

Der Muth und die Hoffnung der Verbündeten stiegen mit ihrer Zahl; ihre Sprache wurde immer freier, sie äußerten laut: „daß sie nicht so einfältig wären, um nicht zu wissen, was der Fürst dem Vasallen und der Vasall seinem Fürsten schuldig

*) Die Schilderung, welche Schiller im dritten Buche seines Fragments von der Beschaffenheit und dem Zustande des niederländischen Adels macht, ist durchaus übertrieben und die Wegwerfung, mit welcher er von demselben spricht, höchst ungerecht. Zur Zeit, als Schiller schrieb (1788), war ein Deklamiren gegen die allerdings oft sehr lächerlichen Anmaßungen des Adels an der Tagesordnung; allein es erweckt kein günstiges Urtheil für den Geschichtsschreiber, wenn dieser sich durch seinen Haß gegen eine Partei zu Ungerechtigkeiten hinreißen läßt. Der niederländische Adel war durchaus nicht so verächtlich und elend, wie ihn Schiller hinstellt, auch gar nicht so arm. Mochten sich auch einige Mitglieder desselben durch ihre Verschwendung in Schulden gestürzt haben, so war doch der größte Theil sehr wohlhabend. Emanuel Meteeren, ein Kaufmann zu Antwerpen und sehr geachteter Geschichtsschreiber jener Zeit, der, was Reichthum und Geld anging, gewiß sehr gut unterrichtet war, sagt ausdrücklich S. 55. II. Buch: „Der gemeinen Edelleut aber, oder schmalen Junkern, ist daselbst so große Menge nicht.“ Von „Bettelstolz“ kann hier also wohl nicht so allgemein die Rede sein. Selbst Hopper, der ein Anhänger Granvellas war und deshalb eben nicht günstig gegen den Adel, der seinen Herrn und Meister vertrieben hatte, gesinnt sein konnte, spricht sich nicht so hart aus, wie Schiller; er sagt in seinem: **Memorial et Recueil des Troubles des Pays-Bas Cap III. VI.**: „**Que plusieurs des principaux se trouvoient en ce temps la fort enchargez et endeptez, ce que s'est consideré donner quelcque fois occasion de Nouvelletez soubz espoir de se redresser en Republicque troublée.** Mochten auch manche Edelleute „niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung gründen,“ so legt doch Schiller viel zu viel Gewicht auf diese Selbstsucht und gemeine Leidenschaft einiger vom Adel, worüber ihn schon Rotteck (Band 7. S. 156 unten) mit Recht getadelt hat.

sei und daß sie schon Mittel zum Kriegführen finden würden, ohne daß man erfahren sollte, wie und durch wen." Zu dieser Zeit war es, als sich die Pasquille und Schmähschriften so vermehrten, wie wir im vorigen Kapitel angaben und man anonyme Aufforderungen an den Prinzen von Oranien, den Grafen Egmont und den Magistrat von Antwerpen ergehen ließ.

Mit außerordentlichem Jubel vernahm man, daß mehre Statthalter und Edelleute, darunter der Prinz von Oranien,*) die Grafen von Mansfeld und Megen, der Markgraf von Bergen und der Baron von Montigny, der Oberstatthalterin, einige mündlich, andere schriftlich, erklärten: „daß sie weder die Mittel, noch den Willen hätten, die Placate in ihrer Strenge auszuführen, noch der Inquisition beizustehn. Und wenn Sr. Majestät und Ihre Hoheit darauf bestehen würden, so bäten sie darum, ihnen ihre Statthalterschaften abzunehmen. Wenn es bisher auch immer die allgemeine Meinung gewesen sei, daß nur die Gegenwart des Königs die Unruhen beendigen könne, so hielten sie dieselbe doch jetzt nicht für unumgänglich nöthig; denn wenn man nur dem Staatsrath etwas mehr Macht geben und ein wenig mehr Freiheit in der Religion bewilligen wolle, so wären die Edelleute und Statthalter hinreichend, Ruhe und Frieden in den Niederlanden wieder herzustellen." Zugleich verließen der Prinz von Oranien und Graf Hoorne den Hof, mit der Erklärung, daß sie sich in ihre Herrschaften begeben und sich in die Angelegenheiten der Regierung nicht mehr mischen wollten. Der Prinz von Oranien ging in seine Herrschaft Breda. Graf Egmont war Anfangs zweifelhaft, was er thun sollte; allein endlich entschloß er sich, zu bleiben, da er sich durch diesen Schritt der Ungnade des Königs auszusetzen glaubte.

*) Sein Brief ist vom 24. Januar 1566 von Breda datirt.

was er seiner Familie wegen fürchtete; alle so unzweideutigen Handlungen Philipps konnten ihn noch immer nicht überzeugen, daß dieser mit ihm ein falsches Spiel spiele. Er wurde schrecklich aus seiner Sicherheit geweckt, als es leider zu spät war.

Zu gleicher Zeit weigerten sich auch die Städte Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch, die Inquisition einzuführen, und reichten ihre Beschwerden darüber dem Rath von Brabant ein. Dieser erklärte auf Befragen der Oberstatthalterin freimüthig, „daß die Provinz Brabant nicht nöthig hätte, sich der Autorität der Inquisition zu unterwerfen, indem dieselbe gegen ihre Privilegien sei." An vielen Orten, wie in Herzogenbusch, wagte man gar nicht, den Befehl des Königs bekannt zu machen und überall widersetzte man sich der Hinrichtung der Ketzer, obgleich die Executionen, dem Willen des Königs gemäß, im Geheimen vorgenommen wurden.

Unter allerlei Vorwänden versammelten sich Mitte März zu Breda eine Menge niederländische und fremde Edelleute, unter welchen man außer dem Grafen von Schwarzenberg und Georg von Holl, zwei deutschen Kriegsobersten, auch mehre französische Befehlshaber bemerkt haben will; man hat jedoch hierüber niemals etwas Bestimmtes erfahren können. Von Breda begaben sich diese Edelleute, unter dem Vorwande der Jagd und anderer Lustbarkeiten, nach Hoogstraten, wo man den Beschluß faßte, der Oberstatthalterin eine Bittschrift zu überreichen, die zu dem Ende wahrscheinlich in Breda schon entworfen war und hier unterzeichnet wurde. Den Verfasser dieser Bittschrift, welche so großes Aufsehn machte, kann man nicht genau angeben, doch wird ziemlich allgemein der Herr von St. Adelgonde dafür gehalten; von Einigen Balduinus. Der Prinz von Oranien sagt in Bezug auf diese Versammlung in seiner 1581 erschienenen Vertheidigung, von welcher am geeigneten Orte die Rede sein wird: „daß die Ritter des goldenen Vließes und die

Mitglieder des Staatsrathes sich auf sein Ersuchen zu Hoogstraten versammelt hätten, und daß er sie hier zu bewegen gesucht habe, mit ihm die Ruhe und Wohlfahrt des Landes wieder herstellen zu helfen, daß sie aber zu keinem einstimmigen Entschluß hätten kommen können; daß darauf von Einigen, welche die Verfolgung sehr drückte, gewaltsame Mittel in Vorschlag gebracht, von ihm aber verworfen wären, und daß er dagegen die Uebergabe einer von andern vorgeschlagenen Bittschrift, als ein rechtmäßiges und gelindes Mittel zur Erlangung der Gewissensfreiheit, nicht undienlich gehalten hätte." Graf Egmont, dessen Aengstlichkeit man kannte, ist höchst wahrscheinlich nicht in den engeren Rath der Edelleute gezogen worden; wußte er auch von der Verbindung derselben, die er gemißbilligt haben soll, so blieben ihm doch die Verhandlungen zu Breda und Hoogstraten geheim. In seiner Verantwortung heißt es wenigstens: „daß er zu Breda von keinen andern Sachen, als von gutem Essen und Trinken hätte sprechen hören und daß er mit dem Herrn von Brederode, der hier auch gegenwärtig gewesen, kein besonderes Gespräch, als von einem Damm, woran sie beide theil hätten, und den zum Bau desselben gehörigen Sachen geführt; aber daß er späterhin, als er in Gesellschaft des Prinzen von Oranien und der Grafen von Hoorne, Bergen, Megen und Hoogstraten, nach dem Hause des Letzteren gereiset wäre, unterwegs gehört, daß von Brederode und einigen andern Edelleuten beschlossen worden, eine Bittschrift zu übergeben, welches er gemißbilligt hätte." Der Prinz von Oranien war demnach wohl der oberste Leiter der Handlungen des Adels; nach ihm waren die Grafen von Hoorne und Hoogstraten die Angesehensten, welche denselben unterstützten. Daß ihre Namen nicht unter dem Compromiß standen, kann Niemand befremden; hierdurch hätten sie offen Partei genommen und ihren Einfluß am Hofe sogleich eingebüßt, während

sie in der Maske der guten Sache bei demselben noch treffliche Dienste leisten konnten.

Unbegreiflicher Weise schien die Statthalterin von allen diesen Dingen, die doch unmöglich so im Geheimen vor sich gehen konnten, durchaus keine Nachricht zu haben, und noch unbegreiflicher scheint es, daß auch Barlaimont nichts davon wußte, der doch den Prinzen von Oranien und seine Partei mit mißtrauischem Auge beobachtete; jedoch verhielt es sich wirklich so. Die erste Nachricht über das Vorhaben des Adels erhielt die Herzogin Mitte März durch den Grafen von Megen, der ihr mittheilte, was er von einem fremden, dem Könige sehr ergebenen, Edelmanne gehört, dessen Namen er aber zu verschweigen versprochen habe. Dieser hätte ihm mitgetheilt, „daß einige, sowohl einheimische, als fremde Edelleute aus der Klasse der Sectirer und Ketzer, womit, wie bekannt, die ganzen Niederlande überschwemmt wären, fünfunddreißigtausend Mann zu Fuß und zu Pferde bereit hätten, um damit im Lande zu rauben und zu plündern, wenn man ihnen nicht die Gewissensfreiheit bewilligen werde. Diese von Ihrer Hoheit zu erbitten, hätten sie unter sich beschlossen, daß in sechs oder sieben Tagen ungefähr tausend oder fünfzehnhundert von ihnen bewaffnet nach Brüssel gehen sollten." Graf Egmont bestätigte dies zum Theil und sagte, daß er es ebenfalls von Leuten gehört habe, welche nicht genannt sein wollten; zugleich zeigte er eine Abschrift des Compromisses vor, in welchem sich die Gesinnungen und die Absicht des Adels deutlich genug aussprachen.

Die Oberstatthalterin war über diese Nachricht außerordentlich erschrocken und klagte bitter über den König: „Wozu soll dieses Bekanntmachen von Edikten, sagte sie, wenn ich keine Macht habe, sie ausführen zu lassen? Sie dienen nur dazu, die Kühnheit des Volkes zu vermehren und mein Ansehn herabzusetzen." Sie fragte den Grafen von Megen um Rath, was

in dieser Sache am besten zu thun sei. Dieser antwortete, „daß es nur drei Mittel gebe, dem Vorhaben des Adels zuvorzukommen. Entweder müsse man sogleich die Waffen ergreifen, was jedoch ohne den Befehl des Königs nicht geschehen könne, und der jedenfalls zu spät ankommen würde, da die Andern schon hinreichende Mannschaft bereit hätten; oder man müsse die Bitte der Edelleute erfüllen, was dem Könige keinesfalls gefallen würde; oder die Inquisition und die Strenge der Placate mildern und den Edelleuten ihren begangenen Fehler verzeihen." Zugleich fügte er noch hinzu, „daß es wohl gut sein möchte, alle Statthalter und einige andre Edelleute noch vor der Ankunft der Verbündeten zusammen zu rufen und vor Allem Sr. Majestät von dem Verfalle zu benachrichtigen, ohne grade jetzt auf seine Reise nach den Niederlanden zu dringen, da er doch zu spät kommen würde." *) Graf Egmont stimmte ihm bei und äußerte die Hoffnung, daß die Edelleute höchstens vier- bis fünfhundert stark und unbewaffnet erscheinen, und daß ihre Bitten wahrscheinlich weit bescheidener sein würden, als man vermuthete.

Mehre Mitglieder des Rathes und besonders Barlaimont, sprachen laut ihre Verwunderung darüber aus, „daß eine so große Menge Bewaffneter zusammen kommen könnte, ohne daß die Befehlshaber in den Grenzorten oder Andere etwas davon vernommen haben sollten und daß, wenn die Statthalter und die Ritter des goldenen Vließes sich mit tapferem Muthe vereinigten, um keine Veränderung in der Religion zu leiden, es nicht nöthig sein würde, den Bösen weder ihr Gesuch zu bewilligen, noch irgend mit ihnen in Unterhandlungen zu treten;

*) Diese ganze Erzählung ist wörtlich aus dem schon mehrmals angeführten Werke Hoppers, der am besten unterrichtet sein konnte.

daß, wären diese Herren unter sich einig, man den Unruhigen zu stark sein würde und es lächerlich wäre, von Verzeihung zu reden, ehe man wüßte, wem und was man vergeben sollte." Zugleich gab Barlaimont der Herzogin im Geheimen zu verstehen, „daß, wenn sich alle Statthalter und Ritter des goldenen Vließes versammelten, sie gar bald erfahren würde, welche Ansicht oder Meinung die vorherrschende sei." Die Oberstatthalterin sah dies Alles vollkommen ein, allein sie hielt dennoch für gut, dem Rathe der Grafen Egmont und Megen in so weit zu folgen, daß sie beschloß, am 29. März dem Könige über das Vorgefallene weitläuftig Bericht erstatten und die Statthalter und Ritter auf diesen Tag zusammen berufen zu lassen. Zu gleicher Zeit wurden dem Prinzen von Oranien und dem Grafen Hoorne drei bis vier Briefe geschrieben, in welchen man sie bat, dieser Versammlung beizuwohnen.

Das häufige Reden von der Inquisition und den Placaten veranlaßte mehre vornehme Herren, die letzteren näher zu prüfen, denn bisher hatten sie sich wohl nur wenig darum bekümmert, da dieselben sie meistens nicht angingen und sich nur auf das gemeinere Volk bezogen. Sie waren über den Inhalt nicht wenig erstaunt und äußerten, „daß es nichts Unleidlicheres und Unvernünftigeres auf der Welt geben könne, als diese Placate, und daß es ihnen nicht einfallen würde, zur Vertheidigung derselben, oder der Inquisition die Waffen zu ergreifen, indem es durch dieselben dem Cardinal Granvella, ihrem Feinde, gar leicht werden würde, ihnen an Leib und Gut zu kommen. Vor allen Dingen sei es nöthig, den in Anregung gebrachten General-Pardon zu geben, um vorzüglich den Prinzen von Oranien sicher zu stellen, der den Unwillen des Königs zu fürchten habe und was die Hauptsache, eine Aussöhnung zwischen Sr. Majestät und seinen Vasallen zu bewirken."

Die Gerüchte, welche unterdessen der Herzogin zu Ohren kamen, wurden immer drohender; es hieß unter Anderm, daß die Verbündeten Brüssel mit bewaffneter Hand nehmen und die Oberstatthalterin in Vilvoorden gefangen setzen wollten. Darüber erschrak diese sehr und erließ an alle Commandanten der Städte und festen Plätze den Befehl, wachsam zu sein und ihre Mannschaft bereit zu halten. Die Verbundenen waren auch nicht müßig, sie suchten ihre Zahl möglichst zu verstärken und gebrauchten dazu alle nur mögliche Mittel; ja Brederode soll gegen einen Edelmann, der sich zu unterschreiben bedachte, gar den Degen gezogen haben, um ihn zum Unterzeichnen zu zwingen. Zu gleicher Zeit schrieben sie an den Kaiser Maximilian II. (Kaiser Ferdinand I. war schon 1564 gestorben), der damals den Reichstag zu Augsburg hielt, und baten ihn, sich bei Philipp II. zu verwenden, daß er den Niederländern die Religionsfreiheit bewillige.

Dem Befehl der Statthalterin gemäß erschienen am 29sten März folgende Herren in Brüssel: Der Prinz von Oranien, Graf Egmont, der Herzog von Arschot, der Markgraf von Bergen, die Grafen Megen, Aremberg, Hoorn, Hoogstraten, Ligne; die Herren von Barlaimont, Montigny und Hachicourt, sämmtlich Ritter des goldenen Vließes, und außerdem Viglius, der Staatsrath Bruxelles und die Beisitzer des geheimen Rathes. Die Oberstatthalterin theilte den Versammelten mit, weshalb sie berufen worden waren, stellte ihnen die Lage des Landes, die Größe der demselben drohenden Gefahr vor und bat einen Jeden, frei und offen seine Meinung darüber zu sagen, was er für den Dienst Gottes und des Königes und für das Wohl des Landes am geeignetsten halte. Die Berathungen währten einige Tage, welches aber die eigentlichen Resultate derselben waren, läßt sich nicht bestimmt ergründen; so viel ist jedoch gewiß, daß die oranische Partei zur Nachgiebigkeit und zur Mil-

derung der strengen Religionsedikte rieth. Sie, vielleicht that es der Prinz selbst,*) stellte der Oberstatthalterin vor: „daß es zwei Arten von Inquisitionen gebe; die gewöhnliche, bischöfliche und die außergewöhnliche, päpstliche; daß jetzt das Land hinreichend mit Bischöfen versehen sei und, wenn diese ordentlich ihre Pflicht thäten, man füglich die außergewöhnliche, päpstliche Inquisition entbehren, oder wenigstens aufschieben könne. Hielte man es für den Gottesdienst und den Dienst des Königs nicht zuträglich, die Placate aufzuheben, so möchte es wohl jetzt angemessen sein, ebenso zu handeln, wie es der Kaiser Carl V. im Jahr 1550 auf die Vorstellungen der Königin Maria, seiner Schwester und Statthalterin der Niederlande that, indem er die Strenge der Placate milderte."

Die Herzogin, welche täglich durch Nachrichten von Tumulten in verschiedenen Gegenden der Niederlande geängstigt wurde, und welche am besten die Ansicht des Königs kannte und wußte, daß es diesem am angenehmsten sein würde, wenn

*) Burgundius (lib. II. pag. 126) läßt hier den Prinzen eine zierliche, mit Gelehrsamkeit ausstaffirte Rede halten, die sowohl Watson als Schiller demselben ebenfalls in den Mund legen. Ich kann mich nicht entschließen, diese Rede hier aufzunehmen, da ich sie für ein Machwerk des Burgundius halte und sie von keinem andern Geschichtsschreiber erwähnt wird, außer von Hooft, den ich aber nicht kenne, und der sie, wie Wagenaar sagt, aus dem Burgundius zierlich ins Holländische übersetzt hat. Der einzige Schriftsteller, dem man, was die Verhandlungen im Rathe der Herzogin betrifft, hier am unbedingtesten folgen kann, ist Hopper. Burgundius hat zwar die Papiere des Präsidenten Viglius benutzt; allein schwerlich würde dieser die Rede nachgeschrieben haben, selbst wenn der Prinz sie gehalten hätte. Aehnlich verhält es sich mit den von Schiller angeführten schönen Reden der Oberstatthalterin, die er meistens aus dem Strada entlehnt; diesem war es aber mehr darum zu thun, das Haus Farnese zu verherrlichen, als eine Geschichte der Niederlande jener Zeit zu schreiben, deshalb sind diese Reden sehr verdächtig.

sie Gewalt gebrauchte, hatte hierzu große Lust; aber wer sollte die Truppen anführen? Dem Prinzen von Oranien traute sie nicht mehr, und Graf Egmont, dem sie, wie es heißt, dieses Commando antrug, soll erwidert haben, „daß er sich niemals für die Inquisition und die Placate schlagen werde." *) Die Unruhe und das Mißtrauen des Volkes wurde außerordentlich durch die Rüstungen vermehrt, welche um diese Zeit Herzog Erich von Braunschweig, dem Philipp II. Woeden versetzt hatte, im clevischen Lande zu unbekanntem Zwecke machte. Es hieß allgemein, daß er für den König eine Armee sammle, um mit derselben die Inquisition gewaltsam in den Niederlanden einzuführen. Die Herzogin erklärte vergebens, daß er durchaus keine Vollmacht vom Könige habe, allein das Mißtrauen blieb und sie fühlte sich veranlaßt, dem Herzoge Erich zu schreiben, die Rüstungen einzustellen, welche die ohnedies schon so unruhigen Niederländer noch unruhiger machten. Der Herzog hielt mit seinen Werbungen ein, aber das Mißtrauen der Niederländer hörte damit nicht auf und Einige zu Antwerpen beschlossen, der Herzogin, wenn sie etwa die Waffen ergreifen sollte, Geld und Kriegsbedürfnisse zu verweigern.

Unterdessen sammelten sich in den ersten Tagen des Aprils nach und nach eine Menge Edelleute in Brüssel und das Gerücht vermehrte die Zahl derjenigen, welche unterweges waren, auf außerordentliche Weise. Die Herzogin berathschlagte mit dem Staatsrath, ob man vor diesen Edelleuten nicht die Thore schließen und ob man sie vorlassen solle. Die Meinungen hierüber waren getheilt; die Feinde der oranischen Partei dagegen. Barlaimont soll sogar der Herzogin den Rath gegeben haben, den Abgesandten der Adeligen Zutritt zu gestatten, allein Bewaffnete im Schlosse versteckt halten und sie dann sämmtlich nieder-

*) G. Braudt.

zumachen. Die Nachricht ist jedoch durch nichts verbürgt. Die Meinung der oranischen Partei gewann endlich nach heftigen Debatten die Oberhand, sie erklärte, „daß man diesen Edelleuten, in Betracht, daß sie nur kämen, um eine Bittschrift zu überreichen, und da sie Vasallen des Königes und größtentheils ihre Verwandte, Bekannte oder Diener wären, den Zutritt nicht verwehren könne, vorausgesetzt, daß sie unbewaffnet kämen und die Wachen an den Thoren verstärkt würden.“

Am dritten April zog Heinrich, Herr von Brederode und von Vianen, mit zweihundert Edelleuten in Brüssel ein; fast zu gleicher Zeit mit ihm kam Graf Ludwig von Nassau, den ebenfalls viele, meist niederländische, aber auch einige fremde Adlige begleiteten. Unter diesen Edelleuten befanden sich sowohl Diener des Königs und der Herzogin, wie auch des Prinzen von Oranien und des Grafen Egmont. Die ganze Zahl der in Brüssel versammelten Verbundenen belief sich auf etwa dreihundert; als ihre Anführer galten Heinrich von Brederode und Graf Ludwig von Nassau.

Heinrich Herr von Brederode und Vianen, Burggraf von Utrecht, stammte in grader Linie von den alten Grafen von Holland, und zwar von Siegfried oder Sikko, dem Bruder des Grafen Dietrich III. Siegfried war, wie man sagt, wegen eines begangenen Todtschlages mit dem regierenden Grafen zerfallen und floh nach Kennemerland, wo er sich in ein junges Mädchen Namens Tetta, oder Tietburg, die Tochter eines gewissen Gozewyn, verliebte, der aus Westfriesland stammte und sich in Kastrichem niedergelassen hatte. Er heirathete dieses Mädchen und brachte dadurch seinen Bruder noch mehr auf, dem er die Herrschaft mißgönnte und der ihm deshalb nach dem Leben getrachtet haben soll. Endlich fand eine Aussöhnung statt, und Siegfried erhielt die Herrschaft über Kennemerland und Westfriesland unter der Oberhoheit Dietrichs III. Als er am 5. August 1030

starb, hinterließ er zwei Söhne: Dietrich, den ersten Herrn von Brederode und Zevenbergen, und Gottfried, Herrn von Luremburg. Nach Siegfrieds Tode fiel Kennemerland und Westfriesland wieder an seinen Bruder zurück. Die Holländer waren unter ihren alten Grafen glücklich gewesen und erinnerten sich derselben mit um so größerer Dankbarkeit, als ihr Zustand sich unter der Herrschaft der burgundischen und österreichischen Herrscher unvortheilhaft geändert hatte. Es war daher wohl ganz natürlich, daß sie den Abkömmling ihrer alten Herren mit besonderem Interesse betrachteten und daß es Viele unter ihnen gab, welche der Meinung waren, daß, wenn Alles nach dem Rechte ginge, eigentlich der Herr von Brederode Graf von Holland sein müsse. Dieser, ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, war nicht wenig stolz auf seine erhabene Abkunft und hielt sich für wichtiger, als er es wirklich war, welcher Fehler in ähnlichen Fällen wohl häufig vorkommen mag. Außer seiner hohen Geburt besaß er eben keine besonderen Eigenschaften; er war mehr kühn in Worten als in Werken, obgleich man ihm Muth nicht absprechen kann, doch war er mehr ein Rennomist, als ein Held, und mehr Schwadronör, als Redner. Aus seinem Adelsstolz ging sein Ehrgeiz hervor; er wollte überall gern die erste Stelle einnehmen und durch sein keckes Betragen machte er andre glauben, daß er auch wirklich dazu berufen sei. Solche Charactere sind beim Beginn einer Revolution den geheimen Leitern derselben von großem Nutzen; sie regen auf und machen durch ihre Keckheit andern Muth; Niemand eignete sich, wie Schiller sagt, besser zum Vortänzer einer Revolution als Brederode. Ein Despot fürchtet Jeden, von dem er voraussetzen kann, daß er Gründe hat, feindselig gegen ihn gesinnt zu sein. Die Abstammung Brederode's machte sowohl Kaiser Carl, wie seinem Sohne Skrupel. Ersterer untersagte ihm, das holländische Wappen zu führen, welches er, oder seine Familie,

sich beigelegt hatte; Letzterer überging ihn bei der Besetzung der Aemter fast ganz; das Commando einer Bande Reiter von der Ordonnanz war Alles, was er ihm anvertraute. Natürlich schrieb Brederode dieses Benehmen Philipps nicht seinem Mangel an Fähigkeiten, sondern der geheimen Furcht desselben zu und dies gab ihm in seinen und vielleicht auch in den Augen Anderer eine noch größere Wichtigkeit. Eine in Holland erschienene Broschüre bezeichnet ihn als den rechtmäßigen Erben von Holland; dieselbe ist mit seinem Bildniß geziert, welches folgende Umschrift hat:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis

Gloria, virtutem non unica pagina claudit.

Wir finden in einem Werke angemerkt, daß, als er mit dem Prinzen von Oranien und den Grafen Egmont und Hoorne im Jahre 1562 wider den Willen der Statthalterin den Reichstag zu Frankfurt a. M. besuchte, er dort seine Ansprüche auf Holland reclamirt habe. Ein solcher Schritt ist jedoch zu bezweifeln, gewiß ist es aber, daß zur Zeit, als er Oberhaupt des verbündeten Adels hieß, das Gerücht ging, daß er sich zum Grafen von Holland machen wolle. Daß er auf Tumult und dabei im Trüben zu fischen hoffte, beweisen die Worte, welche er, wie man sagt, bei seinem Eintritt in Brüssel gesprochen haben soll: „Man hat geglaubt, ich würde nicht den Muth haben, in die Stadt zu kommen; ich werde sie bald auf andere Art besuchen." Erzürnt über die Anmaßungen des Cardinals Granvella hatte er sich mit den andern Edelleuten gegen denselben verbunden und kam dadurch in nähere Verbindung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen Egmont, denen er auch fernerhin folgte und deren Maasregeln und Vorschriften er mit seiner gewöhnlichen Keckheit oftmals überschritt.

Ludwig Graf von Nassau, ein jüngerer Bruder des Prinzen von Oranien, hatte in Genf studiert und hier sowohl eine

glühende Liebe für die Freiheit, wie für die reformirte Lehre eingesogen. König Philipp II., der beide unterdrückte, wurde ebenso glühend von ihm gehaßt, und mit Begeisterung folgte er den Schritten seines Bruders, den er außerordentlich liebte und vor dessen hohem Geiste er sich beugte. Ungestüm und tollkühn, wie er war, eignete er sich trefflich zum Werkzeuge desselben. Gern überließ er der Eitelkeit Brederodes die Stelle eines ersten Anführers des verbündeten Adels; seinem Ehrgeiz genügte es, für die Sache der Freiheit zu kämpfen.

Diese beiden Herren stiegen bei ihrer Ankunft in Brüssel im oranischen Palais ab, wo sie von dem Grafen Hoorne und dem jungen Grafen Mansfeld empfangen wurden. Die übrigen Edelleute fanden bei Freunden, oder in Gasthäusern ein Unterkommen. Am Morgen des 4ten Aprils versammelte Brederode alle Verbundene im Kuilenburgischen Hause und legte ihnen hier nochmals die Frage vor, „ob sie noch Alle mit ihm eines Sinnes wären?“ Als dieses freudig bejaht wurde, las er ihnen einen Brief aus Spanien vor, welcher die Nachricht enthielt, daß ein von ihnen Allen gekannter und geachteter Mann, Namens Mornon, dort wegen Ketzerei bei langsamem Feuer verbrannt sei. Darauf ließ er jeden Einzelnen für sich und seine abwesenden Freunde nochmals schwören, daß sie sich gegenseitig, ohne alle Rücksicht, selbst mit den Waffen beistehen wollten. Man beschloß am andern Tage die Bittschrift zu überreichen und hielt deshalb bei der Oberstatthalterin um eine Audienz an, welche bewilligt wurde.

Am 5ten April eintausend fünfhundert und sechsundsechzig gegen Mittag ging der prachtvolle Zug der Edelleute in anständiger Ruhe, zu vier und vier geordnet, Heinrich von Brederode und Graf Ludwig von Nassau an ihrer Spitze, aus dem Kuilenburgschen Hause nach dem Schlosse. Die Herzogin verließ so eben den Staatsrath und unterhielt sich unterweges mit

einigen angesehenen Herrn, unter denen der Herr von Barlaimont war. Sie blieb, in ernstem Gespräche mit demselben begriffen, stehen und unterdessen zog die lange Reihe der Edelleute schweigend an ihr vorüber. Barlaimont, der auf ihrem Gesicht einige Unruhe bemerken mochte, flüsterte ihr halblaut zu: „Ne craignez rien, ce n'est qu'un tas de gueux,“ (Fürchten Sie nichts, ein Haufen Bettler und nichts weiter.) Nachdem die Edelleute sich aufgestellt hatten, schritt Brederode auf die Herzogin zu, beugte ehrfurchtsvoll das Knie vor ihr und redete sie im Namen Aller an: „Gnädige Frau! Die hier „versammelten Edelleute und viele andere, welche aus wich„tigen Ursachen hier nicht erschienen sind, haben es für dienlich „erachtet, Ew. Hoheit diese Vorstellung in aller Demuth zu „überreichen, worauf Sie, was Ihnen geeignet scheint, zu be„schließen geruhen mögen. Man meldet uns zwar, gnädigste „Frau, daß man Ew. Hoheit und einigen Herrn des Raths „berichtet hat, daß wir den Weg zum Aufruhr und Abfall zu „bahnen Willens seien, mit fremden Fürsten, deutschen und „französischen Kriegshäuptern ein heimliches Verständniß halten „und schon ein Bündniß geschlossen haben sollen: aber diese „Schrift wird eine solche Verläumdung hinlänglich widerlegen. „Dessenungeachtet bitten wir Ew. Hoheit ernstlich, uns die Na„men der Ankläger und Angeklagten zu nennen, damit durch „Bestrafung derjenigen, die eine Schuld trifft, fernerem Unheil „vorgebeugt werde, indem wir uns versichert halten, daß Ew. „Hoheit nicht zugeben werden, daß eine so ehrenwerthe Gesell„schaft, wie die unsrige ist, ungestraft gelästert werde.“*)

Hierauf überreichte er der Oberstatthalterin die Bittschrift, deren Inhalt folgender war: „Die Niederländer, gnädigste Frau, „sind stets und überall als gegen ihre Fürsten getreue Leute

*) Wagenaar. Th. 3. Buch 22. S. 65. nach Bor.

„berühmt gewesen und besonders die Edelleute, welche auch „noch, ebenso sehr als jemals, geneigt sind, in die Fußtapfen „ihrer Vorfahren zu treten; allein der Dienst, welchen wir dem „Fürsten gegenwärtig leisten, muß für den größten und nütz„lichsten gehalten werden, wenn wir uns vielleicht dadurch auch „den Unwillen Ew. Hoheit zuziehn sollten. Die Inquisition, „wie auch die scharfen Verordnungen sind, wie wir glauben „wollen, in guter Absicht und um demjenigen nachzukommen, „was Kaiser Carl vormals für zweckmäßig gehalten hat, ein„geführt worden. Allein die Zeiten sind verschieden und erfor„dern besondere Hülfsmittel. Die Strafbefehle, obgleich sie „nicht sehr strenge befolgt worden sind, haben schon große Un„ruhen verursacht. Was hat man anders, als einen allgemei„nen Aufstand, zum Verderben des Landes, zu erwarten, wenn „sie, nach dem Befehl des Königs, ohne irgend eine Milderung „vollstreckt werden? Wir hatten gehofft, daß die Herren, oder „Stände dagegen eine Vorstellung machen würden; allein da „dieses aus uns unbegreiflichen Ursachen nicht geschehen ist, so „haben wir uns, zufolge unserem Eide und unserer Pflicht, „verbunden gehalten, nicht länger zu schweigen, und haben das „Vertrauen, daß Sr. Majestät uns dies nicht übel nehmen „werde, weil wir, da unsre Häuser meist im offenen Felde lie„gen, bei einem befürchteten Aufstand, dem ersten Anfall aus„gesetzt wären uud auch Niemand von uns, ja Niemand in „den Niederlanden seines Lebens sicher ist, wenn man die Ver„ordnungen gegen die Ketzer auf das Strengste vollstrecken will, „indem Jedermann in solchem Falle dem Hasse des ersten bos„haften Angebers blosgestellt ist. Wir bitten also Ew. Hoheit „demüthigst, daß Sie ohne Verzug Jemand an den König ab„senden wollen, mit dem ernstlichen Ansuchen, daß Sr. Majestät „in den erwähnten Schwierigkeiten, auf das Eiligste Maasregeln „zur Einziehung und Nichtvollstreckung der Strafbefehle treffen

„möge, worauf jedoch, mit Rath und Einwilligung der ge=
„sammten Stände, andre statt ihrer gemacht werden können.
„Wir bitten überdies, daß Ew. Hoheit unterdessen, daß der
„König dieses unser Verlangen erwägt, die Inquisition und die
„Strafbefehle vorläufig außer Wirksamkeit setzen wolle, bis Sr.
„Majestät andre Befehle darüber gibt. Widrigenfalls verwah=
„ren wir uns ernstlich und erklären uns an allen bösen Fol=
„gen für unschuldig, die aus Verachtung dieses guten Ra=
„thes entstehen können. Wir haben als treue Diener und Lehn=
„leute des Königs unsre Pflicht gethan, ohne dieselbe irgendwo
„überschritten zu haben, weshalb wir um desto dringender und
„heißer bitten, daß Ew. Hoheit unser Gesuch wohl in Betracht
„zu ziehen geruhe, ehe größeres Unheil entsteht; thun Sie dieses,
„so werden Sie wohl daran thun."

Die Oberstatthalterin nahm die Bittschrift an und entgeg=nete, daß sie dieselbe in Erwägung ziehen und bald darauf ant=worten werde. Am andern Tage begab sich der Zug der Edel=leute, der durch die in der Nacht mit der Post angekommenen Grafen von Kuilenburg und von Bergen noch verstärkt war, in derselben Ordnung, wie am Tage vorher, in das Schloß. Hier empfingen sie die Bittschrift mit der am Rande geschriebenen Antwort folgenden Inhalts zurück: „Ihre Hoheit wäre geneigt, eine Gesandtschaft an den König abzufertigen, der, wie sie hoffte, Alles, und auch die Milderung der Strafbefehle anord=nen würde, woran schon vor ihrer Ankunft im Rathe gearbei=tet worden wäre. Jedoch stände es nicht in ihrer Gewalt, die Inquisition und die Strafbefehle unterdessen ruhen zu lassen. Es wäre auch ungereimt, daß das Land so lange ohne Richtschnur in Betreff des Gottesdienstes bliebe. Dessenungeachtet wollte sie den Inquisitoren und Gerichtsbeamten schreiben lassen, daß sie sich in Ausübung ihrer Gewalt mit aller Mäßigung betra=gen sollten. Von dem Adel verspräche sie sich einen guten Wil=

len, den catholischen Glauben rein zu bewahren, und sich so still und sittsam zu betragen, als es Leuten von ihrem Stande gebühre."

Eine solche Antwort war wenig geeignet, den Adel zufrieden zu stellen; es wurde daher nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, abermals eine Bittschrift einzureichen. Dies geschah am 8ten April. Dieselbe enthielt, „daß sie Ihrer Hoheit für eine so schleunige Antwort dankten, allein eine stärkere Versicherung für die Ruhe des Landes wohl gewünscht hätten, denn dies wäre das Einzige, was sie suchten. Da jedoch, wie sie mit Betrübniß hörten und wohl wünschten, daß es anders wäre, die Macht Ihrer Hoheit nicht so weit ginge, so wollten sie, ihrem Versprechen gemäß, erwarten, daß sowohl die Inquisition, wie die weltliche Obrigkeit milder verfahren werde; und da sie den Entschluß gefaßt hätten, sich danach zu richten, was Sr. Majestät mit Einwilligung der Stände bestimmen würde, so hofften sie, daß sie Ihrer Hoheit nicht die geringste Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hätten, besonders da sie es für recht hielten, daß derjenige, welcher Aufruhr, oder dem Aehnliches anfinge, nach Verdienst gestraft würde. Sie verwahrten sich auch nochmals gegen jede Verantwortlichkeit, wenn durch die Verachtung ihres Rathes ein Aufstand erfolgte, indem sie ihre Pflicht gethan hätten. Zum Beschluß baten sie demüthig, daß Ihre Hoheit Alles zum Besten deuten wolle, weil es aus Eifer für den Dienst des Königs und Ihrer Hoheit herrühre, zu deren Füßen sie auf ihren Befehl bereit wären zu sterben." Zugleich baten sie auch, daß die Oberstatthalterin ihre Bittschrift Wort für Wort durch den königlichen Buchdrucker möchte drucken lassen, da sie gehört, daß Böswillige dieselbe mit allerlei Zusätzen hatten durch den Druck veröffentlichen lassen und dies leicht veranlassen könne, daß man sie für Empörer halte.

Die Oberstatthalterin ließ die Edelleute im Audienzsaal

stehen und berieth sich mit dem Staatsrathe, welche Antwort sie auf diese neue Schrift geben sollte. Bald darauf erschien sie wieder und sagte, „die Edelleute könnten versichert sein, daß die Inquisitoren und Obrigkeiten angehalten werden würden, Aergerniß und Unheil zu vermeiden, vorausgesetzt, daß sie keine Ursache dazu gäben, wofür sie sowohl unter sich, als unter dem Volke sorgen und unter der Hand keine Bundesgenossen mehr suchen müßten."

Als die Edelleute schon das Schloß verlassen hatten, fiel es ihnen ein, daß die Oberstatthalterin es ganz mit Stillschweigen übergangen, welche Meinung sie über die Schritte des Adels habe, und da sie dies in Verlegenheit setzte und bedenklich machte, so schickten sie den Herrn d'Esquerdes ab, sie bestimmt um eine Erklärung zu ersuchen, daß sie Alles, was vorgefallen, „als zum Dienste Gottes und des Königs geschehen" ansähe. Die Herzogin antwortete, „daß sie nicht Richter über ihre Handlungen sei und die Zeit und ihr Betragen das am Besten zeigen werde." Diese ausweichende Antwort gefiel den Edelleuten durchaus nicht, allein da sie die Hoffnung aufgaben, eine bessere zu erhalten, so beschlossen sie, von Brüssel abzureisen. Mehre Herrn des Rathes, denen diese Unzufriedenheit der Edelleute nicht entging, stellten der Oberstatthalterin vor, daß es unmöglich gut sei, wenn man dieselben so aufgebracht entließe und gaben ihr den Rath, ihnen auf eine unzweifelhafte Weise zu zeigen, daß es ihr mit dem Befehl an die Inquisitoren und Obrigkeiten Ernst sei. Diese Vorstellungen wirkten wenigstens so viel, daß die Herzogin es zuließ, daß der Graf Hoogstraten und der Geheimsecretair der Oberstatthalterin, Berti, den Verbundenen die Briefe zeigte, in welchen den Obrigkeiten und Inquisitoren ein milderes Verfahren anbefohlen wurde.

Dieses also war die erste Wirkung eines Schrittes, von welchem die Oberstatthalterin so viel befürchtet hatte. Wären

die Supplikanten kecker aufgetreten, so möchte sie ihnen vielleicht mehr bewilligt haben und rücksichtsvoller begegnet sein; allein das ruhige und demüthige Betragen derselben machte ihr Muth, auf eine so ungenügende Weise zu antworten. Es ist möglich, daß ein großer Theil der Verbündeten große Wichtigkeit auf die Antwort der Statthalterin legte, allein man kann mit Gewißheit annehmen, daß es den verborgenen Lenkern der Schritte des Adels ziemlich gleichgültig war, welche Resolution auf diese Bittschrift erfolgte. Sie kannten die beschränkte Macht der Statthalterin und wußten, daß, wenn sie selbst etwas bewilligte, dies nur so lange von Dauer sein würde, als König Philipp nichts davon wußte; denn wie wenig dieser zur Milderung der Inquisition und der Strafbefehle geneigt war, hatte er oft genug ausgesprochen. Es war wahrscheinlich wohl nur der Zweck des Prinzen von Oranien, denn diesen muß man als die Seele des Ganzen betrachten, die Aufmerksamkeit der Regierung irre zu führen und unterdessen Zeit zu gewinnen, die geheimen Räder der Maschine in Gang zu setzen, welche die Macht König Philipps in den Niederlanden untergraben und stürzen sollte. Leider ist uns das geheime Triebwerk dieser großartigen Maschine nicht enthüllt worden, wir sehen und bewundern nur ihre Wirkungen und Denjenigen, der sie construirte und leitete. Alles was nachher geschah, was so unerwartet und plötzlich hereinbrach, hing zu genau mit den vorhergehenden Begebenheiten zusammen, als daß es, wie von Vielen angenommen wird, durch Zufall entstanden sein könnte. Es ist möglich, daß die Bewunderung für den Prinzen von Oranien uns zu weit führt, wenn wir behaupten, daß alle diese großen Bewegungen wohl berechnet und von dem Prinzen herbeigeführt waren; fielen die Resultate derselben im Einzelnen auch vielleicht anders aus, als es seine Absicht war, gelang es ihm nicht immer, die entfesselten Kräfte gänzlich zu zähmen, so trugen sie doch dazu bei, den Haupt-

zweck zu befördern. Eben dieses Dunkel, in welches die Machinationen des Prinzen gehüllt sind, muß die Bewunderung für ihn und seinen hohen Geist noch steigern; eine Revolution, die auf offenem Markte gemacht wird, erreicht selten ihren Zweck, es sei denn, daß überwiegende, rohe Kräfte ihr beistehn; der Schwächere wird den unendlich Stärkeren nur durch List und Gewandheit besiegen. Es ist sehr zu bedauern, daß der Prinz kein Tagebuch führte; er hielt es wahrscheinlich für zu gefährlich, denn wäre dasselbe zu jener Zeit durch irgend einen Zufall bekannt geworden, so wurden dadurch eine Menge Personen compromittirt, auf deren Haupt die Rache des Königs gefallen wäre. Wir müssen uns hier also mit Hypothesen begnügen und mit Erzählung der Thatsachen, so gut dieselben sich aus den Werken von Zeitgenossen feststellen lassen.

Der mit so vielen Feierlichkeiten und Weitläuftigkeiten gethane Schritt des verbündeten Adels mußte die Aufmerksamkeit und das Interesse der ganzen Niederlande auf ungewöhnliche Weise erregen und besonders die Stadt Brüssel alarmiren. Die pomphaften Züge des Adels, unter denen man Männer sah, deren Namen das Volk mit Liebe und Bewunderung auszusprechen gewohnt war, die feierliche Uebergabe der Bittschrift, alles so ungewöhnliche und unerhörte Dinge, der ganze Zweck der Verbindung, der so übereinstimmend mit den Wünschen selbst des gemeinsten Mannes war, mußte ganz Brüssel mit Erstaunen erfüllen. Jeder Einwohner beeiferte sich, den vornehmen Gästen Ehre zu erweisen; die ersten vier bis fünf Tage ihres Aufenthaltes in Brüssel wurden unter Festen und Gastmälern hingebracht.

Am Tage nach der Uebergabe der ersten Bittschrift gab Brederode im Palaste des Grafen von Kuilenburg dem sämmtlichen verbündeten Adel ein prachtvolles Mittagsessen. Schon früher hatte man die Idee gehabt, der Verbindung einen Namen

zu geben, es war aber darüber noch nichts Bestimmtes ausgemacht worden; der Zufall entschied. Als Brederode den erst in der Nacht angekommenen Grafen von Bergen und Kuilenburg den Hergang und die Merkwürdigkeiten der ersten Audienz erzählte, fielen ihm die der Herzogin nicht eben sehr leise zugeflüsterten Worte Barlaimonts ein, die er gehört hatte: Ce n'est qu'un tas de gueux. Die beiden Grafen waren hierüber sehr aufgebracht; allein Brederode, den der Wein in ungewöhnlich gute Laune versetzt hatte, machte einen Scherz aus der Sache und sagte, daß dieser Name sich sehr gut für Leute eigne, die bereit wären, für ihr Vaterland und ihren König selbst den Bettelsack umzuhängen. Viele unter den Edelleuten mochten im Vergleich mit Barlaimont Bettler sein; aber es kann nicht Jeder so reich sein, wie ein Finanzminister. Brederodes Ausspruch circulirte in der ganzen lustigen Tischgesellschaft, die ungefähr aus dreihundert Personen bestand, und fand immer mehr Beifall, je mehr der Wein die Köpfe erhitzte. Vivent les gueux! erschallte es plötzlich aus der Mitte der Tafel; die Gläser klirrten und unter Gelächter und Halloh rief die ganze Gesellschaft den Trinkspruch nach, der nun unendlich oft wiederholt wurde. Gegen das Ende der Tafel, als es auch mit dem Verstand der Meisten zu Ende ging und die Lustigkeit sich bis zur Ausgelassenheit steigerte, ließ sich Brederode einen Bettelsack und einen hölzernen Becher holen, hing ersteren um, schenkte letztern voll und rief:

Par ce Pain, par ce Sel, et par cette Besace
Les Gueux ne changeront pour chose que l'on face.

Vivent les Gueux! Bettelsack und Becher gingen herum; jeder trank und wiederholte Brederodes Worte, mancher mit lallender Zunge. Einer der Gäste sah den Grafen Hoogstraten vor dem Hause vorüber gehn; man bat ihn, herein zu treten und

empfing ihn mit dem jubelnden Rufe: vivent les gueux! Ebenso wurden der Prinz von Oranien, Graf Egmont, Hoorne und Mansfeld empfangen, die bei Letzterem zu Mittag gespeist hatten und welche durch den tollen Lärm angelockt worden waren. Das Gastmal dauerte bis spät in die Nacht und manchen bewußtlosen Geusen trug man nach Hause.

Dies ist der Ursprung des Parteinamens, der in der Folge so berühmt geworden ist und der sich Jahrhunderte lang erhielt; noch im vorigen Jahrhundert war er in den Niederlanden gebräuchlich,*) vielleicht ist er es noch; man bezeichnete damit einen Menschen, welcher der catholischen Religion nicht zugethan war. Dieser Name wurde selbst in fremden Sprachen mit veränderter Endung gebräuchlich.

Nachdem er einmal in Mode gekommen war, fiel es Einigen ein, sich auch die Geräthschaften eines Bettlers beizulegen. Viele der Verbündeten trugen hölzerne Bettlerschüsselchen um den Hals, auf denen vivent les gueux eingeschnitten war; bald verwandelten sich dieselben in silberne und goldene Münzen, welche sowohl auf dem Hut, wie an rothen Bändern am Halse getragen wurden. Auf diesen Münzen sah man auf einer Seite das Bildniß des Königs mit den Worten: **Fidelles au Roy** (Treu dem Könige), auf der andern zwei in einem doppelten Bettelsack umschlungene Hände mit der Umschrift: **Jusques à la besace** (Bis zum Bettelsack.) Einige gemeinere Leute, die es mit den Geusen hielten, führten beständig eine Klapper, wie sie die Bettler in der Hand trugen, um damit die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Damit nun Alles gehörig übereinstimmen möchte, kleideten sich die Geusen in aschgraues Tuch, welches die Kleidung der Bettelmönche war.

---

*) V. d. Vynkt.

Der Herzog von Arschot, um sich recht auffallend von den Geusen zu unterscheiden und seine Feindschaft gegen dieselben, wie seinen Eifer für die catholische Religion an den Tag zu legen, ließ das Bild der heiligen Jungfrau Maria von Hall auf Medaillen graviren, die er und seine Partei am Hute trugen. Die Oberstatthalterin unterließ nicht, diesem darüber ihr Wohlgefallen zu bezeigen und unterstützte diese Frommen, welche ihr mehr als der heiligen Jungfrau nützten, auf jede Weise. Ja, Papst Pius V. segnete diese kleinen Heiligenbilder sogar ein und gewährte denen, die sie trugen, reichlichen Ablaß. *)

Die Conföderirten verließen Brüssel, nachdem sie vorher einen Vertrag aufgesetzt und unterzeichnet hatten, kraft dessen vier aus ihrer Mitte Erwählten die Verwaltung ihrer Angelegenheiten aufgetragen wurde, die in Brüssel zurückbleiben sollten und denen sie gehorsam zu sein versprachen. Zu gleicher Zeit ernannten sie drei oder vier Edelleute für jede Provinz, die sich mit den Oberhäuptern in Verbindung setzen und zugleich darüber wachen sollten, daß, dem der Oberstatthalterin geleisteten Versprechen gemäß, kein Aufruhr entstände. Ferner verbanden sie sich, keine Veränderung in der Regierung, oder im Gottesdienste zu machen, sondern in Geduld den Beschluß des Königs und der Versammlung der gesammten niederländischen Stände abzuwarten.

---

*) G. Brandt.

Achtes Kapitel.

Die Moderation. — Gesandtschaft des Barons von Montigni und des Markgrafen von Bergen nach Spanien. — Oeffentliche Predigten. — Versammlung der Confóderirten zu St. Truyen.

Kurz nach der Uebergabe der Bittschrift durch die verbündeten Edelleute beschäftigte sich der geheime Rath damit, einen Entwurf zur Milderung der Strafbefehle abzufassen. Hierbei war zweierlei zu berücksichtigen; man mußte den Adel zufrieden zu stellen suchen und durfte sich dabei doch nicht zu weit von dem Willen des Königs entfernen. Endlich, nachdem sowohl die Oberstatthalterin, wie der geheime und große Rath diesen Entwurf oftmals durchgesehn und verändert hatten, kam das Edikt zu Stande, welches in der Geschichte jener Zeit unter dem Namen der Moderation bekannt ist. Der Inhalt desselben war folgender: „Die Lehrer, Aufseher, Schreiber und Heler der Versammlungen des uncatholischen Gottesdienstes und Diejenigen, welches ein öffentliches Aergerniß geben und die Häupter der neuen Lehre beherbergen, sollen mit dem Galgen bestraft und, wenn es die Privilegien des Landes erlauben, ihre Güter eingezogen werden; Diejenigen aber, welche ihre Ketzerei abschwören, soll man mit dem Schwerte hinrichten und ihre

Güter ihren Erben lassen. Gemeine und bußfertige Ketzer soll man begnadigen, die unbußfertigen aber aus dem Lande verweisen, ihre Güter jedoch nicht einziehen, unter der Bedingung, daß sie dieselben ihren rechtmäßigen Erben hinterlassen; sie sollen jedoch verfallen sein, wenn die Besitzer den Versuch gemacht haben, andere Einwohner zu verführen. Die Wiedertäufer allein sollen, wenn sie keine Reue bezeigen, mit Einziehung ihrer Güter bestraft werden; erlauben dies die Privilegien des Landes nicht, so sollen ihre rechtmäßigen Erben sogleich in Besitz treten. Wieder abgefallene Ketzer (Relapsen) sollen, wenn sie auf's Neue Reue zeigen, mit Landesverweisung, Wiedertäufer in solchem Falle aber nicht gelinder, als mit dem Tode bestraft werden." Es erhob sich im Rathe ein Streit darüber, ob man diese Moderation sogleich bekannt machen, oder erst ein Gutachten des Königs darüber abwarten solle. Egmont und einige Andre waren der ersten Meinung, allein der größere Theil erklärte, daß man ohne Befehl des Königs nicht wagen könne, so weit zu gehen, und überdies zu befürchten sei, daß viele Provinzen diese, ohne Zustimmung der Stände entworfene Milderung gar nicht annehmen würden. Man beschloß daher, sie nicht bekannt zu machen, sondern sie nur den Statthaltern der Provinzen mit der Weisung zuzuschicken, darüber das Gutachten der Stände und der Gerichtshöfe einzuholen, welches man dem Könige vorlegen wollte.

Die Oberstatthalterin, welche nicht ohne Grund befürchtete, daß diese Moderation dem Volke keineswegs genügen und die Annahme derselben bei den Ständen Schwierigkeiten finden würde, ließ zuerst die derjenigen Provinzen um ihr Gutachten fragen, welche die wenigsten Freiheiten besaßen. Hatten diese eingewilligt, so hoffte man die Stände der freieren Provinzen, besonders von Flandern, leichter zu bewegen, indem diese Anstand nehmen würden, sich einer Maasregel zu widersetzen, die

schon von mehren andern Provinzen gebilligt war. Die Provinzen Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland, die von ihren Privilegien zu sehr geschützt waren, und welche sehr eifersüchtig darüber wachten, fragte man niemals um ihre Einwilligung. Von den andern Provinzen verwarfen einige die Moderation und erklärten, sich nach den alten, strengen Strafbefehlen richten zu wollen, einige nahmen sie unbedingt, andre mit einige Abänderungen an. — Das Volk, welches von den Künsten gehört hatte, die man gebrauchte, um die Stände zur Annahme der Moderation zu bewegen, wurde gegen dieselbe sehr mißtrauisch; es fürchtete, daß man es unter dem Schein einer Milderung zu betrügen suche und nannte deshalb um diese Zeit die Moderation (Milderung) eine M o o r d e r a t i o n (Mörderung).

Dem Versprechen gemäß, welches die Oberstatthalterin den Conföderirten geleistet hatte, beschloß sie, Johann von Glimes, Markgrafen von Bergen, und Florenz von Montmorency, Herrn von Montigni, nach Spanien zu schicken, um das Gutachten des Königs über die Bittschrift des Adels und über die Moderation einzuholen. Beide hatten durch verschiedene Gerüchte erfahren, daß Philipp II. über den Schritt des Adels sehr aufgebracht sei und eben nicht sehr große Lust zu dieser gefährlichen Gesandtschaft; allein Liebe zu ihrem Vaterlande und die Hoffnung, demselben wesentliche Dienste zu leisten, überwogen endlich alle Bedenklichkeiten. Schon waren sie zur Abreise bereit, als eine Verletzung am Schenkel, welche der Markgraf von Bergen beim Ballschlagen erhielt, diesen nöthigte, seine Reise aufzuschieben, welche Herr von Montigni allein antrat und unterweges möglichst zögerte, damit ihn sein Gefährte noch einholen, oder ihn die Briefe der Oberstatthalterin noch vor Madrid treffen könnten, wenn diese vielleicht durch Nachrichten von dorther sich veranlaßt fühlen sollte, ihn zurückzurufen. In Paris erfuhr er durch den spanischen Gesandten so viel von dem Unwillen des

Königs über die Bittschrift des Adels, daß es ihm sehr leid that, diese bedenkliche Commission übernommen zu haben; allein nun war es zu spät; er durfte keine Ausflüchte suchen und mußte dem grausamen Schicksal entgegengehn, welches ihn im Geburtslande der Inquisition erwartete.

Der König hatte von der Gesandtschaft schon früher durch die Oberstatthalterin Nachricht bekommen, die ihm auch mitgetheilt hatte, wie unzufrieden der Prinz von Oranien und der Graf Hoorne wären, die behaupteten, daß man sie beim Könige verleumdet habe. Sein Antwortschreiben enthielt abermals die Versicherung, daß er diese beiden Herrn für seine vornehmsten und getreuesten Vasallen halte. Er versprach ferner, sobald es anginge, nach den Niederlanden zu kommen, und empfahl der Oberstatthalterin auf das Ernstlichste die Erhaltung des catholischen Glaubens, doch ohne Zusammenberufung der gesammten Stände. Diese Ständeversammlung war dem Könige deshalb so zuwider, weil man in derselben über von ihm erlassene Verordnungen berathschlagen wollte, was er für eine Verletzung seines Ansehens hielt, und weil er wußte, daß die meisten der niederländischen Großen gemäßigte Gesinnungen hatten und zur Milderung rathen würden. Wurde dies bekannt, so konnte dadurch leicht ein Aufruhr entstehen.

Dem Prinzen von Oranien und den Grafen von Egmont und Hoorne, welche unterdessen durch Privatbriefe erfahren hatten, wie ungnädig Sr. Majestät den kühnen Schritt des Adels aufgenommen habe, und daß man gegen sie sehr mißtrauisch gesinnt sei, da sich so viele ihrer Anverwandten und Dienstleute unter den Verbundenen befunden hatten, wurde ihre Stellung am Hofe zu Brüssel immer lästiger. Sie, wenigstens Oranien und Hoorne, würden auf die Bitten der Oberstatthalterin nicht wieder in den Staatsrath zurückgekehrt sein, wenn sie nicht gehofft hätten, durch ihren Einfluß noch so manches dem Volke

drohende Unheil abzuwenden, indem sie der königlich gesinnten Partei beständig opponirten; allein sie sahen ein, daß durch den Schritt des Adels, an welchem man ihnen einen großen Antheil zuschrieb, das Vertrauen zu ihren Rathschlägen sehr wankend geworden war, denn in der That ging in letzterer Zeit auch keiner derselben durch. An anderer Stelle konnten sie unter den jetzigen Umständen der Sache der Freiheit mehr nützen und beschlossen, sich vom Hofe zu entfernen; machten ihre Gegner im Rathe Fehler, die das Volk erbitterten, desto besser, das führte schneller zum Ziel, ohne daß man ihnen einen Vorwurf machen konnte. Der Prinz wollte sich in seine Statthalterschaft begeben, Graf Hoorne in seine Herrschaft und Egmont die Bäder von Aachen gebrauchen, obgleich er, wie man sich äußerte, wie die Gesundheit selbst aussah. Die Oberstatthalterin wurde durch diesen Entschluß nicht wenig beunruhigt; sie kannte den außerordentlichen Einfluß dieses Triumvirats auf das Volk und wußte, daß Letzteres sich ihren Verordnungen weit eher fügen würde, wenn diese drei bei den Berathungen darüber zugegen wären; denn was sie zuließen, diente gewiß nicht zum Nachtheil des Volkes, oder war wenigstens von den Uebeln das geringste; verließen sie aber wirklich den Hof, so konnte sie versichert sein, daß ihre Befehle, bei dem überall herrschenden aufrührerischen Geist, mit Mißtrauen aufgenommen und schlecht befolgt werden würden. Sie wandte daher alle möglichen Mittel an, diese drei Herren zum Bleiben zu bewegen; Egmont war am leichtesten gewonnen, und Oranien scheint sich ebenfalls anders bedacht zu haben, denn man findet nirgends, daß er den Staatsrath verlassen; nur Hoorne wollte weder mit der Regierung, noch mit dem Könige ferner etwas zu thun haben und begab sich auf seine Güter.

Die Nachricht von den Vorgängen in Brüssel hatte sich bald durch alle Provinzen verbreitet; die von dort zurückkehren-

den Edelleute bemühten sich natürlich, ihre That so heldenhaft, als es anging, und die Macht ihres Bundes so groß als möglich hinzustellen. Ueberall, wo sie hin kamen, regten sie die Gemüther auf. Der Herr von Brederode ging nach Antwerpen, dessen Magistrat schon durch Eilboten der Oberstatthalterin vor ihm gewarnt war. Eine große Menge Menschen drängte sich vor dem Hause, in welchem er abgestiegen war; Alles wollte den Hauptthelden der in Brüssel aufgeführten Comödie sehn. Er trat an das offene Fenster, ein Weinglas in der Hand und redete die versammelte Menge an: „Bürger von Antwerpen, ich bin hier mit Gefahr meiner Güter und meines Lebens, euch die Last der Inquisition abzunehmen. Seid ihr Willens, mir bei diesem Unternehmen beizustehen, so nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke und erhebt zum Zeichen des Beifalls eure Hände.“ Ein donnerndes Jubelgeschrei und das Emporfliegen aller Hände antworteten ihm auf seinen Toast. Aehnliche Scenen gab es überall. Die Gewißheit, daß die Vornehmsten des Volks gegen die Inquisition und die strengen Strafbefehle wären und besonders die Bekanntmachung einer falschen Schrift, in welcher die Ritter des goldenen Vließes erklärten, daß in Zukunft Niemand wegen der Religion Gefängniß, Verbannung oder Tod zu fürchten haben sollte, wenn er sich keines sonstigen Verbrechens gegen den Staat schuldig gemacht, und daß er auch in diesem Falle von den Verbundenen gerichtet werden sollte, bis der König im Einverständniß mit den Ständen darüber anders bestimmt haben würde, ermuthigte die Anhänger der neuen Lehre außerordentlich. Die Geflüchteten kehrten in ihre Heimath zurück, die sich versteckt gehalten, traten aus ihrer Verborgenheit hervor, und Viele, die es bis dahin aus Furcht vor den strengen Strafen nicht gewagt hatten, erklärten sich nun öffentlich als Anhänger der reformirten Lehre. Es war ein Schwindel und Freiheitsjubel im ganzen Lande. Dieser wurde

durch das Betragen der Obrigkeiten noch vermehrt, welche die Weisung der Oberstatthalterin, in ihrer Strenge etwas nachzulassen, absichtlich mißverstanden und die Inquisition wie die Strafbefehle gänzlich in Verfall gerathen ließen. Sie waren der fortwährenden Hinrichtungen und Verfolgungen müde, die ihnen den Haß des Volkes zuzogen und auch an und für sich nicht nach ihrem Geschmack waren; der freie, niederländische Geist konnte sich in diese spanischen Strafen nicht fügen. Fast in allen Magistraten gab es Männer, welche der reformirten Religion heimlich zugethan waren und deshalb diese Stimmung zu erhalten suchten.

An einem andern Orte erwähnten wir, daß sich an den Grenzen der Niederlande viele Flüchtlinge und durch die Verfolgung heimatlos gewordene Menschen aufhielten. Die Zahl derselben vermehrte sich allmälig immer mehr und fing schon vor längerer Zeit an, die Oberstatthalterin, welche Nachricht von ihnen erhielt, zu beunruhigen. Sie erließ an alle Statthalter der Provinzen und Befehlshaber der Grenzstädte den Befehl, diejenigen dieser Fremdlinge, die sich bereits im Lande eingenistet hatten, zu vertreiben und die neuen Ankömmlinge mit Gewalt zurückzuweisen. Dieser Befehl wurde nicht sonderlich befolgt, vielleicht weil man diesen armen Teufeln ihren Zufluchtsort gönnte, oder weil ihr Aufenthalt und ihre Vermehrung heimlich von einflußreichen Männern begünstigt wurde, die mit diesen verzweifelten Haufen besondere Absichten hatten. Diese Einwanderungen waren in den Jahren 1565 und 66 am stärksten gewesen und ihre Zahl hatte sich ganz außerordentlich vermehrt. Bettler, Taugenichtse, verdorbene Handwerker, liederliches Gesindel jeder Art, das nichts sein nannte als sein elendes Leben, welches es nur beschützen konnte, wenn es sich in Massen vereinigte, bildete diese Horden, die bis jetzt übrigens sich ziemlich ruhig gehalten und wohl gehütet hatten, den Unwillen der Re-

gierung auf sich zu laden. Ihre abenteuerlichen Gestalten jagten den Landesbewohnern, auf deren Feldern sie campirten, wohl Furcht ein, allein thaten ihnen nichts zu Leide. Kesselflicker, Hausirer und dergleichen Menschen zogen im ganzen Lande umher und verkauften neben ihrer Waare Büchelchen, fliegende Blätter und Lieder in allerlei Sprachen, in welchen die derbsten Schmähungen gegen die catholische Religion, das tridentinische Concil und vorzüglich gegen die spanische Inquisition enthalten waren. Andere, wenn es nicht vielleicht dieselben waren, machten den neugierigen Pöbel mit den Grundsätzen der reformirten Lehrer bekannt und mit der Anwendung, die man von denselben in auswärtigen Ländern machte. Diese gefährliche Waare fand den schnellsten Abgang, denn Jeder wollte etwas Näheres von der neuen Lehre, die so großes Aufsehn in der Welt machte, hören oder lesen. Dieser Unterricht verfehlte seine Wirkung nicht; der Pöbel fand die reformirte Lehre weit bequemer als die strenge catholische, und Alles, was in den Provinzen einen schlechten Namen hatte, oder sich nicht sicher glaubte, gesellte sich zu diesen Horden, deren es in den Niederlanden etwa vier bis fünf gab. Ein Rest von Wiedertäufern trieb sich in Friesland und Gröningen umher; Lutheraner und Zwinglianer in Holland und Overissel; allein stärker als sie alle waren die Calvinisten, die sich täglich aus dem benachbarten Frankreich vermehrten. Sie theilten sich in zwei Abtheilungen; die eine hielt sich an den Grenzen von Artois, in der Nähe des Flusses Liß, in der Umgegend von St. Omer, Aire und Poperingen auf; die andere trieb ihr Wesen zwischen Tournay und Valenciennes.

Zur Zeit, von der wir jetzt reden, Mai und Anfang Juni 1566, sammelten sich diese Geächteten in großen Massen. Zu ihnen gesellten sich Predicanten und Schwärmer, abtrünnige Priester und Mönche aus allerlei Volk, sowohl Niederländer als

Fremde, die stundenlang vor der bunten Menge predigten und Sätze vertheidigten und Träumereien zu Markte brachten, die sie selbst nicht verstanden. Gleich wie die Reformirten in den Städten sich in bestimmten Häusern heimlich bei Nacht versammelten, um die Lehren ihrer Prediger zu vernehmen, so kamen auch diese Horden zu gleichem Zweck unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht oder der Wälder zusammen. Wie man sagt, dazu durch einige Edelleute angeregt, die daran verzweifelten, die Verzeihung des Königs zu erhalten, versammelten sie sich bald am hellen Tage und auf freiem Felde, um zu zeigen, wie groß ihre Anzahl sei und durch dieselbe der Regierung Furcht einzujagen.

Diese öffentlichen Predigten der Reformirten begannen zuerst in Flandern und Artois. Tausende von Menschen versammelten sich hier, um die Predigt mit anzuhören, welche bald in wallonischer, bald in flämischer Sprache gehalten wurde. Herrmann Stricker, oder Modet, aus Zwoll, ein ehemaliger Mönch und Lehrer der kleinen reformirten Gemeinde zu Oudenarde, versammelte am 14. Juni in einem Wäldchen bei dieser Stadt an 7000 Menschen, die hier unbewaffnet zusammenkamen, um seine Predigt zu hören. Sie gehörten zu der Horde, welche von Tournai über Renaix hereingebrochen war; die andre war auf der Seite von Belle in Westflandern eingedrungen. Der Oberamtmann Crösen, von Gentbrügghe, der von dieser Versammlung Nachricht erhalten, wirft sich auf ein Pferd und sprengt allein, in der rechten Hand den bloßen Degen, in der linken eine Pistole, auf die Menge zu. Stricker entflieht schnell in den Wald; der Amtmann will ihm nacheilen; allein man empfängt ihn mit einem Steinhagel, der ihn tödtlich verwundet vom Pferde wirft. Dieser blinde, unvernünftige Eifer eines königlichen Beamten war die Ursache, daß die Reformirten nun mit Säbel und Pistolen und bald auch mit Hellebarden und Büchsen ihren

Versammlungen beiwohnten. Man verbarricadirte den Platz mit Wagen, stellte Schildwachen aus, die vor jeder herannahenden Gefahr warnen und den Gläubigen den Weg zur Versammlung zeigen mußten. Ein Wagen diente oft den Geistlichen als Kanzel; andern trug man einen Stuhl nach, den man mit einem Segel überspannte, um sie vor Sonne und Regen zu schützen. Das Volk stellte sich unter der Windseite auf, um keins ihrer Worte zu verlieren. Dieses öffentliche Predigen griff immer weiter um sich; es geschah bald darauf in der Gegend von Tournai, St. Omer, Ypern, Ryssel, dann in Brabant; endlich im Juli in Holland und Utrecht; dann in Seeland, Geldern, Friesland und den übrigen Niederlanden. Greise, Weiber und Kinder, Neugierige in ungeheurer Zahl strömten zu diesen Versammlungen. Die hier gehaltenen Predigten dauerten gewöhnlich vier Stunden, und das Volk ward es nicht müde zuzuhören. Selbst Handwerker fühlten sich zum Predigtamt berufen, und je ärger die Schimpfworte waren, welche sie gegen die Catholiken und die Spanier schleuderten, desto größer war der Beifall der Zuhörer. Die Sectirer wagten sich sogar in die Nähe von Gent und hielten hier am 28. Juli auf einer Wiese eine Predigt. Der Platz war wohl verbarricadirt und Jeder zur Vertheidigung bereit. Als die Predigt vorüber war, taufte man einige Kinder und sang Psalmen; bald ahmte man ihnen überall nach. Diese Psalmen hatte ein ehemaliger Mönch aus Poperingen, Namens Peter Dathenus, da er die Ursprache nicht verstand, aus dem Französischen in holländische Verse übersetzt, die, so seltsam sie auch manchmal klangen, dennoch großen Beifall fanden und überall gesungen wurden. Dieser Dathenus war einer der beliebtesten Prediger, und oft sah man über funfzehntausend Zuhörer um ihn versammelt. — Zu gleicher Zeit erhoben sich auch die Reformirten in den Städten. Mehre Priester legten das catholische Kirchenkleid ab und pre-

digten in ihren Kirchen die reformirte Lehre, so lange man es ihnen gestattete.

Als diese öffentlichen Predigten anfingen, so um sich zu greifen, fürchtete die Oberstatthalterin davon die übelsten Folgen und that Alles, was in ihrer Macht stand, dieselben zu unterdrücken. Die Verzögerung der Antwort von Madrid setzte sie in große Verlegenheit und um wenigstens einigermaßen dem Unfug zu steuern, erließ sie unter dem 3. Juni eine Verordnung, welche auf den Fuß der Moderation abgefaßt war und worin den Obrigkeiten auf das Ernstlichste befohlen wurde, die öffentlichen Predigten zu verhindern und jeden Prediger, dessen man habhaft werden könnte, ohne Gnade aufzuhängen. Die Verordnung hatte jedoch nur geringen Erfolg; ließ man sich auch in einigen Gegenden dadurch einschüchtern, so diente sie in andern nur dazu, die zahlreiche Partei der Uncatholischen aufzubringen. In manchen Orten, wie zum Beispiel in Antwerpen, wagte man sie gar nicht in allen Formen bekannt zu machen, denn in dieser Stadt gab es eine große Menge von Reformirten, welche sich bewaffnet und eine sehr drohende Stellung der catholischen Partei gegenüber eingenommen hatten. Schon Anfang Juni begannen sie ihre Predigten auf einem das Laer genannten Felde vor Antwerpen, in der Nähe des Dorfes Borgerhout, zu halten, und Niemand wagte es, sie zu stören. Der Magistrat der Stadt, welcher ernstliche Unordnungen befürchtete, bat die Oberstatthalterin dringend, nach Antwerpen zu kommen, um durch ihr Ansehn die Ruhe wieder herzustellen, jedoch verlangte er, daß sie keine Truppen mitbringen solle. Sie versprach, sich die Bitte der Antwerpner zu überlegen, jedoch solle man vorher Sorge tragen, daß die öffentlichen Predigten eingestellt würden. Der Magistrat untersagte dieselben; allein kaum war dieses Verbot bekannt gemacht worden, als die Reformirten (im Juli) eine Schrift einreichten, in welcher sie der Obrigkeit

vorstellten, „daß sie wegen ihrer großen Zahl ihre Versammlungen nicht mehr heimlich halten könnten und daß sie deshalb bäten, ihnen einen Platz in der Stadt einzuräumen, damit die Unordnungen, welche bei so großen Versammlungen in freiem Felde nothwendig entstehen müßten, vermieden würden" u. s. w. Diese Schrift wurde an die Oberstatthalterin eingeschickt und sie abermals dringend ersucht, die Bitte des Magistrates zu erfüllen und sobald wie möglich nach Antwerpen zu kommen. Die Herzogin war nicht abgeneigt, diesem Wunsche zu willfahren; allein sie wollte ihre Person ohne ordentlichen Schutz einer solchen Gefahr nicht aussetzen und bestand darauf, daß eine Anzahl Truppen sie begleiten sollte, wogegen sich die Antwerpner heftig wehrten. Um mit ihnen hierüber zu unterhandeln, schickte sie den Grafen von Megen nach Antwerpen, der dort zu gleicher Zeit mit Herrn von Brederode eintraf. Dieser Besuch verursachte in der Stadt große Aufregung, denn man kannte den Ersteren als einen Feind der Geusen, und es hieß, daß er mit List Truppen in die Stadt bringen wolle, welche zu diesem Zweck schon in den benachbarten Kämpen verborgen wären. Der Unwille gegen ihn äußerte sich so laut und so drohend, daß er schleunigst und unverrichteter Sache die Stadt verlassen mußte. Brederode dagegen, von dem man wußte, daß er die reformirte Religion beschütze, war ein angenehmer Gast.

Da Antwerpen also wegen der Truppen mit der Oberstatthalterin nicht einig werden konnte und diese es abschlug, anders als mit anständiger Begleitung dorthin zu kommen, so wurde sie gebeten, wenigstens den Prinzen von Oranien zu schicken, indem derselbe am geeignetsten wäre, die Ruhe wieder herzustellen, da beide Parteien ihm vollkommenes Zutrauen schenkten und er überdieß als Erbburggraf von Antwerpen großes Ansehn in der Stadt genoß. Die Oberstatthalterin traute seit einiger Zeit dem Prinzen sehr wenig und war nichts weniger als

geneigt, ihn gewissermaßen zum Herrn der wichtigsten Stadt des Landes zu machen; allein die häufig wiederholten Bitten und in Betracht der traurigen Folgen, die es haben konnte, wenn es in Antwerpen zu offenen Feindseligkeiten kam, entschloß sie sich endlich mit schwerem Herzen zu dem ihr so gefährlich dünkenden Schritt. Der Prinz, dessen Gegenwart in seiner Statthalterschaft sehr nöthig war, ließ sich lange bitten, ehe er einwilligte.

Am **13**ten Juni kam er nach Antwerpen. Herr von Brederode ritt ihm mit einem großen Gefolge von Edelleuten und Bürgern eine halbe Meile weit entgegen, und man bewillkommte sich gegenseitig mit Pistolenschüssen und dem Geschrei: vivent les Gueux! vivent les Gueux! Dieser Zuruf begleitete den Prinzen bis in die Stadt, wo ihn eine unübersehbare Volksmenge jauchzend und jubelnd empfing. Die Mauern waren mit Menschen besäet; auf den abgedeckten Dächern sah man Kopf an Kopf, und in den Straßen, durch welche er reiten mußte, wogete eine unzählbare Menge. Alle, alle wollten den Mann des Volkes sehn, alle wollten ihm ihre Freude über seine Ankunft zu erkennen geben. Ueberall empfing ihn der Zuruf: „Es leben die Geusen! es lebe unser Burggraf, unser Befreier! Nun brauchen wir nicht mehr nach Brüssel zur Herzogin zu laufen, nun haben wir ja ihn!“ Von allen Zungen tönte sein Lob, alle Herzen schlugen ihm vertrauensvoll entgegen. Die Antwerpner erkannten mit dem, einem jedem Volke eigenen Instinkt, den Mann, der es wahrhaft gut mit ihnen meinte, und weder die erzürnte Miene, noch die abwehrende Handbewegung, noch seine tadelnden Worte, mit welchen er dies Zujauchzen beantwortete, konnten sie irre machen. Sagte er auch: „Bei Gott! bedenkt, was ihr thut, es wird euch einmal gereuen!“ sie wußten, daß sein Mund oft Worte sprechen mußte, die seinem Herzen fremd waren. Neben ihm verschwand Brederode; dieser blieb nur noch

die Nacht in der Stadt und verließ sie am andern Morgen, wahrscheinlich auf Veranlassung des Prinzen.

Sogleich berief dieser die Aeltesten von Antwerpen und erkundigte sich genau nach ihren Angelegenheiten. Hier sah er denn bald, wie die Sachen standen, und daß das gegenseitige, allgemeine Mißtrauen, welches zwischen den Reformirten, dem Magistrate und dem catholischen Theile der Stadt herrschte, leicht Veranlassung zum Ausbruch von Feindseligkeiten geben konnte, wenn man nicht die Reformirten zufrieden stellte, die bewaffnet und in der Stadt die Stärkern waren. Der Prinz wußte ihnen geschickt die Waffen aus den Händen zu spielen, indem er ihnen vorstellte, wie schlecht es ließe, sich in Waffen zum Gottesdienst zu begeben. Sein Vorschlag, **1200** Bürger in Sold zu nehmen und zu bewaffnen, ging aber nicht durch. Als man nun zu Antwerpen von den Kriegsrüstungen hörte, welche Herzog Erich von Braunschweig in der Gegend von Lingen machte und erfuhr, daß der Drossart von Brabant auf Befehl des Hofes Truppen sammelte und täglich mit Bewaffneten dicht bei der Stadt wegzog, um sich nach seiner Wohnung zu Merrem zu begeben, und daß man auch in Mecheln viele Wagen mit Kriegsbedarf beladen und fortgeführt habe, so fürchteten die Reformirten, bei ihren Predigten außerhalb der Stadt gestört zu werden und baten abermals dringend darum, daß man ihnen innerhalb der Stadt einen Platz einräumen möge, wo sie ohne Gefahr und unbewaffnet ihre Versammlungen halten könnten. Der Prinz wußte ihnen dies aber auszureden und sie zu bewegen, so lange ihre Predigten einzustellen, bis durch einen Beschluß der gesammten niederländischen Stände eine Ordnung festgestellt sein würde. So weit war der Prinz in Antwerpen, als ihn die Oberstatthalterin zu einer wichtigen Versammlung nach Brüssel berief; er entschuldigte sich jedoch, indem man ihn gebeten habe, noch so lange in der Stadt zu bleiben,

bis die alljährlich am Feste Maria Himmelfahrt gehaltene, große Procession vorüber sei, bei welcher man große Störungen und Tumult durch die Reformirten befürchtete. Die Procession ging ruhig und ungestört vorüber, obwohl unter dem gemeinern, reformirten Volk viel über Abgötterei und Götzendienst geschimpft wurde.

Während der Prinz so beschäftigt war, die Ruhe in Antwerpen zu erhalten, begannen die öffentlichen Predigten in seiner Statthalterschaft, begünstigt von den Vornehmsten des Landes. Graf Kuilenburg ließ zuerst in der Kirche seiner Stadt die reformirte Lehre predigen. Sechs Bürger von Amsterdam beschlossen, die öffentlichen Predigten auch in Holland anzufangen, aber nicht bei ihrer Stadt, indem die Obrigkeit derselben besonders strenge gegen die Ketzer war, weshalb die Reformirten Amsterdam Moorddam nannten. Die erste öffentliche Predigt in Holland wurde in der Nähe von Hoorn am **14**ten Juli gehalten. Am **31**sten fand die zweite Versammlung vor Harlem bei dem Huis le Kleef, auf dem Gebiete des Herrn von Brederode statt, bei der viele Amsterdamer gegenwärtig waren, die dies nach ihrer Zuhausekunft öffentlich erzählten, ohne daß sie für diesmal bestraft worden wären. Zu dieser Predigt sollen der Amtmann und Rentmeister zu Brederode, Wilhelm von Zonnenburg und Lancelot von Brederode, Heinrichs von Brederode natürlicher Bruder, und Friedrich von Egmont Veranlassung gegeben haben. Endlich, in den letzten Tagen des Juli, wurde auch in der Nähe von Amsterdam gepredigt. Der Schultheiß Peter Petersson wollte die zweite dieser Versammlungen stören; allein er wurde hieran durch die Bürger gehindert, welche die Wache am Harlemer Thore hatten. Nun nahm das öffentliche Predigen überall in Holland überhand und häufig sah man bei diesen Versammlungen Edelleute, welche zum Geusenbunde gehörten. Im Haag predigte man sogar vor dem Hause des Präsidenten des Hofes von Holland, Doktor Cornelius Suis, der es aus seinem Fen-

ster mit ansah, aber nicht hindern konnte, da bewaffnete Bürger aus Delft die Versammlung deckten. Bei Dortrecht und Gouda machte man ebenfalls Versuche, allein die Predigten mußten unterbleiben, da sich Niemand bei denselben einfand. Bei Gornichem wurde schon im Juli auf einem, dem Grafen von Hoorne gehörigem Werder gepredigt. Selbst der Bürgermeister dieses Ortes, Adrian von den Heuvel Dietrichssohn und sehr viele Bürger bekannten sich zur reformirten Lehre. Bei Leyden, zu Rynsburg und Wadding wurden auf Veranlassung eines Herrn von Wyngarden ebenfalls Versammlungen der Reformirten gehalten. Ebenso zu Middelburg, Arnemuiden, Veere, Blißingen, Zirikſee, Tolen und vielen andern Orten in Seeland und im August auch im Stifte Utrecht, so wie in allen niederländischen Provinzen.

Gleich beim Beginn der öffentlichen Predigten hatte die Oberstatthalterin den verbündeten Adel aufgefordert, dieselben zu unterdrücken, da er ja das Versprechen geleistet, jeden Tumult im Lande zu stillen. Der Adel war mit der Verordnung der Oberstatthalterin, in welcher das Todesurtheil über jeden reformirten Prediger gesprochen wurde, sehr unzufrieden, da dieselbe dem Versprechen entgegenlief, daß alle Todesstrafen so lange aufhören sollten, bis der König Näheres über die Bittschrift des Adels bestimmt haben würde. Er war daher gar nicht sehr geneigt, den Wunsch der Herzogin zu erfüllen, allein ergriff diese Veranlassung begierig, abermals eine Versammlung aller Verbündeten zu halten, in welcher, wie es hieß, über die besten Mittel zur Abstellung der Predigten berathschlagt werden sollte. Alle Conföderirten wurden daher nach St. Truyen im Lütticher Land beschieden, wo trotz des bischöflichen Verbotes sich im Juni nahe an zwei Tausend Edelleute einfanden, an ihrer Spitze der Herr von Brederode, Graf Ludwig von Nassau, der Graf von Kuilenburg und viele Andere vom

vornehmsten Adel. Auch Bakkerzeel war mit des Grafen von Egmont Einwilligung hierher gegangen und hatte diesem das Versprechen leisten müssen, nichts Anderes beschließen zu helfen, als was im Compromiß enthalten sei. Er versicherte dem Grafen auch späterhin, daß er die Ausführung verschiedener Anschläge verhindert habe, welche von einigen uncatholischen Edelleuten entworfen worden wären. Die Edelleute mit ihren Pferden und ihrer Dienerschaft quartirten sich ohne Umstände in die benachbarten Höfe und Meiereien ein und erfüllten durch ihre Anzahl, welche täglich durch Fremde, Sectirer und Flüchtlinge, die hier Sicherheit zu finden hofften, verstärkt wurde, die ganze Umgegend mit Schrecken. Der Anstand und die Ruhe, welche die erste Versammlung des Adels zu Brüssel characterisirt hatte, war aus dieser zweiten gänzlich verschwunden. Der Geist der Freiheit und Ungebundenheit erhob hier mächtiger seine Stimme, da man sich durch die Menge stark fühlte. Mit Erstaunen und Unwillen vernahmen hier viele catholische Edelleute, die nur, weil ihnen die Inquisition und die strengen Placate ungerecht schienen, dem Geusenbunde beigetreten, und trotzdem im Herzen dem Könige und der catholischen Religion treu ergeben waren, Vorschläge, die sie durchaus nicht die Absicht hatten, zu unterstützen. Mehre erkannten jetzt das Gefährliche des Unternehmens, in welches sie sich eingelassen hatten; unter ihnen war der junge Graf Mansfeld, in welchem sich der eifrige Catholik bei dem Vorschlage empörte, eine allgemeine Religionsfreiheit in den Niederlanden einzuführen. Was eigentlich bei dieser sehr stürmischen und ungeregelten Versammlung zu St. Truyen beschlossen wurde, hat man nie mit Gewißheit erfahren können.

Die öffentlichen Predigten, die bedrohlichen Vorfälle in Antwerpen, welches sie in den Händen des Prinzen von Oranien gar nicht sicher glaubte, hatten die Oberstatthalterin schon

in große Unruhe gesetzt; dieselbe stieg, als sie von der Versammlung von St. Truyen und von den Gerüchten Nachricht erhielt, welche über die Art der dort gepflogenen Verhandlungen in Umlauf waren. Es hieß, die Verbündeten hätten beschlossen, 4000 Reiter und 40 Fahnen Fußvolk in Deutschland in Sold zu nehmen, um diese dem Könige entgegenzustellen, wenn er etwa mit bewaffneter Macht nach den Niederlanden kommen sollte, und habe man ernstlich über die Aufnahme von Geldern zur Bezahlung dieser Truppen berathschlagt. Ferner erhielt die Oberstatthalterin die Nachricht, daß die Calvinisten und Lutheraner sich schriftlich an die verbündeten Edelleute gewendet und um ihren Schutz gebeten hätten, den diese auch versprochen haben sollten, und sie befürchtete sehr, daß diese gefährliche Versammlung aller unruhigen Köpfe der Niederlande Veranlassung zu einem Aufstande geben könnte. Um diesen zu verhindern und wo möglich die Edelleute zum Auseinandergehen zu bewegen, schickte sie den Prinzen von Oranien und den Grafen Egmont an dieselben ab, da sie wußte, daß diese allein einigen Einfluß auf die Mißvergnügten hatten. Beide Abgesandte wurden in St. Truyen mit dem Losungswort: vivent les Gueux und mit großem Jubel empfangen; allein der Prinz bezeigte sich sehr unzufrieden mit der Form dieses seltsamen Landtages, dem das elende Lager und die überall herrschende Unordnung ein sehr übles Ansehn gaben. Man verlangte von den beiden Abgesandten, daß sie sich für die Versicherungen, welche die Herzogin bereits gegeben und für den noch vom Hofe zu erwartenden Bescheid verbürgen sollten. Einige gingen in ihren Forderungen sehr weit und schlugen vor, sich an alle Befehle und Bedenken nicht zu kehren, und eine gänzliche Freiheit, sowohl in der Religion, wie im Staat, einzuführen. Die Meisten blieben jedoch in den Grenzen, welche die übergebene Bittschrift vorzeichnete; allein um so heftiger drangen sie auf die Zusiche-

rung der in derselben enthaltenen Punkte, da ihnen das Zögern des spanischen Hofes sehr bedenklich und verdächtig erschien.

Der Prinz, welchen man in Antwerpen nicht lange entbehren konnte, kehrte, ohne etwas Bestimmtes ausgemacht zu haben, dorthin zurück und veranlaßte die Edelleute, einige Abgesandte nach dem Dorfe Düffel, nahe bei Lier und nur sechs Meilen von Antwerpen, zu schicken, wo am 18ten August die Unterhandlungen ihren Anfang nahmen. Die Edelleute schickten den Grafen Ludwig von Nassau und den Herrn von Brederode. Die Oberstatthalterin ließ sie hier durch den Prinzen und den Grafen Egmont fragen: „Wozu diese neue Versammlung des Adels dienen solle, da sie ja alle Forderungen desselben erfüllt? Sie habe zwei Ritter des goldenen Vließes nach Spanien geschickt, die dem Könige die Bittschrift der Edelleute vorlegen und ihn von dem Zustande der Niederlande Bericht erstatten sollten; ferner habe sie die zu strenge gefundene Inquisition und die Placate sogleich nach der Uebergabe der Bittschrift gemildert, was denn eigentlich der Adel verlange?" Ferner ließ sie die Edelleute ermahnen: „nur Vertrauen zum Könige zu haben, der sich ja niemals tyrannisch gezeigt, und versicherte, daß er gewiß Alles, was früher geschehen und nun einmal vorüber wäre, vergessen und vergeben werde, da sie sich für die Edelleute bei ihrem Bruder verwendet habe. Sie hätten ja, hieß es weiter, sich erklärt, stets zum Dienste des Königs bereit zu sein, nun könnten sie ihm dienen und zeigen, daß es ihnen mit ihren Reden Ernst gewesen; sie sollten nun den Aufruhr stillen, der von französischer Seite angefacht würde, und wären sie um so mehr hierzu verpflichtet, da sich die Sectirer laut rühmten, daß sie unter dem Schutze des Adels ständen und es demnach das Ansehn habe, als hätten sie durch ihre Bittschrift mehr die Absicht gehabt, diese öffentlichen Predigten hervorzurufen, als das Wohl des Landes zu befördern. Thäte man ihnen Unrecht, so

wäre es ihre Pflicht, durch die That zu beweisen, daß sie an diesen öffentlichen Unruhen nicht schuld wären, und dieselben zu unterdrücken."

Hierauf antworteten die Edelleute in einer Schrift, welche sie durch drei Deputirte im Staatsrathe einreichen ließen. Der Inhalt derselben war folgender: „Sie dankten ihrer Hoheit für die Gnade, welche sie ihnen bisher bewiesen, auch für die Instructionen, welche sie in Folge ihrer Bittschrift an die Inquisitoren und Obrigkeiten ertheilt hätte, obgleich diese sich wenig danach gerichtet und sowohl zu Tournai, Ryssel, Bergen, Ayre, Gent, als selbst zu Brüssel viele Leute den Placaten gemäß gefänglich eingezogen worden wären. Was sie versprochen, hätten sie treulich gehalten; sie hätten die öffentlichen Predigten zu verhindern gesucht, allein dem Volke seinen Argwohn nicht nehmen können, weil die bestimmten zwei Monate längst vorüber und weder eine Antwort aus Spanien gekommen, noch die Stände der Niederlande versammelt worden wären, und überdies besonders geistliche Personen dieses Mißtrauen durch beständige Drohungen vermehrten. Würden die Franzosen sich in die Angelegenheiten des Landes mischen, so wollten sie die ersten zu Pferde sein, um ihnen dies zu wehren; aber unter den jetzigen Umständen könnten sie durchaus nicht die Waffen gegen Untersassen des Königs ergreifen. Man beschuldige sie, die öffentlichen Predigten befördert zu haben; allein dies sei keineswegs der Fall, denn obgleich einige von ihnen der reformirten Religion zugethan wären, so hinderte sie dies doch nicht, den Dienst des Königs getreulich zu erfüllen. Sie hätten durchaus kein Mißtrauen gegen den König und seine Güte, und die feste Ueberzeugung, daß, wenn Sr. Majestät herüberkäme und beide Parteien hören wollte, er gar bald heilsame Mittel, die Ordnung herzustellen, finden werde. Was das Versprechen ihrer Hoheit beträfe, daß der König alles Geschehene vergessen und

vergeben werde, so müßten sie gestehen, daß sie sich nicht bewußt wären, etwas gethan zu haben, was von dem Könige vergessen und vergeben zu werden brauchte, sondern daß sie im Gegentheil auf den Dank desselben für den wesentlichen Dienst rechneten, den sie ihm geleistet. Ferner klagten sie sehr darüber, daß man sich so mißtrauisch gegen sie benehme, das Volk gegen sie aufzuhetzen suche und ihnen mit der Ankunft des Königs drohe, der sie alle als Aufrührer und Rebellen strafen werde; daß viele Ritter des goldenen Vließes sie wie Majestätsverbrecher mieden und viele ihrer Anhänger und Verwandte ermahnt hätten, dasselbe zu thun, in welchem Falle sie denselben die Gnade und Verzeihung des Königs versprochen. Sie müßten gestehn, daß dieses Benehmen so einflußreicher Herrn sie um so mehr beunruhige, da man ja täglich königliche Postboten aus Spanien kommen sehe, diese aber nie den so lange erwarteten Bescheid brächten, und man aus Frankreich vernommen, daß der König nicht allein um freien Durchzug für spanische Truppen, sondern auch zugleich um ähnlichen Beistand angehalten habe, wie er den Franzosen in den Religionsunruhen geleistet. Ferner hätten sie gehört, daß der Herzog von Savoyen dem Könige ebenfalls Beistand zugesagt und deshalb sich zum Kaiser verfügt habe; auch wäre es ihnen sehr wohl bekannt, daß die Geistlichkeit eine Summe von 500,000 Gulden zusammengebracht habe, welche (wie sich einige Geistliche hätten vernehmen lassen) gegen sie gebraucht werden sollte. Alles dieses müßte sie natürlich sehr besorgt machen, besonders da sie weder von ihrer Hoheit, noch von den Rittern des goldenen Vließes eine Versicherung für ihre Personen und Güter bekommen könnten, sondern im Gegentheil täglich neue Anschläge gegen sie erführen. Sie wollten daher Ihrer Hoheit nicht verbergen, daß sie sich nach Mitteln zur Vertheidigung umsehn und in Deutschland und andern Ländern, aber nicht in Frankreich, Freunde

werben würden. Sie bäten also Ihre Hoheit nochmals dringend, sie nicht zu so gefährlichen Mitteln für ihre Sicherheit zu zwingen, sondern die Ritter des goldenen Vließes zu veranlassen, sich dafür zu verbürgen, daß man wegen ihres Bündnisses und der Uebergabe der Bittschrift weder direct noch indirect etwas Feindliches unternehmen wolle. Zugleich bäten sie Ihre Hoheit, dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont und dem Admiral, Grafen Hoorne, die Anordnung ihrer Angelegenheiten zu übertragen, denn diese ständen nicht nur bei allen Verbundenen im höchsten Ansehn, sondern wüßten auch am besten die Verhältnisse zu beurtheilen und genössen des allgemeinsten Vertrauens. Diesen drei Mittelspersonen wollten sie in allen Dingen folgen und ohne ihren Rath nichts Neues unternehmen. Die Versicherung für ihre Personen und ihre Güter, welche sie von Ihrer Hoheit und den Rittern des goldenen Vließes begehrt hätten, sollte nur so lange gelten, bis der König ihr Gesuch entweder bewilligt habe, oder, sollte er es abschlagen, bis drei Wochen nach der Verkündigung seines Willens, damit sie Zeit hätten, sich nach andern Mitteln zu ihrer Sicherheit umzusehn." —

Zu gleicher Zeit übergaben sie der Herzogin eine Bittschrift, welche ihnen von den Reformirten nach St. Truyen geschickt worden war, und in welcher sich dieselben erboten, die Waffen abzulegen und sich Allem zu unterwerfen, was ihnen in Bezug auf die Religion von den Generalstaaten befohlen werden würde, wenn die Oberstatthalterin den Edelleuten gebieten wollte, dafür zu sorgen, daß ihnen vor diesem Beschluß der Generalstaaten nirgends ein Leides gethan würde. Zugleich baten sie, daß einigen aus den conföderirten Edelleuten die Aufsicht über die Ordnung in jeder Provinz aufgetragen werden möchte. Hierzu machten die Abgesandten der Edelleute die Bemerkung: „daß sie diese Bittschrift Ihrer Hoheit mitgetheilt

hätten, damit Dieselbe die geeigneten Maasregeln treffe, indem das Volk gar leicht dazu gebracht werden könne, den Erbfeind der Niederlande, die Franzosen, ins Land zu rufen."

Diese dreiste Sprache konnten die Verbündeten nicht führen, wenn sie nicht mächtiger Unterstützung gewiß waren; ja ihre Kühnheit ging so weit, daß ihre Abgesandten in Brüssel, darunter Graf Ludwig von Nassau, einen Termin von **24** Tagen festsetzten, während welcher Zeit sie sich ruhig verhalten wollten; wäre aber dieser Termin abgelaufen und noch keine entscheidende Antwort aus Spanien angekommen, so könnten sie für die Folgen nicht stehen. Die Verlegenheit der Oberstatthalterin stieg täglich; sie schickte Briefe über Briefe nach Spanien und bat den König flehentlich um eine Antwort auf die Bittschrift des Adels, da sie nicht die Macht habe, die überall ausbrechenden Unruhen zu unterdrücken und sie sich endlich würde gezwungen sehn, den ungestümen Forderungen des Adels nachzugeben, denn thäte sie das nicht, so würde unfehlbar in drei Tagen nach Ablauf des Termins der Bürgerkrieg ausbrechen.

Im Lager zu St. Truyen war im Juli ein Abgesandter des Prinzen von Condé und des Admiral von Chatillon erschienen, der den Verbündeten eifrig anlag, jede Verbindung mit der Oberstatthalterin abzubrechen und offen die Waffen zu ergreifen; wollten sie diesem Rathe folgen, so bot man ihnen viertausend Edelleute als Beistand an, welche vier Wochen nach ergangener Aufforderung zu Pferde sitzen sollten. So große Lust nun auch Viele der Verbündeten hatten, diesen Vorschlag anzunehmen, so war der größere Theil doch dagegen, da ein solcher Schritt den König auf das Aeußerste erbittern und jeden Weg zur Aussöhnung und Gnade abschneiden mußte. Man schlug dieses Anerbieten höflich aus.

Während es so stürmisch in den Niederlanden zuging, war Herr von Montigni in Madrid angekommen. Der Zweck seiner

Sendung war es erstlich, um die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle nach der zu Brüssel entworfenen Moderation nachzusuchen; der zweite Hauptpunkt der ihm aufgetragenen Verrichtungen betraf verschiedene besondere Umstände, „das Mißtrauen zwischen dem Könige und vielen niederländischen Ständen, die vormals von dem Grafen Egmont vorgeschlagenen Veränderungen im Staatsrathe und die Reise des Königs nach den Niederlanden." Er hatte das Gutachten der Stände von Flandern, Artois und Hennegau über die Moderation mitgebracht; das der Stände von Luxemburg, Namur und Tournai wurde ihm nachgeschickt. — Der Markgraf von Bergen folgte dem Baron von Montigni bald nach; er reiste von Brüssel ab, als die öffentlichen Predigten in den Niederlanden begannen und konnte dem Könige die beste Auskunft über die Stimmung des Volkes geben. Beide Gesandte hatten anfangs alle Ursache, mit ihrer Aufnahme in Madrid zufrieden zu sein; sie hatten täglich und zu jeder Stunde Zutritt zum König und alle Briefe der Oberstatthalterin, wie die darauf ertheilten Antworten, wurden ihnen mitgetheilt. Bei diesen und bei andern Gelegenheiten, wo sie mit den Gliedern des Staatsrathes zusammen kamen, sprachen sie sich über die Unruhen in den Niederlanden dahin aus, „daß diese in den Briefen des Königs, wegen der Inquisition und der Placate, vorzüglich ihren Ursprung hätten und daß es kein anderes Mittel gebe, sie zu stillen, als die Abschaffung der Inquisition, die Annahme der Moderation und eine allgemeine Begnadigung. Sie wüßten freilich nicht, ob sich die Conföderirten hiermit begnügen würden, da diese Alles nur mit dem Rathe der versammelten Stände abgemacht wissen wollten. Jedoch hätten dieselben unter sich beschlossen, den Niederlanden den Frieden wiederzugeben, entweder durch Unterhandlungen mit den Wohlgesinnten, oder wenn es gegen die Widerspenstigen nöthig wäre, durch Waffengewalt, wenn Sr. Maje-

stät ihre, durch die Gesandten vorgetragenen Bitten genehmigen wollte. Geschähe dieses Letztere, so dränge man nicht so sehr auf die Reise des Königs nach den Niederlanden und könne diese aufgeschoben werden, bis Alles wieder beruhigt sei."

Hierauf antwortete man ihnen: „daß der König nichts geschrieben habe, als was wohl überlegt sei, und suchte Jemand mit diesen Briefen sein Mißvergnügen zu beschönigen, so dürfte dies nicht Sr. Majestät, sondern müßte denen zur Last gelegt werden, welche ihre Veröffentlichung, trotz der Vorstellungen des geheimen Rathes, durchgesetzt. Hätten die Edelleute die Macht, die Unruhen zu stillen, wenn der König die drei Punkte bewilligte, so könnten sie es auch jetzt und wären als Vasallen des Königes verpflichtet, es zu thun, ohne daß eine Ständeversammlung nöthig sei, in welche, wie er es schon in seinen Briefen ausgesprochen, der König in seiner Abwesenheit nicht willigen wolle."

Hierauf entgegneten die Gesandten: „daß, wenn der König die genannten drei Punkte nicht bewillige, die Edelleute weder Mittel noch Lust hätten, zu Pferde zu steigen, oder die Waffen zu ergreifen, sondern entschlossen wären, zu Hause zu bleiben, da sie sich verachtet, oder besser, durch die spanischen Herren unterdrückt sähen, welche sie aus dem Rathe des Königs drängten, allein mit ihm verhandelten und die Absicht hätten, die niederländischen Edelleute ebenso zu commandiren, wie sie es in Mailand, Neapel und Sicilien gemacht hätten. Dies wären sie jedoch durchaus nicht geneigt zu dulden; dies sei die einzige und vorzüglichste Ursache aller Unruhen gewesen und wäre es noch." Diese freie Sprache war weder geeignet den Hofleuten, noch dem Könige zu gefallen, denn man war so alt niederländische Worte am Hofe nicht gewohnt. Das Resultat zeigte sich auch bald, denn die Unterhandlungen der Gesandten gingen schlecht von statten und wurden sehr in die Länge gezogen.

Unterdessen kam eine Hiobspost nach der andern von der Oberstatthalterin in Spanien an, in welchen von dem Ueberhandnehmen der öffentlichen Predigten, der stürmischen Versammlung des Adels, den Unruhen zu Antwerpen und der Thätigkeit des Prinzen von Oranien Bericht erstattet war. Der König berathschlagte jedesmal, wenn er eine solche Nachricht erhielt, mit seinem Rathe darüber, allein hatte sich immer geweigert, vor der Ankunft des Markgrafen von Bergen einen Entschluß zu fassen.

Als dieser bald darauf anlangte, berathschlagte der König, welcher sich auf seinem Lustschloß im Busch bei Segovia aufhielt, mit seinem Rathe über die niederländischen Angelegenheiten. Diesem Rathe wohnten bei: Don Ferdinand Alvarez de Toledo Herzog von Alba, Don Gomez de Figueroa Graf von Feria, Don Antonio de Toledo, Großmeister des Ordens von St. Johann; Don Juan Manriquez de Lara, Oberhofmeister der Königin, Ruy Gomez Prinz von Eboli Graf von Melito, Louis von Quirada, Stallmeister des Prinzen Carlos, der Rath Tisnacq, der Rath und Siegelbewahrer des Königs Joachim Hopperus und der Geheimsecretair Courteville.

Erst verbreitete man sich über die Ursache und Entstehung des Uebels, ehe man an die Heilmittel dachte, und alle Handlungen des Adels seit der Abreise des Königs wurden hier durch die spanische Brille betrachtet. „Das Uebel war, meinte man, aus der Unzufriedenheit einer oder zwei Personen entstanden, die gern die Regierung der Niederlande in ihren Händen gehabt hätten, um hier freie Ausübung der Religion entweder öffentlich, oder doch für Jeden in seinem Hause einzuführen. Diese Absicht ginge ganz klar aus den Schritten hervor, die man zur Erreichung dieses Zweckes gethan. Der erste sei die Entfernung des Cardinals

Granvella gewesen, da man wohl gewußt hätte, daß dieser sich ihrer Absicht durchaus widersetzt haben würde. Auf diesen Schritt sei der zweite, die Sendung des Grafen Egmont nach Spanien gefolgt, durch den man geradezu die oben bezeichneten Punkte gefordert habe; da dieser aber nicht den erwünschten Erfolg gehabt, so habe man durch die Uebergabe der Bittschrift des Adels den dritten Schritt gethan. Die Conföderirten wären aber meistens Anverwandte, Freunde oder Diener der mißvergnügten Herren und aus dem Inhalt ihrer Bittschrift könne man leicht erkennen, wessen Werkzeuge sie wären. Hierzu wäre nun jetzt der vierte Schritt gekommen, die Gesandtschaft des Barons von Montigni und des Markgrafen von Bergen, deren Instructionen in ihrem ersten Hauptpunkt fast ganz mit der Bittschrift des Adels übereinstimmten; der zweite Punkt beträfe erstlich das Mißtrauen, welches zwischen dem Könige und einigen angesehenen niederländischen Herrn bestehen sollte, was jedoch nur im Kopfe derselben seinen Ursprung habe und wovon der König, wie er oftmals in seinen Briefen erklärt, durchaus nichts wisse, und zweitens, die Veränderung des Staatsrathes, oder (um es frei heraus zu sagen) der ganzen Regierungsform der Niederlande, wozu drittens die Reise des Königs käme, welche man ganz zuletzt und nur dann verlange, wenn alle übrigen Punkte bewilligt würden. Dadurch, daß man auf das Erste und das Zweite so dringend bestehe, zeige man deutlich, daß man nur die Absicht habe, die Zügel der Regierung in die Hände zu bekommen. Erwägte man nun, daß nicht nur die mißvergnügten Herren, sondern auch die Edelleute und zuletzt selbst die Ketzer eine Verbindung gemacht hätten, so müßte man vermuthen, daß zu den angegebenen vier Schritten nun auch bald der fünfte kommen werde, von dem man sicher nichts Gutes zu erwarten und nur fernere Unruhen zu fürchten hätte.“ Man muß gestehn, daß diese Ansicht eine sehr genaue Kenntniß der Verhältnisse der

Niederlande verräth, denn es scheint uns, daß diese Herrn den Nagel auf den Kopf trafen.

Was nun die zur Heilung dieses Uebels vorgeschlagenen Mittel betrifft, war man der Meinung: „daß es deren zwei gebe, ein wahres und ein Scheinmittel. Letzteres wäre das von den Gesandten in Vorschlag gebrachte und bestände in der Aufhebung der Inquisition, welche weder das Ansehn des Königes und des Papstes, noch das der heiligen Kirche gestatte; in der Milderung der Placate, wodurch alle Unterlassungssünden, wie Versäumung der Kirche, der Beichte, der heiligen Messe u. s. w. unbestraft bleiben würden, und in einer allgemeinen Begnadigung, die eben so wenig bewilligt werden könnte, als die ersten drei Punkte, da in derselben alle Lehrer und Anstifter des Aufruhrs inbegriffen sein sollten. Das einzige, wahre Heilmittel wäre demnach die unverzügliche Reise des Königs nach den Niederlanden; hierdurch allein könne das befürchtete Unglück verhütet werden. Der König würde dann bei seiner Ankunft in den Niederlanden alle geschlossenen Verbindungen auflösen, darauf die für den Gottesdienst nöthigen Einrichtungen machen und dann überlegen können, ob es nöthig sei, die Placate und die Regierungsform zu ändern. Vorher müsse man jedoch, da die Sache meistens die Ehre Gottes und der wahren Kirche betreffe, durch öffentliche Gebete und Processionen den Segen des Himmels herabflehen, der König sich aber vornehmen, mit den Niederländern gleich einem Vater umzugehen und Gerechtigkeit mit Gnade zu vereinigen.“

Hierauf überlegte man, wie der König die Reise wohl am Besten machen könne und welches die geeignetsten Mittel wären, die Niederlande bis zu seiner Ankunft zu beruhigen und die Unzufriedenen hinzuhalten. Ueber alle diese, mehre Tage hinter einander in Berathung gezogenen Dinge stattete man dem Könige, der den Versammlungen nicht beigewohnt hatte, weitläuftig

Bericht ab. Hierauf berief derselbe alle obengenannten Räthe und theilte ihnen seinen Entschluß mit. Er entschloß sich, so bald als möglich die Reise nach den Niederlanden zu machen; da aber wegen der dazu nöthigen Vorbereitungen dieselbe nicht vor dem Winter angetreten werden konnte, zu dieser Jahreszeit aber der atlantische Ocean und der Canal gefährlich zu beschiffen, der Weg wegen der in demselben kreuzenden französischen und englischen Schiffe unsicher und man in Sorgen war, daß nicht vielleicht unterdessen die Rebellen sich der Insel Walchern, wo der König landen mußte, bemächtigt habenmöchten, so entschied derselbe sich, den Weg durch das mittelländische Meer und von da weiter zu Lande nach den Niederlanden einzuschlagen. Um unterdessen dieselben ruhig zu erhalten, erklärte er sich in Bezug auf die drei verlangten Punkte dahin: „daß die päpstliche Inquisition vorläufig aufhören, die bischöfliche aber in ihrer Kraft bleiben sollte; daß man in den Niederlanden einen neuen Entwurf zur Milderung der Placate machen sollte, durch welchen das Ansehn des Königs und des römisch catholischen Glaubens besser wahrgenommen würde, worauf er dann das Weitere verfügen wollte. Daß auch die Oberstatthalterin Gewalt haben sollte, die Verbundenen allein, oder auch andere, welche das Gesetz nicht gerichtlich verdammt hätte, zu begnadigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie, ehe sie die drei Punkte bewilligte, die Versicherung hätte, daß die mißvergnügten Edelleute sich hiermit begnügen und fernerhin die Erhaltung der heiligen Religion und der Ruhe des Landes in Acht nehmen wollten. Ferner sollten alle Verbindungen, Versammlungen, Zusammenkünfte, Predigten und Scandale abgeschafft werden. Wären die Widerspenstigen hierzu nicht zu bewegen und ergriffen die Waffen, so sollte sie sich der niederländischen Reiterei und der Besatzung der Städte bedienen. Im Nothfall könne sie auch eine hinlängliche Anzahl Kriegsvolk in Sold nehmen

und darüber solche Leute zu Hauptleuten setzen, denen sie am meisten vertraue."

Dieser Beschluß des Königs wurde der Oberstatthalterin sogleich schriftlich mitgetheilt. Zu gleicher Zeit schickte man sehr gnädige Briefe an den Prinzen von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne. Der Brief an den Prinzen war von des Königs eigener Hand und enthielt Versicherungen des vollkommensten Vertrauens auf seinen Diensteifer und Lobeserhebungen über sein Benehmen bei den Unruhen in Antwerpen. Um diesen Schmeichelworten den Schein der Aufrichtigkeit zu geben, war noch eine Ermahnung hinzugefügt, daß der Prinz auf seinen Bruder Acht geben möge, der, wie man dem Könige berichtet, sich sehr tief in die Händel der Niederlande verwickelt hätte. Aehnliche gnädige Schreiben wurden auch an andre vornehme Herren und an die Befehlshaber der vorzüglichsten Städte abgeschickt, — kurz, man gab sich alle mögliche Mühe, die Ruhe in den Niederlanden bis zur Ankunft des Königs zu erhalten.

Kaum waren diese Briefe abgegangen, als der König von den ungestümen und dringenden Forderungen der zu St. Truyen versammelten Edelleute und davon Nachricht erhielt, daß dieselben einen Termin von 24 Tagen festgesetzt hätten, bis zu welcher Zeit sie noch geduldig warten und keine Neuerungen machen wollten. Zugleich bemerkte die Oberstatthalterin, daß es wohl das einzige Mittel, die Edelleute zu beruhigen, sein werde, die Generalstaaten zusammen zu berufen. Der König antwortete sogleich, „daß er durchaus nicht in diese Ständeversammlung während seiner Abwesenheit willige, daß die Oberstatthalterin sich aber nach und nach gegen die Rebellen waffnen und zu diesem Zweck dreitausend deutsche Reiter und zweitausend Fußknechte, wozu er die Officiere selbst ernennen wolle, wenn es nöthig wäre, anwerben, wo nicht, wenigstens auf zwei Monate in Sold nehmen möge, wozu er

ihr die nöthigen Gelder überschicke." Bald darauf hörte man auch, daß der Herzog Erich von Braunschweig für König Philipp ein Heer sammle.

Der erste Brief des Königs, welcher seinen Entschluß in Bezug auf die von den Gesandten verlangten drei Punkte enthielt und der vom **31.** Juli datirt war, traf am **12.** August in Brüssel ein, als die Versammlung zu St. Truyen wahrscheinlich schon auseinander gegangen war. Barlaimont und Viglius widerriethen wegen der Abwesenheit der vornehmsten Herrn die Bekanntmachung dieses Briefes; allein dennoch bekamen die Edelleute Nachricht von dem Inhalt und zeigten laut ihre Unzufriedenheit darüber, daß in demselben von der Ständeversammlung durchaus nicht die Rede war. Während man noch im Rathe zu Brüssel über das königliche Schreiben berathschlagte, begann der Bildersturm. —

Neuntes Kapitel.

Der Bildersturm und seine nächsten Folgen.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten des so ereigniß-reichen sechszehnten Jahrhunderts ist der Bildersturm in den Niederlanden, durch welchen in wenigen Wochen eine solche Menge Gemälde, Heiligenbilder, Altäre, Crucifixe und Bücher zerstört, so unendlich viele Kirchen ihres Schmuckes beraubt und verheert wurden, daß man in jener Zeit unmöglich glauben konnte, es sei dies das Werk von Menschen und es daher bösen Geistern zuschrieb.*) Der Bildersturm begann in Flandern, wo sich die Zahl der Uncatholischen, die sich an etwa funfzig bis sechszig Orten bewaffnet zu öffentlichen Predigten versammelten, nach der Angabe des Statthalters von Flandern, Grafen Egmont, auf funfzig bis sechzig Tausend belief. Eine der calvinistischen Horden, welche sich anfangs in der Gegend von St. Omer, Cassel und Belle aufhielt, mit Weibern und Kindern etwa vierhundert Köpfe stark, bestehend aus dem ärmsten, elendesten und selbst nichtswürdigsten Gesindel, zog am 14. August 1566, bewaffnet mit Aexten, Hämmern, Brecheisen und andern zum Niederreißen von Gebäuden dienenden Werkzeugen, nach der zwischen Meenen und Cortryk liegenden Cisterzienser-Abtei Weckelghem, nahm dieselbe mit Sturm und brach wie ein verheerender Strom in die Kirche. Die kostbarsten Gemälde

*) Strada Dec. I. Lib. V. pag. 242.

wurden zerrissen, oder auf andere Weise vernichtet; die Heiligenstatuen und die Altäre zertrümmert, das kunstvolle Schnitzwerk, die gemalten Fenster zerschlagen und alle Kirchengeräthschaften von Werth als gute Beute fortgeschleppt. In Belle wurde diese Scene der Zerstörung wiederholt und alle Dorfkirchen, welche auf dem Wege lagen, den diese Räuberbande nahm, hatten dasselbe Schicksal. Von allen Seiten lief landflüchtiges Gesindel dem tollen Haufen zu, der nach Ypern zog, wo er von den sich dort in großer Menge aufhaltenden Calvinisten Hülfe hoffte. An hellem Tage zog er durch die offenen Thore der Stadt und begann mit der Plünderung der Cathedrale, welcher bald die der andern Kirchen und Klöster folgte. Als man mit Ypern fertig war, ging der Zug weiter nach Menin, Comines und Warwick, deren Kirchen ebenso geplündert wurden, wie die aller andern Städte, durch welche die Sectirer kamen. Die schöne Abtei Marquette wurde ebenfalls gänzlich verheert. Als jedoch diese Bilderstürmer in den Feldern zwischen Lille und Douay umherstreiften, erreichte sie die Rache. Robert von Longueval, Herr de la Tour, und der Amtmann von Marchienes, Herr von Villers-Lalloeu, zwei Edelleute jener Gegend, hatten einen Haufen Bauern gesammelt, welchen sie gegen diese neuen Vandalen führten; der größte Theil derselben wurde bei Seclin (oder bei Anchin) niedergemacht und, was übrig blieb, in den Fluß Scarpe gejagt.

Diese Zerstörungswuth griff mit rasender Schnelligkeit um sich. Die Uncatholischen, welche in der Nähe von Gent ihre Predigten hielten, machten mehre vergebliche Versuche, in Brügge eingelassen zu werden; erbittert über das Fehlschlagen ihrer Unternehmungen rissen sie am 19. August zwei Altäre bei den Augustinern nieder und verheerten und plünderten bis zum 24sten alle in der Nähe von Gent liegenden Kirchen und Klöster. Der Magistrat der Stadt, der fürchtete, daß, wenn man hiermit

fertig wäre, die Reihe an die Kirchen in Gent kommen würde, verband sich eidlich mit den angesehensten Bürgern, den Bilderstürmern Widerstand zu leisten; als man jedoch das Volk zur Vertheidigung seiner heiligen Gebäude aufforderte, äußerte sich ein sehr großer Theil, daß man die Bilderstürmer doch nicht in ihrem verdienstlichen Werk stören möge. Die Geistlichen fanden demnach für gut, die kostbarsten Kirchengeräthschaften in die Citadelle zu schaffen. Ganz Gent war von Furcht ergriffen, alle Geschäfte stockten und ängstlich, wie den jüngsten Tag, erwartete man die Ankunft der Bilderstürmer. Selbst der Rath von Flandern stellte seine Sitzungen ein. Er hatte einen Preis darauf gesetzt, wenn man ihm einen der Prediger brächte; allein Niemand schien Lust zu haben, denselben zu verdienen. Ein Gastwirth, Nicasius Verschunren, der statt alles Berufes und Talentes zu dem ehrwürdigen Amt eines Predigers eine grenzenlose Frechheit besaß und öffentlich predigte, legte bei dem Präsidenten Martins eine Meisterprobe seiner seltenen Amtsgabe ab. Er ging zu ihm hin, überhäufte ihn mit den abscheulichsten Schimpfnamen, sagte ihm, daß ein solcher Prediger, wie er ihn gewünscht, vor ihm stehe, er möge doch nun den ausgesetzten Preis selbst verdienen, wenn er Lust dazu habe. Niemand regte sich, um eine solche Frechheit zu bestrafen; diese Lauheit ging so weit, daß einer der vornehmsten Gerichtsräthe, als man ihn von einem Anschlage der Bilderstürmer benachrichtigte, äußerte: „Er hätte keinen Befehl, es zu verhindern.“ Hierdurch stieg der Uebermuth dieser Landstreicher immer mehr; sie schickten Abgeordnete an den Gouverneur der Stadt, dem sie sagen ließen, „daß sie von ihren Obern Befehl hätten, die Bilder aus den Kirchen wegzunehmen; widersetzte man sich ihnen nicht, so sollte Alles ruhig abgehn; andernfalls aber würden sie stürmen; auch bäten sie darum, daß man ihnen die Hülfe der Gerichtsdiener gewährte, damit die Ordnung aufrecht

erhalten werde.“ Der Gouverneur, obgleich er über die ungeheure Frechheit dieses Ansinnens erstaunte, fand doch für gut, dasselbe zu bewilligen, indem er dadurch größern Unruhen vorzubeugen hoffte.

In Valenciennes, Oudenarde, Renaix und Tournai wurde ebenfalls geplündert; in letzter Stadt vor den Augen der Garnison, die sich weigerte, ihre Waffen gegen die Bilderstürmer zu gebrauchen. Diese hatten erfahren, daß man die kostbaren Kirchengeräthe in der Kirche vergraben habe und deshalb wurde von ihnen der ganze Fußboden aufgewühlt. Bei dieser Gelegenheit wurde der Leichnam des Herzogs Adolf von Geldern zu Tage gefördert und so die Sage erfüllt, daß die Gebeine dessen, der gegen seine Eltern gefrevelt,*) keine Ruhe im Grabe haben, sondern von der frommen Mutter Erde wieder ausgespieen werden sollen.

Brabant blieb von diesem Sturme ebenfalls nicht verschont, und um den Lesern ein Bild von den Auftritten zu geben, deren Schauplatz die meisten Städte der Niederlande waren, wollen wir uns bei der Beschreibung jener unruhigen Tage in Antwerpen etwas länger verweilen.

Der Prinz von Oranien, der die Ruhe in dieser Stadt aufrecht erhalten hatte, war von der Oberstatthalterin nach Brüssel berufen worden, um mit ihr über das am 12ten August eingelaufene Schreiben des Königs zu berathschlagen. Die große Procession, bei welcher die Statue der Jungfrau Maria feierlich in der Stadt umhergetragen wurde, war zwar ohne sonderliche Störung vorübergegangen; da man aber eine solche befürchtete, so hatte man sich mit einigen Umgängen begnügt und das Marienbild nicht, wie es gewöhnlich war, in der Mitte der Kirche, sondern im Chor aufgestellt, indem einige

---

*) Kurzer Abriß d. G. d. N. u. s. w. Kap. XIII. S. 202.

Uncatholische während der Procession geäußert haben sollten, „daß die Zimmermannsfrau heute ihren letzten Ehrentag gefeiert habe.“ Einige Jungen liefen in die Kirche und fragten das Heiligenbild, „Ob Jungfer Marieken sich fürchte, daß sie so zeitig zu Chore liefe?“ Ein durchtriebener Bursche bestieg die Kanzel und ahmte hier die Geberden und Worte des Geistlichen auf so groteske Weise nach, daß unter seinen ebenso nichtsnutzigen Kameraden lauter Jubel entstand. Man warf nach ihm mit Bällen und allerlei Dingen, die man zur Hand hatte, und reizte ihn zu immer tollerem Unfug auf. Ein junger, catholischer Matrose, den diese Verspottung verdroß, kletterte von der andern Seite auf die Kanzel und warf den Lästerer die Treppe hinab. Einige Männer, die unten standen, nahmen sich des Hinabgeworfenen an und es entstand ein Handgemenge, bei welchem der Matrose leicht verletzt wurde. Die Wächter kamen herbei und es gelang ihnen, die Störenfriede aus der Kirche zu entfernen, deren Thüren sie verschlossen.

Am Tage darauf, Dienstag den 20sten August 1566, kamen gegen Abend, zur Zeit des Lobgesanges, eine Menge Jungen und Männer in der Cathedrale zusammen. Das Marienbild war wieder das Ziel ihres Spottes und wurde von ihnen mit allen möglichen Schimpfworten verhöhnt. Ein altes Weib, welches am Altar Kerzen verkaufte, erzürnte dies so sehr, daß sie den Lästerern Asche und Schmutz ins Gesicht warf. Darüber erhob sich ein gräßlicher Lärm, der in jeder Minute zunahm, da immer mehr Gesindel in die Kirche strömte. Das Gerücht davon kam dem Markgrafen*) zu Ohren, der mit seinen Hellebardierern in die Kirche eilte und den Ruhestörern gebot, dieselbe zu verlassen; einige gehorchten, allein der größere Theil derselben sagte, daß er bleiben und den Lobgesang

*) Kurzer Abriß d. G. d. N. u. s. w. S. 91.

hören wolle. Als darauf der Markgraf entgegnete, daß heute keine Vesper gehalten werde, antwortete man ihm, daß man sich in diesem Falle selbst die Vesper singen wolle. Der Markgraf sah, daß er hier nichts ausrichten konnte und verließ die Cathedrale, deren Thüren er bis auf eine zuschließen ließ. Sein Rückzug erhöhte nur den Uebermuth des tollen Haufens, der sogleich die von der Regierung verbotenen Psalmen des Marot anstimmte und noch während des Gesanges sich auf das Marienbild stürzte, welches mit Dolchen und Messern durchstochen wurde. Aus dem rasenden Haufen tönte plötzlich ein vivent les Gueux und jauchzend brüllte es die Menge nach. Das Marienbild wurde aufgefordert, dasselbe zu thun, und als es, wie natürlich, schwieg, wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Dies war das Signal zu größeren Unordnungen. Man stürzte sich auf den Altar, auf die herrliche Orgel, auf die schönen Gemälde und zerschlug Alles, was nicht stark genug war, den unterdessen herbeigeholten Werkzeugen zu widerstehen. Liederliches Gesindel, Huren und Diebe strömten, durch den Lärm angelockt, in die Kirche, in der bereits dicke Finsterniß herrschte. Man riß die Kerzen vom Altar, zündete sie, wie auch aufgefundene Fackeln an und leuchtete zu dem Zerstörungswerke. Die ganze Menge schien von einem wahnsinnigen Taumel ergriffen. Unter Gelächter und Gejubel zerhieb man die Altäre, Bilder und Statuen, streute die Hostien auf die Erde und trat sie mit Füßen, trank in dem aufgefundenen Nachtmahlwein die Gesundheit der Geusen und schmierte mit dem heiligen Oele die Schuhe. Wie wahnsinnige Teufel kletterten die Stürmenden an dem Holzwerk in die Höhe; ihnen leuchteten die geweihten Kerzen, mit denen Huren, wie böse Geister, die Altäre umsprangen. Das ganze Zerstörungswerk ging mit wunderbarer Ordnung vor sich, als wäre es vorher eingeübt worden; Einer arbeitete dem Andern geschickt in die Hand und trotz der Finsterniß, trotz der

schweren Lasten, die ohne Vorsicht in das Schiff der Kirche hinabgestürzt wurden, wurde Niemand verwundet; es war, als schwebe der Geist Satans über dem bestialischen Haufen und beschütze ihn gegen jede Gefahr bei dem ihm wohlgefälligen Werke; kein Zank und keine Schlägerei störte wunderbarer Weise die teuflische Harmonie desselben. Gegen Mitternacht war hier die Zerstörung vollendet; der Chor war aufgebrochen und siebenzig Altäre umgestürzt; der Schmuck einer der herrlichsten Kirchen der Welt war abgerissen und vernichtet.

Dieses genügte den Bilderstürmern noch nicht; ihre Wuth war nur gereizt, nicht gesättigt. Beim Schein von Fackeln zogen sie, auf ihrem Wege noch verstärkt, nach den andern Kirchen und Klöstern und wiederholten hier die Auftritte in der Cathedrale. Mönche und Nonnen flohen entsetzt bei dem Andringen der wüthenden Horde und die ihr etwa in die Hände fielen, dienten dem ausgelassenen Pöbel zur Lust; allein Niemand verlor das Leben und dies ist ein sichrer Beweis von der Gutartigkeit des niederländischen Volkes; hätten Franzosen in dieser Nacht gestürmt, dieselbe wäre sicher ohne Massacre nicht vorübergegangen. Am Morgen waren zweiundvierzig Kirchen ihres Schmuckes entkleidet; in einer einzigen Nacht hatte man das Werk vieler Jahrhunderte zerstört; die heiligsten Reliquien waren vernichtet, oder entwendet, darunter die Vorhaut Christi, welche Gottfried von Bouillon im Jahre **1101** aus Jerusalem der Cathedrale geschickt hatte.*) Als am Morgen die Thore geöffnet wurden, stürzten viele der Bilderstürmer hinaus, plünderten das anderthalb Meilen von der Stadt gelegene St. Bernhardskloster und alle Kirchen der umliegenden Dörfer.

Während diese Greuel unter dem Schutze der Nacht vorgingen, stand die ganze Bürgerschaft unter Waffen; allein ein

---

*) Kurzer Abriß d. G. d. N. u. s. w. S. 81.

Jeder war wie gebannt und verzaubert, kein Arm erhob sich zum Schutze der Heiligthümer; das Mißtrauen hielt Jeden gefesselt. Die Catholiken glaubten, daß dieser Sturm von den Reformirten erregt sei und wagten nichts zu unternehmen, da dieselben, vereint mit dem stürmenden Gesindel, ihnen zu stark waren; die Reformirten dachten wohl, daß die Catholiken ihnen die Anstiftung dieser Scenen Schuld geben würden und waren auf ihrer Hut, damit man sie nicht ungerüstet überfalle, und überdies fürchteten beide Parteien, daß die Bilderstürmer, wenn sie mit den Kirchen fertig wären, auch Lust bekommen könnten, nach den Götzen in ihren Kasten und Geldbeuteln zu suchen.

Die noch in der Stadt zurückgebliebenen Bilderstürmer zerstörten in den zwei bis drei auf jene Nacht folgenden Tagen, was in dieser nicht vernichtet war. Als sie aber auch ein großes, sehr werthgehaltenes, vergoldetes Crucifix, welches über dem großen Chor in der Cathedrale aufgestellt war, mit Stricken umschlangen und herabrissen, und dieses in seinem Falle die um sein Gestell herum gemalten Wappen der Ritter des goldenen Vließes zertrümmerte, welche dem 1555 hier gehaltenen Ordenscapitel beigewohnt hatten, verdroß dies einige Bürger gewaltig; sie faßten sich ein Herz und jagten das Gesindel aus der Kirche, von dem sie zehn oder zwölf gefangen nahmen, darunter drei, die man auf frischer That ertappte.

Endlich gewann der Magistrat auch seine Besinnung wieder; den geschehenen Schaden konnte er freilich nicht wiederherstellen und derselbe war beträchtlich genug; allein den der Marienkirche schätzte man auf 400,000 Gulden, abgesehn von dem Verlust herrlicher Kunstwerke, werthvoller Handschriften und Documente; aber neuen Unruhen konnte vorgebeugt werden. Am 29sten wurde der Befehl erlassen, daß alle Predigten und Versammlungen der Reformirten in den Kirchen aufhören sollten; bei Strafe des Hängens wurde jede fernere Zerstörung verboten

und die Einlieferung der geraubten Gegenstände binnen vierundzwanzig Stunden anbefohlen.

Dieser Befehl wurde den Reformirten verkündigt, welche sogleich eine Schrift einreichten, in der sie „bei Gott dem Allmächtigen betheuerten, daß sie an diesen Greuelscenen keinen Antheil gehabt; obgleich die Abgötterei eine solche Strafe wohl verdient hätte, so verabscheuten sie doch das Gesindel, welches diese Zerstörung angerichtet. Sie versprachen, daß ihre Prediger, wie sie es bereits gethan hätten, ermahnen sollten, die geraubten Gegenstände dem Magistrate auszuliefern. Ferner erklärten sie, Alles zur Wiederherstellung der Ruhe in der Stadt thun zu wollen, was die Obrigkeit für nöthig finden würde, dieser überhaupt in allen Dingen zu gehorchen und alle Abgaben, als ordentliche Bürger zu tragen. Zugleich erboten sie sich, dieses Versprechen durch ihre Predicanten eidlich erhärten zu lassen und baten, daß man ihnen einige Kirchen so lange einräumen möge, bis von der Regierung eine neue Ordnung eingeführt sei.“ Auf dieses Gesuch erhielten die Reformirten vom Magistrat die Erlaubniß, in der Neustadt ihre Predigten außerhalb der geweihten Kirchen zu halten; nur dem Predicanten, welcher nach der augsburgischen Confession lehrte, wurde die St. Georgenkirche (St. Joris) auf dem Kiel, eingeräumt.

Die Befehle des Magistrats und die Bemühungen der Predicanten waren von guter Wirkung; ein großer Theil der geraubten Gegenstände wurde wieder abgeliefert und gar manches kostbare Gemälde von Kunstfreunden dem Pöbel abgehandelt und so gerettet.

Ueber alle diese Vorfälle wurde der Oberstatthalterin und dem Prinzen von Oranien täglich Bericht abgestattet und letzterer dringend gebeten, doch wieder nach Antwerpen zu kommen, um hier die Ordnung völlig herzustellen. Der Prinz ant-

wortete, daß der Magistrat das Unglück, welches die Stadt betroffen, einzig der Nichtbefolgung seines Rathes, 1200 Bürger in Sold zu nehmen, zuzuschreiben habe. Dies sah man in Antwerpen vollkommen ein und es wurde vom großen Rathe und den Vichen beschlossen, dem Prinzen von Oranien die Oberaufsicht über die Stadt zu übertragen und ihm in Allem unbedingt zu folgen, was die Sicherung und den Schutz derselben beträfe, auch Kriegsvolk aus den Bürgern in Sold zu nehmen. Zugleich erklärte man sich bereit, allen Anordnungen der Oberstatthalterin in Bezug auf die Regierung der Stadt zu gehorchen, wenn dieselben den Privilegien und Gewohnheiten derselben nicht entgegen und durch den Prinzen ausgeführt würden. Nachdem dies Alles gehörig festgestellt war, ging dieser nach Antwerpen, wo er am 26. August eintraf.

Die meisten Orte Brabants hatten mit dieser Stadt ein gleiches Schicksal, einige traf es ebenso, andre weniger hart, da die Magistrate zu rechter Zeit die Kirchen selbst ausräumten, wie zu Lier; Breda, Herzogenbusch und Bergen op Zoom hatten von den Bilderstürmern viel zu leiden. In vier bis fünf Tagen waren allein in Flandern und Brabant gegen vierhundert Kirchen geplündert und verwüstet worden.

Während den Prinzen von Oranien wichtige Geschäfte in Brüssel und Antwerpen festhielten, begann auch in seiner Statthalterschaft der Bildersturm. Am 22. August fing er zu Middelburg in Seeland an, wo mehre Mitglieder des Magistrates der reformirten Lehre zugethan waren; man beschuldigt selbst den Bürgermeister Adrian Klaassohn den Bildersturm begünstigt zu haben. Die Reformirten zwangen hier die Obrigkeit, einundzwanzig der Religion wegen gefangengehaltene Personen frei zu geben und mußte sie auch erlauben, daß die Protestanten in den Kirchen der Stadt ihre Predigten hielten. Vlißingen, Veere und alle Orte auf der Insel Walchern hatten dasselbe

Schicksal. Zu Arnemuiden soll der Amtmann Johann Ypenssohn den Bilderstürmern selbst die Thüren der Kirchen geöffnet haben. Tolen und andre Orte in Seeland entgingen dem allgemeinen Unglück nicht.

In Utrecht geschah die Plünderung am 24sten und 25sten August. Das Gerücht, daß gegen achttausend bewaffnete Protestanten das Land durchzögen, um überall die Kirchen zu verwüsten, hatte die Obrigkeit eingeschüchtert und dem unruhigen Pöbel Muth gemacht. Nachdem die Hauptkirche von demselben eine Zeit lang geplündert war, schickte er Abgeordnete an den Rath und verlangte, daß den Uncatholischen zwei Kirchen eingeräumt werden sollten. Auf die Entschuldigung der Rathsherrn, daß sie nicht stark genug wären, dies zu bewilligen, erwiderte ihnen einer der calvinistischen Abgeordneten: „Esset Schinken mit Senf, so werdet ihr stark.“ Diese Unverschämtheit bekam dem Sprecher aber sehr übel, denn er wurde später dafür hingerichtet. Für jetzt ließ er sich jedoch, so wohl wie seine Mitgenossen, damit hinhalten, daß der Rath versprach, das Gutachten der Oberstatthalterin und des Prinzen von Oranien über ihr Gesuch einzuholen. Das Volk war jedoch damit nicht zufrieden und stürzte in die Kirche, die es verheerte. Johann von Renesse, Herr von Wilp, der anfangs den Vermittler zwischen dem Rath und dem Volke gemacht hatte, lieferte dem letzteren selbst Werkzeuge, worin ihn seine natürlichen Brüder und einige andre adlige Herren unterstützten; einige derselben sollen den Pöbel bezahlt und zur Zerstörung der Bilder und Heiligthümer gedungen haben. Endlich am 27sten sah sich der Rath genöthigt, den Calvinisten die St. Jacobskirche abzutreten und im Nothfall noch eine andre zu versprechen.

In Amsterdam hatte der Magistrat, der das Ungewitter heranziehen sah, die Kirchen ausräumen lassen und darin nur einige der schwersten Bilder stehen lassen. Da diese aber am

meisten ins Auge fielen, so wurde der Pöbel dadurch gereizt und brach eines Abends in die alte Kirche, aus welcher ihn jedoch der Schultheiß Peter Peterssohn mit einigen vierzig bewaffneten Bürgern bald vertrieb. Die Bürgermeister standen nebst dem Magistrate aber sehr große Angst aus und bewilligten, daß die Bilder aus den Kirchen entfernt und diese bis auf näheren Befehl der Oberstatthalterin geschlossen werden sollten. — Zu Leyden wurde der Bildersturm durch zwei zum Geusenbunde gehörige Edelleute, Jacob von Wyngaarden und Arnold von Duivenvoorde, befördert; auch bemerkte man hier, daß die Bilderstürmer einen Geusenpfennig an rother Schnur um den Hals trugen. Im Haag plünderte man die Kirchen vor den Augen des Raths von Holland und erbrach die Kasten, aus denen man das Geld wegnahm. Wie es hieß, soll ein Herr von Hofwegen sich haben verlauten lassen, daß er die Bilderstürmer mit sechshundert Mann unterstützen werde, wenn man sie bei ihrer Arbeit störe. Zu Schoonhoven und Gronichem fanden ähnliche Auftritte statt. Zu Woerden hatte der Magistrat die Bilder aus der Kirche wegnehmen lassen, da viele Lutheraner in der Stadt wohnten, worauf sich die Unruhe legte, die aber dem Herzog Erich von Braunschweig, der selbst Lutheraner war und Woerden vom König Philipp pfandweise besaß, Veranlassung gab, einiges Kriegsvolk und Munition in das Schloß schaffen zu lassen. Der Stadtrath beklagte sich darüber bei den Ständen, doch, wie es scheint, ohne sonderlichen Erfolg. Wessel von Boetzelaar, Herr von Asperen, der schon längst in seiner Stadt reformirt hatte predigen lassen, soll den Bilderstürmern den Zugang zu derselben geöffnet haben, worauf sie unter Anführung des Drosts von Kuilenburg, Wilhelm von Nyveld, alle Kirchen und Klöster ausräumten. Während des Plünderns wurde jedoch bei Todesstrafe verboten, Kirchenschmuck wegzunehmen und das zerschlagene Holzwerk den Armen

gegeben. Zu Kuilenburg und Vianen waren die Bilder schon längst vernichtet. In Dortrecht gelang es dem Bürgermeister Arend van der Myle und in Gouda dessen Sohn, dem Schloßvoigt Cornelius van der Myle, die Plünderung zu verhindern. Die Zahl der Protestanten scheint hier nicht groß gewesen zu sein, da schon die öffentlichen Predigten bei diesen Städten nicht zu Stande kommen konnten. Ganz befreit blieb Dortrecht aber doch nicht von dem allgemeinen Unglück; in späterer Zeit wurden auch hier zwei Kirchen geplündert.

Ganz verschont blieb Harlem; anfangs auch Delft und Briel; allein im October hauste man in einigen Kirchen und Klöstern zu Delft sehr übel, zu deren Verwüstung man, wie es heißt, den Pöbel gedungen haben soll. Rotterdam soll ebenfalls verschont geblieben sein, obgleich einige Umstände dagegen sprechen. Zu Alkmaar wurde geplündert; Hoorn und Enkhuisen blieben verschont. — Ebenso, wie den schon genannten Provinzen, erging es Geldern, Friesland, Gröningen, Overissel u. s. w. Weniger litten Hennegau und Artois, ganz frei blieben Namur und Luxemburg, wo die Zahl der Reformirten nicht sehr bedeutend war.

Ueber die Anstifter dieses Bildersturmes, der plötzlich wie ein Erdbeben kam und eben so schnell und zerstörend wirkte, hat man mancherlei Vermuthungen geäußert; zu einem bestimmten Resultate ist man niemals gekommen, obgleich man bei einer genauen Prüfung der Vorgänge in jener stürmischen Zeit die Urheber dieser erstaunlichen Begebenheit mit ziemlicher Sicherheit erkennen kann. Spanisch gesinnte Schriftsteller sagen, daß dieser Bildersturm auf der Versammlung des Adels zu St. Truyen beschlossen worden sei; Andere nennen den Prinzen von Oranien und den Grafen Ludwig von Nassau Anstifter desselben; wieder Andere geben ihn der hugenottischen Partei in Frankreich Schuld, welche ihre Glaubensbrüder in den Niederlanden dazu

aufgehetzt haben sollte, um die Aufmerksamkeit des Königs Philipp auf dieses Land zu ziehen und ihn abzuhalten, die catholische Partei in Frankreich zu unterstützen. Wir haben die Ueberzeugung, daß an allen diesen Behauptungen etwas Wahres ist. Eben das plötzliche und an mehren Orten fast zugleich stattfindende Ausbrechen des Bildersturmes, welches manche Schriftsteller als einen Beweis dafür angesehen wissen wollen, daß derselbe ohne besondere Vorbereitung und nähere Veranlassung entstand, beweist grade das Gegentheil und irrt man sicher nicht, wenn man die Lenker dieser Bewegung unter den protestantischen oder protestantisch gesinnten Oberhäuptern des verbündeten Adels sucht. Daß Jemand öffentlich zu St. Truyen einen solchen Vorschlag zu machen gewagt haben sollte, ist nicht wahrscheinlich, da bei der Versammlung viele Catholiken zugegen waren, die durch denselben höchlich beleidigt worden wären; allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß die protestantischen Edelleute hier einen Schritt verabredeten, der die Regierung schrekken und ihr die Macht ihrer Partei zeigen sollte. Höchst wahrscheinlich war es nur der Zweck dieser heimlichen Anführer, daß ihre Glaubensgenossen sich mit Gewalt in den Besitz von Kirchen setzen sollten, die man ihren wiederholten Bitten abgeschlagen hatte. Daß solche Anführer existirten ist dadurch bewiesen, daß die Bilderstürmer überall aussagten, sie folgten nur den Befehlen ihrer Oberen. Man hatte die wilden Horden landflüchtiger Protestanten nicht ohne Absicht im Lande geduldet, während es am Anfange leicht gewesen wäre, sie hinaus zu treiben; die Befehle der Oberstatthalterin hierzu wurden absichtlich sehr lau befolgt, da man diese Menschen brauchte, wenn man irgend einen Hauptschlag gegen die Regierung ausführen wollte. Daß dieselben die erhaltenen Befehle überschritten und überall die Kirchen verheerten und plünderten, ist durchaus nicht zu verwundern und muß man im Gegentheil darüber erstaunen,

daß diese rohen Horden, so groß auch die Verwüstungen waren, die sie angerichtet hatten, in ihrer fanatischen Wuth sich nicht bösartiger zeigten, besonders da sie so geringen Widerstand fanden.

Man stelle sich nur lebhaft die Lage dieser armen Menschen vor, rufe sich die Roheit des 16ten Jahrhunderts ins Gedächtniß und man wird diese Bilderstürmer nicht so strenge verdamman können, wie es von den meisten Geschichtsschreibern geschieht, die nicht Flüche und Verwünschungen genug finden können, wenn sie von ihnen reden. Weil diese armen Leute einer Lehre folgten, die sie für besser als die catholische hielten, mußten sie wie gehetztes Wild sich im Lande umherdrücken, Elend jeder Art erdulden und stets zur Vertheidigung ihres jammervollen Lebens bereit sein, das man ihnen mißgönnte. Bis an die Zähne bewaffnet, als ginge es in die Schlacht, mußten sie zu ihren Predigten schleichen, um hier, der brennenden Sonnenhitze oder dem Ungestüm der Witterung ausgesetzt, das Wort Gottes zu hören, während heller Glockenton die Catholiken in prachtvoll geschmückte Kirchen rief, in welchen sie, angethan mit ihren besten Feierkleidern, in hoffährtiger Demuth ihre Frömmigkeit zur Schau trugen. Dieser Druck, den die herrschende Kirche ausübte, mußte nothwendig einen tiefen Haß gegen sie erregen und zu allen Unternehmungen gegen dieselbe geneigt machen. Der Gottesdienst der Catholiken war den Protestanten ein Gräuel und vor Allem erschien ihnen die Verehrung der Heiligenbilder, welche in jener Zeit der Dummheit, wie ja noch heute in manchen catholischen Ländern, in Anbetung ausgeartet war, als der schändlichste Götzendienst. Sie betrachteten ein Heiligenbild mit denselben Augen, wie die Juden den Baal der Philister, und glaubten ein eben so gegründetes Recht wie jene zu haben, die Götzen umzuwerfen und zu zerstören. Die Kunst, welche an denselben verschwendet war, wußte das gemeine Volk nicht zu würdigen, das kostbarste Gemälde war ihm nichts, als

eine mit Oelfarbe bestrichene Leinwand; die wunderbar aufgeputzten Marienbilder erregten seinen Spott und es zerstörte dieselben nur deshalb mit solchem Eifer, weil es wußte, daß seine Unterdrücker diese Holzpuppen heilig hielten. Daß der uncatholische Pöbel sich durch den Raub der Schätze der sie unterdrückenden Kirche für alle seine Entbehrungen bezahlt machen wollte, kann man ihm ebenfalls nicht so übel nehmen, denn diese bestal sie um Rechte, welche jedem Menschen zukamen, und was die Verspottung der allerheiligsten catholischen Heiligthümer betrifft, so waren sie dieses nicht für die Protestanten, und Zartgefühl und Achtung, selbst gegen die Irrthümer einer feindlichen Religionspartei, kann man vom Pöbel nicht verlangen. Das Einzige, was bei diesem Bildersturm zu bedauern, ist der Verlust so vieler Meisterwerke, kostbarer Bücher und unersetzlicher Dokumente.

Was die Vermuthung, daß der Bildersturm von den reformirten Häuptern des verbündeten Adels vorbereitet und geleitet wurde, noch bestärkt, ist die Festsetzung des Termins von 24 Tagen, während welcher Zeit der Adel keine Neuerung vorzunehmen, sondern ruhig die Antwort des Königs zu erwarten versprach, und daß der Bildersturm bald nach Ablauf dieses Termins ausbrach, als es bekannt wurde, daß diese Antwort endlich eingetroffen, man aber zögere, sie bekannt zu machen, woraus man ganz natürlich schließen mußte, daß sie hart und abschlägig und somit alle Hoffnung auf Güte und Gnade abgeschnitten sei. Ein fernerer Grund für unsere Vermuthung ist die offenbare Begünstigung des Bildersturmes durch mehre, selbst zum Geusenbunde gehörige Edelleute und die Lauheit und Unthätigkeit der meisten Magistrate; allein als Beweis für dieselbe kann Folgendes gelten.

An dem Tage, nach dem von der Oberstatthalterin mit dem verbündeten Adel zu Brüssel geschlossenen Vertrag, von dem

später die Rede sein wird, am 24. August, kam le Clerc, ein Advocat von Tournai, der in den damaligen Staatsränken sehr erfahren war, nach Gent und brachte den Predigern und Oberhäuptern der Uncatholischen einen von dem Grafen Ludwig von Nassau und sechs andern vornehmen Adligen unterschriebenen Brief folgenden Inhalts: „Man solle dem getroffenen Vergleich gemäß, welcher die reformirte Religion auf einen festen Fuß zu setzen und ihr alle Sicherheit zu gewähren scheine, sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten und den Leuten Frieden gebieten, indem künftig Niemand mehr wegen der Religion beunruhigt werden würde." Das Uebrige war in Chiffern geschrieben und dem Briefe noch eine Beglaubigung für den Ueberbringer beigefügt. Le Clerc ließ die sogenannten Consistorialen zu sich in seinen Gasthof berufen und unterredete sich hier mit ihnen eine ganze Stunde. Dieser Brief und diese Unterredung hatten mehr Gewalt, als alle Anordnungen der Obrigkeit; es hörten nicht nur alle Gewaltthätigkeiten in Gent, sondern auch im ganzen Lande plötzlich auf, als dieser Befehl des Grafen Ludwig bekannt wurde.

Die Oberstatthalterin, die in diesem Jahre, 1566, schon so viel Angst auszustehen gehabt hatte, erschrak sehr, als sie die ersten Nachrichten von dem Ausbruch des Bildersturms in Flandern erhielt. Sie machte dem Statthalter dieser Provinz, dem Grafen Egmont, die heftigsten Vorwürfe und ließ sogleich zur Sicherung der Stadt Lille die wenigen disponiblen Truppen dorthin marschiren. Dieß wurde ihr sowohl von einigen Staatsräthen, wie von dem Grafen Egmont sehr widerrathen, indem es gefährlich sei, gegen einen so allgemeinen Aufruhr Waffen zu gebrauchen und man, um ihn zu unterdrücken, wenigstens zweimalhunderttausend Menschen niederhauen müsse. Die Nachrichten wurden immer drohender, und da man täglich befürchtete, den Bildersturm in Brüssel ausbrechen zu sehn, so be-

schloß die Oberstatthalterin auf den Rath des Herzogs von Arschot, nach Mons (Bergen) in Hennegau zu fliehen. Alle Vorstellungen des Adels und des Stadtrathes gegen diesen Schritt, welcher die Rebellen nur ermuthigen müsse, waren fruchtlos; die Abreise war auf den folgenden Morgen festgesetzt.

Viglius beschloß das Aeußerste zu wagen, diese Flucht der Regentin zu verhindern; er veranlaßte den Magistrat, die Thore besetzen und schließen zu lassen und den Befehl zu geben, daß Niemand, der zum Hofe gehöre, herausgelassen werde. Er begab sich darauf zur Oberstatthalterin, und da alle seine Vorstellungen nichts halfen, so sagte er ihr, daß die Bürger bereits die Thore gesperrt und beschlossen hätten, sie nicht hinauszulassen. Dies wirkte mehr als alle Vorstellungen, und sie entschloß sich, diesen Tag noch in Brüssel zu bleiben, da die bald nach Viglius kommenden Edelleute ihr die Zusicherung gaben, sie, wenn Gefahr vorhanden, ungefährdet aus Brüssel zu bringen, oder darüber zu Grunde zu gehn. Sie ließ in der Eile die Besatzung vermehren, bewaffnete ihren ganzen Hof und ernannte den Grafen Peter Ernst von Mansfeld zum Befehlshaber von Brüssel. Dieser begab sich sogleich mit dem Prinzen von Oranien und den Grafen Egmont, Hoorne und Hoogstraten auf das Rathhaus, wo sie den versammelten Bürgern ankündigten, daß die Herzogin darin gewilligt habe, in der Stadt zu bleiben, unter der Bedingung, daß hier alle öffentliche Predigten und Plünderungen der Kirchen unterblieben und die Bürger dem Grafen Mansfeld in allen Dingen Gehorsam leisteten. Diese gaben freudig das Versprechen und die Herzogin wurde für den Augenblick etwas beruhigt; allein gegen Abend stieg ihre Angst wieder, als sie die Nachricht erhielt, daß man diese Nacht in Brüssel stürmen werde und den Entschluß gefaßt habe, sie gefangen zu nehmen und die Herrn von Barlaimont und von Aremberg todtzuschlagen. Der Adel hatte genug zu thun, ihr

dieses auszureden. Sie schrieb darauf an den König, daß sie von dem Prinzen von Oranien, den Grafen Egmont, Hoorne und Hoogstraten verrathen und in Brüssel so gut als gefangen sei; sie bitte deshalb den König, schleunigst selbst nach den Niederlanden zu kommen, oder einige spanische Truppen zu schicken. Briefe ähnlichen Inhalts schrieben auch die Herrn von Barlaimont, Noircarmes und der Präsident Viglius.

Als am folgenden Tage, den 23sten August, immer beunruhigendere Nachrichten von allen Seiten kamen und die Furcht vor einem Ausbruch der Unruhen in Brüssel immer ernstlicher wurde, so beschloß sie endlich mit den Statthaltern der Provinzen, den Rittern des goldenen Vließes, dem Staats- und geheimen Rathe u. s. w.: „den Edelleuten zu versprechen, daß Niemand wegen der Predigten, an den Orten, wo sie einmal eingeführt wären, ein Leid zugefügt werden sollte, unter der Bedingung, daß man sich aller Ausschweifungen und Aergernisse enthielte, die Waffen ablegte und die Catholiken in der Uebung ihres Gottesdienstes ungestört ließe."

Diesem Entschluß gemäß wurden der Prinz von Oranien, die Grafen Egmont und Hoorne, der Herr von Hachicourt und der Rathsherr von Assonville bevollmächtigt, mit dem Grafen Ludwig von Nassau und den zwölf andern Abgeordneten des verbündeten Adels zu unterhandeln. Das Resultat dieser Unterhandlungen war ein Vergleich folgenden Inhalts: „Der König willige in den Aufschub der Inquisition, wie auch in die Veränderung der Strafverordnungen; ob dieselbe jedoch durch die allgemeine Ständeversammlung gemacht werden solle, habe er noch nicht beschlossen; allein die Oberstatthalterin wolle ihr Bestes thun, ihn hierzu zu bewegen. Ferner wolle sie dem Adel zu seiner Beruhigung eine schriftliche Versicherung geben, in welcher der König versprechen sollte, alles Vergangene als nicht geschehen zu betrachten, unter der Bedingung, daß Jeder

in Zukunft seine Pflicht thäte und verspräche, nichts gegen den König, dessen Staaten und Unterthanen zu unternehmen, dagegen alles, was in seinen Kräften stände, zu thun, den Aufruhr im Lande zu stillen, die Plünderung der Kirchen zu verhindern, die Ruhestörer zu bestrafen und es dahin zu bringen, daß die Waffen niedergelegt würden. Ferner sollte der Adel das Predigen künftig auch in den Orten verhindern, wo es bis jetzt noch nicht stattgefunden und darauf sehen, daß es an den Orten, wo es bereits gebräuchlich, unbewaffnet und ohne Störung der Ruhe geschähe. Endlich sollte er aus allen Kräften zu bewirken suchen, daß alle diejenigen, welche in Bezug auf die Religion, oder aus andern Ursachen unzufrieden wären, sich dem unterwürfen, was der König mit Einwilligung der allgemeinen Ständeversammlung beschließen würde."

Diesem vom 23sten August datirten und nur von der Oberstatthalterin unterzeichnetem Vergleiche folgt die in demselben versprochene, schriftliche Versicherung, worin allen Statthaltern, Rittern des goldenen Vließes, Präsidenten, Mitgliedern des Rathes u. s. w. befohlen wird, in keiner Weise jetzt oder künftig etwas gegen diejenigen Edelleute zu unternehmen, welche sich verbunden und die Bittschrift überreicht hätten. Dieser, vom 25. August datirte Brief war eigenhändig von der Oberstatthalterin und „auf ausdrücklichen Befehl ihrer Hoheit," wie dabei bemerkt ist, von dem Doctor Querlope unterzeichnet und an denselben das Siegel der Herzogin, in rothem Wachs und mit doppelten Zipfeln, gehängt worden.

Die Versicherungsbriefe wurden den Abgeordneten des verbündeten Adels nach geleistetem Schwur und Ausstellung eines Reverses ausgehändigt, in welchem sie für sich und alle Verbundene bei ihrem adligen Wort gelobten, alle Punkte des Vergleiches zu halten, und so lange dies auch von der Oberstatthalterin geschähe, ihre Verbindung als aufgelöst zu betrachten. —

Am 26sten August wurden Abschriften des Vergleiches und des Versicherungsbriefes an alle Gerichtshöfe der Provinzen und Städte geschickt.

Mit schwerem Herzen hatte die Oberstatthalterin in diesen Vertrag gewilligt und mit unsäglicher Angst berichtete sie darüber dem Könige. Sie schrieb ihm untern 28. August in einem sehr kläglichen Briefe: „daß sie sich endlich hätte entschließen müssen, etwas zu bewilligen, was Sr. Majestät unwürdig und ihr selbst so schimpflich wäre, daß sie es nicht ohne Schmerz und Schaam schreiben könne. Nach langem Widerstande, nach so mancher durchwachten Nacht, gequält vom Fieber, geängstigt von Gefahren, körperlich und geistig krank, wäre sie endlich durch die Noth dazu gezwungen worden, die Rebellen zu begnadigen und ihnen die verlangte Sicherheit zu bewilligen. Doch, da sie Beides in ihrem eigenen Namen gethan, so könnte der König das Bewilligte widerrufen, indem ein Vertrag, der nicht in seinem Namen errichtet worden, ihn nicht bände u. s. w. Zum Schlusse beschwört sie ihn, „die Reise nach den Niederlanden noch vor dem Frühjahr anzutreten und die auf das Aeußerste gekränkte Religion auf das Baldigste zu rächen.“

Während die Herzogin so lamentable Briefe an den König schrieb, thaten die Statthalter und auch die verbündeten Edelleute, was sie konnten, den Artikeln des Vergleiches nachzukommen. Wie wir schon bei Gelegenheit des Bildersturms zu Antwerpen erzählten, kam der Prinz von Oranien am 26sten wieder in diese Stadt. Er ließ sogleich den Reformirten ansagen, daß sie von allen vier Sprachen, oder Nationen, wie man sie nannte, vier Deputirte unter sich wählen und bevollmächtigen sollten, mit ihm in Bezug auf die Ausübung des Gottesdienstes zu berathschlagen. Zuerst sorgte er dafür, daß den Catholiken alle Kirchen wiedergegeben und die bei dem Bildersturm eingefangenen Vagabonden bestraft wurden. Die drei, welche

man auf frischer That ertappt hatte, wurden am 28sten auf dem Markte gehängt, die andern aus dem Lande gejagt.

Mit den Abgeordneten der Reformirten kam er dahin überein, „daß diese frei und ungestört, allein höchstens mit dem Schwert bewaffnet, ihre Predigten in der Stadt halten könnten, zu welchem Zweck ihnen, da der Winter herannahe und die Versammlungen unter freiem Himmel unmöglich mache, erlaubt wurde, entweder Kirchen zu bauen oder andere Gebäude für ihren Gottesdienst einzurichten. Dieser sollte an Sonn- und Festtagen jedesmal zur bestimmten Stunde gehalten werden, an andern Wochentagen aber untersagt sein, außer am Mittwoch, wenn in die Woche kein Festtag fiele. Ferner sollte keine Secte mehr als zwei Prediger haben, und müßten diese entweder geborne Niederländer oder doch Bürger einer angesehenen Stadt in den Provinzen sein. Auch sollten die Reformirten schwören, der Obrigkeit und dem Prinzen in bürgerlichen Sachen zu gehorchen, und, wie alle übrigen Bürger, die Abgaben zu bezahlen. Keinem Prediger sollte es erlaubt sein, die catholische Religion auf der Kanzel zu lästern. Bei den Wahlen ihrer Prediger und Vorsteher sollte jedesmal ein Bevollmächtigter des Magistrates zugegen sein, damit dieser über die Resultate solcher Versammlungen Bericht abstatten könne. Diese Einrichtung solle so lange bestehen, bis der König einen andern Beschluß gefaßt habe; fiele dieser zu ihrem Nachtheile aus, so sollte es den Uncatholischen erlaubt sein, mit ihrem Vermögen und ihren Familien ungehindert die Niederlande zu verlassen.“ Dieser Vertrag wurde sowohl von den Reformirten, wie auch von dem Magistrat und dem Kriegsvolk beschworen, welches man unter den Bürgern, zum Schutz der Stadt, angenommen hatte.

Die Oberstatthalterin mißbilligte es sehr, daß der Prinz den Ketzern erlaubt hatte, innerhalb der Stadt ihre Predigten zu halten; allein er vertheidigte sich und sagte: „daß ihm täg-

liche Erfahrungen den Beweis gegeben hätten, daß diese Predigten innerhalb der Städte weniger gefährlich wären, als die auf freiem Felde. Unter den Augen der Obrigkeit wären die Versammlungen niemals so zahlreich und stürmisch, und wagten die Prediger auch nicht, sich so sehr ihrem ansteckenden Enthusiasmus zu überlassen und so heftig gegen die Regierung zu sprechen, als auf freiem Felde, wo sie keine Rücksicht hindere, sondern sie im Gegentheil eine große, für ihre verführerischen Reden eingenommene Volksmenge dazu ermuntre. „Diese Maaßregeln, schloß er, sind nicht allein klug, sondern nothwendig, denn man kann weder hoffen, die Reformirten zu unterwerfen, noch sie zu gewinnen. Sie haben ernstlich gezeigt, daß sie fest entschlossen sind, mit oder ohne Einwilligung der Regierung, freie Ausübung des Gottesdienstes in der Stadt einzuführen. Bei den Versammlungen auf freiem Felde fanden sich wenigstens 25,000 Reformirte ein, während die in der Stadt gehaltenen höchstens aus 10,000 Köpfen bestehen. Aber wo ist die Armee, die fähig wäre, eine solche Menge Sectirer in Zaum zu halten? und welcher selbst catholische Einwohner würde sich bewegen lassen, die Waffen gegen seine Mitbürger zu ergreifen?"

Graf Egmont war in seiner Statthalterschaft sehr thätig; er gebot diesmal seinem weichen Herzen Schweigen und beschloß, dem Könige zu zeigen, wie sehr es ihm Ernst sei, ihm eifrig zu dienen. Er gab den Catholiken alle ihnen geraubte Kirchen wieder und zwang die Reformirten, sich genau nach den Vorschriften der Oberstatthalterin zu richten. Die Bilderstürmer ließ er verfolgen und strenge bestrafen. Sein Edelmann, Johann Casembrood, Herr von Backerzeel, verfolgte einen Haufen Bilderstürmer, der eine Stadt in Hennegau überfallen wollte, erreichte ihn bei Grammont in Flandern, griff ihn an, tödtete davon zwölf und nahm dreißig gefangen, von denen zweiundzwanzig sogleich aufgehängt wurden.

Mit derselben Strenge handelte der Graf von Megen in Geldern; er unterdrückte die Protestanten und vertrieb ihre Prediger. Eben so verfuhr der Graf von Aremberg in seiner Statthalterschaft.

In Tournai waren die Unruhen sehr bedeutend gewesen, da hier die Zahl der Calvinisten sehr groß war. Sechstausend Rebellen hatten die Garnison belagert, und der Commandant derselben schrieb der Oberstatthalterin, daß er sich nicht einen Tag mehr halten könne, wenn sie ihm nicht schleunigst Hülfe schicke. Die Herzogin hatte keine Truppen bereit und sah kein Mittel, die Garnison zu retten, wenn es Graf Hoorne nicht vermochte, den sie nach Tournai schickte, da der Statthalter, Herr von Montigni, in Spanien war. Der Graf drang mit Gefahr seines Lebens mitten unter die Empörer, und seiner Geschicklichkeit gelang es, sie nicht allein zur Aufhebung der Belagerung, sondern auch zum Niederlegen der Waffen und dazu zu überreden, daß sie sich mit einigen bequemen Plätzen außerhalb der Stadt zu ihren Versammlungen begnügten.

Die Statthalterschaft von Valenciennes hatte die Oberstatthalterin in der Abwesenheit des Markgrafen von Bergen, Herrn Philipp von St. Adelgonde, Herrn von Noircarmes, übertragen. Die Bedingungen, welche dieser den Reformirten stellte, gefielen ihnen sehr wenig und sie bestanden darauf, daß ihnen einige Kirchen in der Stadt eingeräumt würden; wenn man ihnen nicht willfahrte, so wollten sie Valenciennes den französischen Hugenotten übergeben. Zu diesem widerspenstigen Benehmen waren sie durch einen ihrer Prediger, La Grange, aufgehetzt worden. Die große Anzahl der Calvinisten und die Hülfe, welche dieselben von ihren Glaubensgenossen in Frankreich zu erwarten hatten, erlaubten dem Statthalter nicht, Gewalt gegen sie zu gebrauchen.

In Utrecht hatte die Oberstatthalterin den zwischen dem

Magistrat und den Reformirten gemachten Vergleich vernichtet, und da letztere hierüber sehr aufgebracht waren und neue Unruhen zu entstehen drohten, so nahm man auf Kosten der Stadt 500 Mann in Sold, mit deren Hülfe die Predigten außerhalb der Stadt verlegt wurden. — In Amsterdam fügte man sich nicht so ruhig den Befehlen der Oberstatthalterin; die Protestanten wollten die einmal errungenen Vortheile nicht wieder aufgeben und es entstanden häufige Tumulte. Am 26. und 27. September nahmen die Protestanten das Franziskaner- und Karthäuserkloster mit Gewalt in Besitz, obgleich die Vernünftigern unter ihnen durchaus gegen solche Schritte waren. Am 30sten sah sich der Magistrat genöthigt, mit den Calvinisten einen Vertrag zu machen, durch den ihnen ähnliche Freiheiten, wie die zu Antwerpen waren, bewilligt und die Franziskanerkirche nebst dem Kirchhofe eingeräumt wurde.

In Brüssel, wo der Vertrag mit den Edelleuten geschlossen worden war, wurde er auch zuerst, und zwar durch die Oberstatthalterin selbst, verletzt. Sie duldete es nicht, daß Bürger zu den Predigten nach Vilvoorden gingen. Als Graf Ludwig von Nassau sie fragen ließ, ob Brüssel weniger Recht als andre Städte habe, erwiderte sie, daß, wenn schon vor dem Vertrag öffentliche Predigten bei Brüssel gehalten worden, es nicht ihre Schuld sei, wenn diese jetzt nicht mehr stattfänden. Zugleich ließ sie aber unter der Hand den Reformirten sagen, daß sie Jeden, der es wagen sollte, zu einer Predigt zu gehen, aufhängen lassen würde.

Auf solche Weise wurde der mit dem Adel geschlossene Vertrag von spanischer Seite noch häufig verletzt und dies als Hauptbeweis für die Rechtmäßigkeit der spätern Bewaffnung gegen den König angeführt.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

Druck von B. Kehser Sohn Magdbg.

MARGARETHE
Herzogin von Parma.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Corvin-Wiesbitzki, Otto von

Der Niederländische Freiheitskrieg nach der besten Quellen bearbeitet

Bd.: 1

Leipzig (1841)

Belg. 51 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10273026-1